Good
Ge 830.8
wie, Sam
99807

00099807

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-400 023.

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

99807

Vierunddreißigster Band.

34 V 31

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

God
Geo 830.8
wie/sam.
99007

00099807

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vermiſchte Schriften.

Inhalt.

Seite

Die Bunkliade oder die Quinteſſenz aus Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und Meinungen 1

Verſuch über das deutſche Singſpiel und einige dahin einſchlagende Gegenſtände 71

Die Perſpectiv in den Werken der griechiſchen Maler 107

Ueber die Ideale der griechiſchen Künſtler 115

Miscellaneen:

1. Agrippa von Nettesheim (Heinrich Cornelius) 175
2. Ueber einige ältere deutſche Singſpiele, die den Namen Alceſte führen 185
3. Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule 218
4. Anekdoten aus der Kunſtgeſchichte 223
5. Apelles 227
6. Ariſtophanes 254
7. Ariſtoteles 353
8. Athens Staatsverfaſſung 361
9. Atheniſche Nußkrämerinnen 386
10. Auguſtus 390

Anmerkungen 391

Die Bunkliade

oder

die Quinteſſenz

aus

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und Meinungen.

1778.

Vor einigen Jahren kam zu Paris kein Büchlein in Prosa oder Reimen, in dessen Aufnahme Autor und Verleger einiges Mißtrauen setzten, zum Vorschein, ohne daß es durch eine Anzahl Vignetten von Eisen und Longueil unterstützt wurde. Bei uns ist jetzt Chodowiecky der Nothhelfer; und wahrlich, wenn der Gewinn, den ein deutscher Verleger durch ihn macht, den des französischen so weit überträfe, als Chodowiecky über Eisen ist, so wär' es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch selbst ihre Erwartung noch so übel betrogen hätte, sich nicht zu beklagen, wenn sie z. B. für 3½ Thaler Conventionsgeld sechzehn Kupferstiche von Chodowiecky von den besten Abdrücken, und nach billigem Abzug eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch enthalten mag, noch vier bare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen.

Ob dieß auch bei Herrn Johann Bunkels Leben und Meinungen der Fall sey, wollen wir nicht voraus entscheiden; so viel scheint gewiß zu seyn, daß der Herausgeber, nach der hohen Meinung, die ihm von dem innern Werth des Buches selbst von so glaubwürdigen Männern als die Monthly Reviewers beigebracht worden war, zu urtheilen, dasselbe durch die Kupfer von unserm berühmten Künstler vielmehr zu ehren als zu unterstützen gedachte. Denn, wahrlich, „die Biographie seines eignen Lebens, von einem

fünfzigjährigen Manne geschrieben, der auf sein wohlgelebtes Leben mit gutem Gewissen und völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksieht — und ein Schriftsteller, der (nach dem vollgültigen Zeugniß der monatlichen Musterschreiber in London) nicht nur vollkommen einzig für sich und in seiner Art eben so original als Shakespeare und Samuel Richardson, sondern auch der sonderbarste, der launigste, der angenehmste, seltsamste Schriftsteller ist, der je die Feder geführt — ein solches Buch, von einem solchen Verfasser, macht sein Glück durch sich selbst und bedarf keiner fremden Unterstützung.

So dachte (wie ich wenigstens jetzt, im Jahre 1798, gänzlich versichert bin) der deutsche Herausgeber dieses in der That in seiner Art ganz einzigen Werkes, als er es ankündigte; und wenn wir Andern auf seine und der Reviewer Garantie hin auch zu sanguinisch in unsrer Erwartung waren, so sind wir doch wenigstens zu entschuldigen, wenn wir nach einer solchen Ankündigung erwarteten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne seyn werde.

Wie diese Erwartung erfüllt worden, ist ohne Zweifel manchen von den Lesern, welche Johann Bunkel im Jahre 1778 hatte, und die seinen literarischen Tod überlebt haben, noch erinnerlich. Genug, die beinahe allgemeine Wirkung, die es auf den Leser that, war so beschaffen, daß der Verfasser der Bunkliade sich bewogen fand und, im eigentlichsten Verstande des Wortes, ein gutes Werk zu thun glaubte, eine so sonderbarst-seltsamste Erscheinung in der literarischen und moralischen Welt genauer zu beleuchten und, da sie doch nur eine schnell vorübergehende Dauer zu versprechen schien, wenigstens die Quintessenz oder den Geist derselben

auszuziehen und die große Mehrheit der Käufer des Buchs, die sich unmöglich überwinden konnte, es von einem Ende zum andern zu durchlesen, für das, was sie dadurch verloren hätten, einigermaßen zu entschädigen. — Und nun kein Wort weiter, zur Einleitung, Rechtfertigung oder Entschuldigung der folgenden Blätter!

Wessen man sich zu Herrn Johann Bunkel, was seine Fähigkeiten betrifft, zu versehen habe, lernen wir von einem Zeugen, gegen dessen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden ist, von Herrn Johann Bunkel selbst. „Ich habe, sagt er (1. Th. S. 288), wenig Recht, auf außerordentliche Erkenntniß Ansprüche zu machen, da ich nur einen langsamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bei der niedrigern Art von Gelehrten antrifft.“ — Damit man aber gleichwohl begreifen könne, woher so viel philologische, metaphysische, mathematische, theologische, mineralogische, chemische ꝛc. ꝛc. Schul- und Collectaneen-Gelehrsamkeit, als er an seinem Buche auslegt, in seinen langsamen Kopf gekommen sey, setzt er hinzu: „Aber ich bin sehr fleißig gewesen, und mein ganzes Leben ist mit Lesen und Denken zugebracht.“ — Aus diesem Zeugnisse von sich selbst sehen wir, daß wir wenig von seinem Witz zu erwarten haben; und so könnten wir uns billig verwundern, wie die mehrbesagten Reviewers diesen langsamen Alltagskopf mit Shakespearen und Richardson zusammen stellen und sagen konnten: „Wenn jene Vortrefflichkeit aus angebornem uncultivirtem Genie hergerührt, so scheine hingegen Johann Bunkels erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu seyn, die durch

romantisches Wesen und religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." — Unstreitig verdient über diesen Punkt Bunkel selbst und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben als die Herren Musterer: und was liegt auch am Ende daran, wenn Bunkel kein Dichtergenie hat? Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muß er, trotz der Langsamkeit seines Kopfes, ein desto stärkerer und tieferer Denker seyn; und so können wir darauf rechnen, für das, was ihm an Einbildungskraft und Witz abgeht, reichlich entschädiget zu werden. Was für neue, tief geschöpfte, reichhaltige Bemerkungen, was für eine lehrreiche Geschichte seines Geistes haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicher Weise findet sich aber von dem Allen nichts in seinem Buche; nichts, nichts, was man im strengsten Sinne nichts heißt; nicht zwei neue Bemerkungen von einiger Erheblichkeit; nicht einmal die Gabe, den Gemeinörtern, wovon das ganze Buch voll ist, ein Ansehen von Neuheit zu geben. Zehnmal wird uns das nämliche wässerige, kühle, sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm äußerst verhaßte Artikel der alt hergebrachten christlichen Dogmatik bald in etwas veränderten Worten, bald durch andere Personen aufgetischt; und, so heftige und unermüdliche Gegner des athanasischen Glaubensbekenntnisses Herr Johann Bunkel und alle die polemischen Damen und Herren, die er nach und nach auftreten läßt, sind — denn offenbar ist das ganze Buch bloß dazu geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und die 39 Artikel der englischen Kirche Luft zu machen — so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein

einziger Grund für seinen christlichen Deismus, der nicht, wer weiß wie oft, von seines Gleichen und Bessern, als er ist, meistens viel besser vorgebracht worden wäre. Und so ein Mann sollte die Hälfte seines Lebens mit Denken zugebracht haben?

Noch lustiger ist's, wenn man die Versicherung, die er uns 1. Th. S. 7. gibt, „daß er auf der Schule mit besonderem Fleiße Locke's Buch über den menschlichen Verstand studirt und nichts Anderes vorgenommen habe, als bis er dieses Werk dreimal durchlesen und den richtigen Gebrauch seines Verstandes daraus erlernt habe;" ich sage, noch lustiger ist's, wenn man diese Versicherung und die angehängte Ermahnung an die liebe Jugend, „nur den Locke recht zu studiren, weil sie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniß gelangen würden, welche die größte Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens sey," mit seinem Buche selbst vergleicht, mit der jämmerlichen Verworrenheit und Seichtheit seiner Begriffe und Vernünfteleien, die der Uebersetzer oder Commentator — der zwar auch ein Rationalist, aber doch ein ganz anderer Denker als Master Bunkel ist — beinahe so oft zu verbessern nöthig findet, als dieser seinen lehrreichen Mund zum Raisonniren aufthut. Und Johann Bunkel sollte von Johann Locke seine Begriffe zergliedern, bilden, unterscheiden, verbinden gelernt haben? Wahrlich, wenn dem so wäre, so wär' es eines der auffallendsten Beispiele, daß dem, den die Natur am Verstande verwahrlost hat, weder Aristoteles noch Bacon, weder Locke noch Leibnitz Verstand eintrichtern können.

Bevor Bunkel zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens schreitet, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton an, uns seiner wahren Gottergebenheit und Hoffnung einer bessern Zukunft zu versichern. „In diesem Leben, sagt er, sey ihm das Loos nur kümmerlich gefallen, aber er hoffe einst Welten vortheilhaft zu verwechseln.“ — Man sieht augenscheinlich, daß der Autor des Buchs (der wohl in jedem Betracht ein armer Schlucker seyn mag) hier in einem unfreiwilligen Zurücksinken in sich selbst plötzlich vergißt, daß er und Johann Bunkel ex hypothesi nur eine Person seyn soll. Denn, daß Bunkel unverschämt genug seyn könnte, sein Loos in dieser Welt kümmerlich zu nennen; er, der achtmal das große Lotterie-Loos des menschlichen Lebens, achtmal das beste, weiseste, frommste, zärtlichste, schönste und reizendste Weib, das nur immer ein Plato idealisiren und ein Pygmalion schnitzeln könnte, gezogen, mit jeder dieser Frauen ein ansehnliches Vermögen erheirathet, immer nichts gethan, als was ihm behagte, den besten Theil seines Lebens in paradiesischen Einsiedeleien und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genuß alles dessen, was sich der wollüstigste Jünger eines Saint-Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen könnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht u. s. w., daß er das Alles nur für ein kümmerliches Loos halten sollte, das läßt sich doch unmöglich denken. Es wäre der vollendete Zug zum Bilde eines Menschen, für dessen Verkehrtheit sich kein Name in irgend einer Sprache fände.

Die Lobrede, die er auf der 3. Seite des 1. Th. seinem eigenen moralischen Charakter hält, hätte er billig ersparen sollen, da er im Begriff war, ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heißt es: Zeige mir deinen

Charakter aus deinen Werken! Er bekennt: „Sein Leben sey nicht von großen Vergehungen frei geblieben. Allein bei dem Allen hab' er doch stets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief empfunden und, um Anderen Gutes zu erweisen, weder Mühe noch Kosten gescheut. Daher habe er das Vertrauen, daß, wenn er einst von dieser Erde genommen werde, er aus einem dunkeln und wolkigen Horizont zu den Gegenden der Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde erhoben werden. Dieser Glaube, spricht er, erheitert meine Tage bei allen Zufällen, unterstützt mich in allen Trübsalen und macht mich fähig, daß ich überhaupt mein Leben in beständiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann."

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Lesen eines Buches bringen kann, so weit gelesen hat, würde sich nun vorstellen, daß das ganze Leben eines so weisen und frommen Mannes, wenigstens Alles, was er uns davon erzählt, darauf hinaus liefe; daß er in den Gebirgen, durch die Gebirge und unter den Gebirgen von Westmoreland, Cumberland, Durham u. s. w. herum klettert; immer aus dem wildesten, unzugangbarsten, schauerlichsten Chaos von Felsen, Höhlen und Wasserfällen in irgend ein romantisches Thal, ein kleines Elysium, kommt, wo er stracks auf einen Engel von einem Mädchen stößt, die so aufblühend wie Hebe, so schön wie Venus und wenigstens eine so große Virtuosin, Philologin und Theologin als Anna Maria von Schurmann ist — sich gleich stehendes Fußes mit ihr in ein weitläufiges dogmatiko-polemisches Colloquium gegen die athanasische Glaubensregel, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift u. s. w. einläßt; hernach sich zu einer sybaritischen Tafel hinsetzt und etliche

Tage, wie jedes andre Weltkind, mit ländlichen Ergetzungen, Fischen, Jagen, Kartenspielen, Tanzen, Essen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das schöne Wundermädchen heirathet, aber bald darauf wieder begräbt; dann wieder klettert, und, krack! wieder eine romantische Einsiedelei, und wieder ein Engel mit dem Verstand des Aristoteles im Kopf einer Phryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus, und wieder auf den Athanasius und die englische Kirche losgedrescht, und wieder geschmaust und geheirathet und begraben! und nun von Neuem geklettert — kurz, die ganze Komödie von fünf Acten so oft wiederholt, bis alle die Engel von Schönheit, Deisterei, Talenten und erstem Christenthum der Reihe nach durchgeheirathet sind; — hierauf, um seiner Geschichte einen neuen Schwung zu geben, sein mit allen diesen Weibern zusammen geheirathetes Vermögen in einer Nacht verspielt und, um wieder zu Casse zu kommen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Copulation in eine lange Ohnmacht fällt, eilends begraben läßt; bald darauf wieder eine andere freiet, sie aber eben so bald wieder verliert, dagegen seine begrabene Braut als Frau Doctorin Stanville wiederfindet und (weil der Herr Doctor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen) sie nun im Ernste heirathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegenheitliche Ursache aller Abenteuer unsers antitrinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditirung der zurückgelassenen Manuscripte seines heterodoxen Herrn Sohnes ganz zum reinen christlichen Deismus bekehrt anzutreffen; sodann, nachdem er auch diese Frau durch die Blattern wieder verloren, den Einfall bekommt, zur See zu gehen und, wiewohl

er vom Seewesen nichts versteht, als Capitain seines eignen Schiffes in der Welt herum zu streichen; — endlich im fünfzigsten Jahre seines Alters zurückkommt, ein Landgut kauft und nun — sich unter den Schatten seines Feigenbaums hinsetzt und auf ein so wohlgelebtes Leben, mit völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurück zu sehen und aus dieser schönen Kette von Landstreicherei, Heirathen, Religionsgesprächen, Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schalste, platteste, impertinenteste Buch zusammen zu flicken, das je aus dem Gehirn eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bacchanalia lebenden, mißgeschaffnen Dritteldings von Deisterei, Pietisterei und Epikurismus hervor gegangen ist! — Das laß mir, als Beispiel betrachtet, das Leben eines Christen oder, als ein poetisches Werk, ein Originalmeisterstück von Erfindung und Zusammensetzung seyn!

Wahr ist's, wir werden zwischen den Acten dieser feinen Komödien mit allerlei unerwarteten, lehrreichen, erbaulich lustigen Zwischenspielen regalirt, als da sind — die wundervolle antitrinitarische Frauenzimmerrepublik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Bösewichts, der, nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und eingefleischter Teufel begehen kann, zuletzt ein Einsiedler und (was sich von selbst versteht) ein antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bei den Philosophen zu Umbrä, wo ein merkwürdiger Zweikampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppelt reflectirendes Teleskop betrachtet, mit großer Darstellungskunst beschrieben wird — u. dgl. m. Aber unglücklicher Weise ist der Autor von dem antiathanasischen Teufel so

ſchrecklich beſeſſen, daß er uns keines von ſeinen Intermezzi geben kann, ohne daß wir durch Anhörung einer langweiligen, wortreichen und kläglich paiſonnirten antitrinitariſchen Deduction oder einer aſcetiſchen Predigt dafür bezahlen müſſen. Denn auf das, was man eigentlich Dialog nennt, findet er, aus Urſachen, für gut ſich niemals einzulaſſen. Wenn er zwei oder mehrere Perſonen über irgend einen Artikel ſeiner heterodoxen Theologie ſprechen läßt, ſo iſt's doch immer nur eine, die das Wort führt; die andern ſind allerſeits ſchon voraus von dem, was geſagt werden wird, überzeugt, oder, wenn ja eine Einwendung zum Vorſchein kommt, ſo greift man doch mit Händen, daß es nur pro forma geſchieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Autor in ſeinem Syſtem gewahr worden, nach Möglichkeit zuzuſtopfen.

In ſo fern muß man allerdings dieſem theuren Rüſtzeug ſein gebührendes Lob ertheilen, daß er den großen und letzten Hauptendzweck ſeines Werkes nie aus den Augen verliert, indem ſelbſt die Zwiſchenſpiele, Epiſoden und Abſchweifungen unverſehens zu wirklichen Theilen des Ganzen werden und zu zweckmäßigen Mitteln, ſein Syſtem von chriſtlichem Deismus und deiſtiſchem Chriſtenthum zu befeſtigen oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen dienen müſſen. Nur iſt, wie der ſcharfſinnige Verfaſſer der Anmerkungen und Zuſätze mehr als einmal bemerkt, zu bedauern, daß Herr Johann Bunkel ſich ſelbſt und ſeiner großen Diana, dem Rationalismus, nicht immer getreu bleibt, ſondern, ehe man ſich's verſieht, gegen ſeine notoriſchen Grundſätze wie ein Myſteriker ſpricht; welches denn dem beſagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen ſcheint, weil Bunkel, als ein Mann, der ſeinen Locke dreimal

durchstudirt hat, sehr oft die Sachen, von denen er schwatzt, nur in einem Nebel sehe, d. i., es deutsch heraus zu sagen, nicht immer so eigentlich wisse, was er wolle; — eine Hypothese, die das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weßwegen wir Herrn Johann Bunkel sehr lobenswürdig finden, ist die Mannigfaltigkeit, welche sein fruchtbares Genie zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie in die Art und Weise gebracht hat, wie er seine Amoureuses oder die schönen Engel, die so nach und nach, unter Garantie des Franciscanermönchs Vater Fleming, die eheliche Decke mit ihm beschlagen, sowohl aufführt als wieder abtreten läßt. Mit Miß Noel, welche unglücklicher Weise unmittelbar vor dem Beilager stirbt, wird er zuerst in einem Gartentempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtische sitzend, bekannt. Seine erste wirkliche Frau, Miß Charlotte Melmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte, und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Kajüte, worin sie beinahe ertrunken wäre, ins Trockne heraus zu tragen; welches denn, wie leicht zu erachten, zu einem der interessantesten unter den 16 Chodowieckischen Kupferstichen erwünschte Gelegenheit gab. Miß Statia Henley, seine zweite Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortrefflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen dreiblättrigen Steineiche sich befand," neben ihrem Großvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweißen Haaren, auf einer dieser Bänke sitzen. Mit seiner dritten

Hauskrone, Miß Antonia Cranmer, fängt sich die Bekanntschaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterschiede: daß Herr Johann Bunkel, als ein weiblicher junger Wittwer, der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwischen ihr und ihm liegenden Graben rüstig hinübersetzt und, „nachdem er mit seinem Hut in der Hand ihr seine Ergebenheit bezeigt," die Kühnheit seines unvorbereiteten Besuchs entschuldigt und im nämlichen Athemzug eine wohl gedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterlose Mädchen abdrückt, die sich hier mit ihrer schönen Base, Agnesia Vane, in einer gar romantischen Einsiedelei allein befindet und nichts Dringenderes hat, als den holden Johann Bunkel baldmöglichst zum Herrn und Inhaber ihrer schönen himmlischen Person und ihres großen Vermögens zu machen. Sein Liebesverständniß mit Jungfer Spence, seiner vierten Gemahlin, fängt sich zwar auf eine sehr alltägliche Weise beim Gesundheitsbrunnen zu Harogate an: allein, da Miß Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundsprache zu citiren wußte, so biß sie nicht so hastig in den Angel wie die liebeshungrige Antonia, sondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und diese Verzögerung gibt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zusammenkunft mit einer andern schönen Dame, bei der unser Pilgrim nach der seligen Ewigkeit sich ohne einiges Bedenken etliche Tage sehr weltlich lustig macht, sondern sogar zu einer der besten Thaten seines „wohl gelebten und unbescholtenen Lebens," Gelegenheit, nämlich, durch studirte Betrügerei zwei hübsche Mädchen zu entführen oder, wie er die preiswürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sklaverei bei ihrem geizigen Vormunde zu befreien — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen nicht dafür gut seyn, daß nicht jede der vorbemeldeten Arten, wie Herr Bunkel seine erste Aufwartung bei seinen Damen macht, schon vor ihm in andern Romanen vorgekommen: aber von einer wenigstens getrauen wir uns zu versichern, daß sie ganz original ist und, wiewohl sie eine treffliche Wirkung thut, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder epischen noch dramatischen, gebraucht worden; und das ist die Art und Weise, wie er mit der Schwester seines Freundes, Karl Turner, bekannt wird. Er war nach seiner löblichen Gewohnheit im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Wege über steile Felsen, wo jeder Mißtritt Tod war, zu den Philosophen von Ulubrä zurückzukehren, als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Höhle gewahr ward, in welche man, als auf einer Treppe, herabsteigen konnte. Aus dieser Höhle ging seitwärts ein anderer, aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Oeffnung in eine andere Höhle führte, welche gegen den Tag offen zu seyn schien. Bunkel, wie er immer ein großer Waghals ist, entschließt sich herab zu klettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht „von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen.“ Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben und zeigte in der Mitte ein sauberes, artiges, kleines Landhaus. Herr Bunkel entdeckt durch sein Fernglas ein hübsches junges Frauenzimmer, das mit Nadelarbeit beschäftigt vor der Thüre saß, während nicht weit davon eine andere Zauberin stand und Fische angelte. Zwei hübsche Mädchen in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel — was eine goldfarbige Fliege am Angel — für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefähr noch sechs

Ruthen, um wieder aus Tageslicht zu kommen; aber, weil der junge Herr, „vor Ungeduld, die zwei Zauberinnen kennen zu lernen," nicht mehr wußte, wo er war, noch was er that, glitscht' er mit dem Fuß aus und „rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art" herunter. „Es war eben Mittag, fährt er fort, als ich bei den Frauenzimmern anlangte; und da sie mich nicht eher sahen, als bis sie sich von ungefähr umwandten, so waren sie über meinen Anblick so erschrocken, daß sie die Farbe veränderten, und die eine laut zu schreien anfing. Aber diese Furcht verging bald, wie ich sie versicherte, daß ich ihr gehorsamster Diener sey u. s. w." Man muß gestehen, daß dieß wirklich eine drollige und affenteuerliche Art, sich zum gehorsamen Diener zu erklären, ist; und vermuthlich sind es Einfälle dieses Schlages, die unserem Helden die Ehre zugezogen haben, für den „launigsten und angenehmst-seltsamsten Schriftsteller," der je die Feder geführt, erklärt zu werden. Aber freilich, wenn nicht auch noch dann und wann so ein angenehmst-seltsamster Schnack oder eine schöne Beschreibung einer unterirdischen Reise, eines bezauberten Thals oder eines schönen, jungen, Religion und Wollust athmenden himmlischen Mädchens mitunter liefe: wo sollte einer die Geduld hernehmen, sich durch den dummernsthaften Theil des Buchs, der zuletzt doch wenigstens sieben Achtel vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müssen gestehen, in der Art, wie Herr Bunkel seiner schönen Weiber wieder los wird, zeigt sich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in diesem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieser läßt bekanntermaßen von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht eine der andern gleich seyn. Herr Bunkel hingegen

richtet vier von ſeinen Sultaninnen durch die nämliche Todesart hin. Miß Noel ſtirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in ſieben Tagen „die feinſte menſchliche Bildung in den ſcheußlichſten und widerlichſten Klotz verwandelten. Das liebenswürdigſte der menſchlichen Geſchöpfe," überall ſchändlich zugerichtet, wurde „das garſtigſte und unerträglichſte Schauſpiel!" O Bunkel! Bunkel! Seine liebe Charlotte ſtirbt zwar nach einem entzückenden Zeitlauf von zwei Jahren, worin er der glücklichſte Mann von der Welt war, an einem hitzigen Fieber; aber Stazia, die ihm wenige Tage darauf ſein Leid ergetzt, geht ebenfalls an den Blattern darauf, und Bunkel „wird wieder in tiefe Trauer geſetzt." Wohl ihm, daß es noch mehr hübſche Mädchen gab! daß es eine ſchöne und reiche Antonia Cranmer gab, die ein Mann wie er nur anſprechen durfte! Das Mädel „war gut wie ein Engel;" aber nach zwei Jahren ſtarb ſie gleichfalls an den Blattern und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miß Spence, die Nächſte, an welche die Ehre kommt, mit unſerm betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, ſtirbt wie Nr. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miß Turner, ſeiner fünften (reſpective ſechsten) Gemahlin ſchadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichſten iſt; denn ſie ſtirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worin Mann und Weib ſaßen, durchgingen. Unglücklicher Weiſe für uns Arme — kam Herr Bunkel friſch und geſund davon! Mit der reichen Agneſia Dunk, die er hiernächſt ihrem Vater entführt (aber freilich war es auch nur ein Trinitarier und ein Böſewicht!) ſpielt ſeine Phantaſie noch wunderlicher; die wird gar zweimal todt gemacht: einmal blos zur erlaubten Gemüthsergetzung der Leſer an keiner Krankheit; das zweite Mal aber im vollen Ernſt an den leidigen Blattern, nachdem

der liebe Mann vorher seine Interims-Gemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige, die er sich in der Zwischenzeit seiner doppelten Verheirathung mit Fräulein Agnesia antrauen ließ, in einem Bache, wo sie fischen wollte, jämmerlich ertrinken lassen. Also eine ertrunken, eine von Pferden geschleift, zwei am hitzigen Fieber und vier an den Blattern! In Summa acht Weiber in zehn Jahren! Chaucers berüchtigtes Wife of Bath hatte nur fünf Männer in einem halben Jahrhundert; aber die war denn auch nur ein gottloses trinitarisches Belialskind! Das macht freilich einen Unterschied!

Man kann die Johann-Bunkliade, als ein dreileibiges Ungeheuer, unter dreierlei verschiedenen Gestalten betrachten — als Roman, als theologisches Lehrbuch und als Vorbild und Beispiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.

Was sie als Roman, Werk der Einbildungskraft, historisch-poetische Composition ist, haben wir gesehen.

Was sie von ihrer theologischen, dogmatiko-polemischen Seite werth sey, ergibt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inconsequenz und die groben Irrthümer dieses „langsamen Kopfs, der den Locke dreimal durchstudirt hat, um denken zu lernen," meisterlich, obwohl, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich, als es das Interesse des Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, einem elenden Buche durch die Anmerkungen und Zusätze aufzuhelfen, ließe sich nicht uneben mit einem Gastmahle vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge

größtentheils ſaft- und kraftloſer, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungeſunder Speiſen beſetzt, jedoch neben jeder Schüſſel ein beſonderes Pulverſchächtelchen oder Arzneigläschen geſtellt wäre, damit ein Jeder, der von ihr gegeſſen hätte, ſogleich auch das Gegengift zu ſich nehmen und ſeinen innern Menſchen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht ſetzen könnte.

Laſſen wir uns nun die Mühe nicht verdrießen, dem ehrwürdigen John Bunkel auch als Beiſpiel und Vorbild der Lehre, die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten!

Es iſt nicht zu leugnen, bei aller ſeiner Bosheit gegen den guten Athanaſius und die engliſche oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche hat er doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem, was zum thätigen Chriſtenthum gehört. Ein Chriſt iſt, nach ſeiner Theorie, ein Menſch, der ſeinen Glauben an Gott und Jeſum Chriſtum dadurch beweiſet, daß er „nach den Vorſchriften des Evangeliums handelt, daß er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbſtverleugnung, in Entſagung weltlicher Geſinnung ꝛc.“ Chriſto ähnlich iſt; ja, daß er ſich ſogar beſtrebt, „Gott, das vollkommenſte der verſtändigen Weſen, in allen ſeinen moraliſchen Vollkommenheiten nachzuahmen und nach ſeinem Vermögen vollkommen zu ſeyn, wie Gott, heilig, wie Gott heilig iſt, barmherzig, wie Gott barmherzig iſt u. ſ. w.“ — und als einen ſolchen Chriſten erklärt und bekennt ſich Johann Bunkel unzählige Mal durch ſein ganzes Buch. Wer ihn ſchwatzen hört und gewohnt iſt, die Leute nach dem, was ſie ſchwatzen, zu beurtheilen, ſollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigſtens iſt man berechtigt, von einem Manne, der ſolche Grundſätze und Geſinnungen vorgibt, ein mit denſelben

übereinstimmendes Leben zu erwarten; und hätte der Verfaſſer ſeinen Johann Bunkel in den verſchiedenen Verhältniſſen und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnütziger Thätigkeit dargeſtellt, ſo könnte ſein Buch wenigſtens von dieſer Seite noch einigen Nutzen geſchafft haben. Aber nichts weniger als das. Johann Bunkel ſchwatzt zwar immer — nicht wie ein Chriſt — denn die ſchwatzen nicht — ſondern, als ob er einer wäre; lebt aber immer, wie alle Zöllner und Sünder auch leben; bringt ſeine Zeit mit gut Eſſen und Trinken, Scherzen, Spielen, Tanzen, Herumſchwärmen und Müßiggehen zu; verliebt ſich in ein ſchönes Mädchen nach dem andern; heirathet eine nach der andern, begräbt eine nach der andern; liegt ſchon wieder bei einer neuen, ehe die vorige recht erkaltet iſt und rechtfertigt ſich deßwegen — mit ſeinem Temperament; — verſpielt ſein ganzes Vermögen in einer Nacht; entführt einem Vormund durch die niederträchtigſten Ränke ſeine Pflegetöchter, einem Vater ſein einziges Kind; — kurz, iſt, von vorn und hinten beſehen, weder mehr noch weniger als ein ſelbſtiſcher, Gott und der Welt unnützer, antitrinitariſcher Müßiggänger, Wollüſtling und Libertiner und hat die Unverſchämtheit — ſein Leben zu ſchreiben!

Bedarf es Beweiſe dieſer Beſchuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne Alles davon ab, was Geſchwätz iſt, und ſehe, was übrig bleibt!

Nur einige kleine Proben, wie viel der Mann auf Eſſen und Trinken hält — blos aus dem zweiten Theile, der mir juſt zunächſt liegt.

S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen, und die Herren (die Philoſophen zu Ulubrä) ſetzten ſich mit mir bei verſchiedenen vortrefflichen Schüſſeln nieder. Hier

fand ſich das Beſte von jeder Art Speiſe und Trank, und es war Alles aufs zierlichſte angerichtet." Ihr Wein beſonders war alt und edel und wurde nicht ſparſam eingeſchenkt. Wir tranken nach der Mahlzeit ein fröhliches Glas und lachten einige Stunden auf eine vergnügte Weiſe weg." — Bald darauf, nachdem ſich Herr Bunkel bei Herrn Harcourt und ſeiner apokalyptiſchen Tochter, Miß Henriette Euſebia, als ein chriſtlicher Pilgrim und Märtyrer introducirt, wird (S. 41.) an einer vortrefflich beſetzten und mit einem großen Schenktiſch benachbarten Tafel tüchtig geſchmaust, und der Nachmittag abermals mit Scherz zugebracht. Freilich bezahlt Herr Johann beim Spaziergang für ſeine Mahlzeit durch eine ſehr ernſthafte Kathederrede gegen die Lehre von der Dreieinheit. Bald darauf purzelt er, auf die neulich beſchriebene Art, zu Miß Turner und Miß Jaquelot herab, die er als ein paar — reizende Prinzeſſinnen beſchreibt. „Mit dieſen Frauenzimmern, ſagt er, brachte ich drei Tage zu, und wir vertrieben uns die Zeit mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir waren ein glückliches Kleeblatt u. ſ. w." Indeſſen mußt' es zuletzt doch geſchieden ſeyn! Aber auf unſern Antitrinitarier warten lauter glückliche Abenteuer. Er kommt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, ſpringt an ſeiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moraliſirt (d. i. Waſſer ins Meer gießt), und findet endlich den Beſitzer aller dieſer Herrlichkeiten, Herrn Berrisfort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt, daß es jetzt zehn Uhr ſey, und man alſo ans Frühſtück denken ſollte. Die Schweſter des Herrn Berrisfort wird erſucht, ſogleich Anſtalt dazu zu machen; und bald ſieht Herr Johann zu ſeiner großen Freude „verſchiedene

Bediente ein schönes und vortreffliches Frühstück" hereinbringen. Bunkelchen wird eingeladen und bringt abermals etliche Tage auf Kosten anderer Leute mit Vergnügen zu. Vormittag wird sechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden sie zu Hause allemal „ein herrliches Mittag- und Abendessen." Das beste Essen und Trinken, was der Geschmack nur wünschen kann, setzt Bunkel als einer, dem von der Erinnerung noch das Maul wässert, hinzu, als ob es an dem herrlichen Beiwort noch nicht genug gewesen wäre! — Da Bunkel, nächst gutem Essen und Trinken, nichts in der Welt lieber hat als ein schönes Mädchen, so folgt auch hier eine hübsche Beschreibung der Miß Berrisfort. Ihr einziger Fehler war, daß sie eine ganz abscheuliche Fußjägerin war und immer bei den Hunden seyn mußte, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichsten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick, sagt Meister Bunkel, erwartete ich, daß sie sich „den Hals, den lilienweißen Hals" brechen würde. Sonst wurde ich von Allen, die mich kannten, für einen desperaten Reiter gehalten; aber mit diesem jungen Frauenzimmer konnt' ich nicht fortkommen u. s. w. Doch, setzt er hinzu, wenn Ehre ruft, und Schönheit uns leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zurück bleiben?" Diese loyale, altritterliche Art zu denken kostete unserm geistlichen Amadis schon am zweiten Tag einen erschrecklichen Fall, wobei er doch, leider! mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davon kam. Dafür hatte er aber auch die Satisfaction, daß die schöne Diana, Julie Berrisfort, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewohl es, Gott Lob! ohne Schaden ablief und blos zu einer nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen

beiden Anlaß gab, auch bald darauf bei einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit und einigen Flaschen alten und edeln Weins Alles wieder vergessen wurde; worauf bei einer Pfeife Tabak über den lehrreichen und weisen Satz: daß der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom großen Verfall des Christenthums sey, und über die Echtheit der heiligen Schrift eine feine Unterredung erfolgte, — vermittelst welcher wir, unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag, auch die ganz neue Entdeckung machen, daß Gott — Gott sey — Die Unterredung schließt sich auf eine erbauliche Art mit der Apostrophe: „Wir wollen daher, mein theurer Robert, Christen seyn, den Aposteln gehorchen und uns nach den Vorschriften der Offenbarung also beherrschen und aufführen, daß wenn J. C. einst wiederkommen wird, uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren ꝛc." — Und, in Gemäßheit dieser guten Einschließung, begibt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange sofort wieder auf den Weg und springt über Gräben, Stock und Stein wieder zu den Philosophen von Ulubrä zurück, um — ihnen die Abenteuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen.

Wir würden unsern Lesern Ueberdruß verursachen, wenn wir noch mehr Beispiele häufen wollten, mit welcher thierisch sinnlichen, schmatzenden Behaglichkeit Herr Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahlzeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt widerkäut. Das Buch ist, bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers, voll davon. Uebrigens wird ihm Niemand übel nehmen, daß er gern was Gutes ißt und trinkt, sondern nur, daß er so viel Aufhebens davon macht und dieser und

andern ſinnlichen Vergnügungen durch die Art, wie er davon ſpricht, einen ſo großen Werth beilegt. Und auch dieß nimmt man ihm nur darum übel, weil es ſich für einen Menſchen, der den Religionsverbeſſerer und apoſtoliſchen Mann macht, nicht geziemt, in einem mehr als epikuriſchen Tone von Eſſen und Trinken zu reden. Ein jeder Andrer, der ſich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgibt, mag ungetadelt ſeinem Gaum gütlich thun und in guter fröhlicher Geſellſchaft ſcherzen und lachen und ſich ſeines Lebens freuen, ſo lang er will und kann. Aber einem Menſchen, der immer im Munde führt, daß ein Chriſt ſich nicht der Welt gleich ſtellen müſſe, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatraliſchen Vorſtellungen u. ſ. w., weil ſie zum Laſter verleiten, nicht mitmachen, ſondern ſich vielmehr als ein Weſen, das zu einer andern Welt gehöre, anſehen und ſich nach geiſtigen Grundſätzen bilden müſſe; einem ſolchen Menſchen ſteht es wahrlich übel an, ſich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus ſeinem Munde ganz unſinnig, wenn er uns erzählt: daß er mit einem Duzend Herren und Damen, die alle ſo luſtig und einnehmend waren, als die wohlerzogenſten Leute ſeyn können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, ſingen, ſchwatzen und ſich an Harlekinen und Luftſpringern ergetzen, — und wenn er von allem dieſem juſt in dem Tone ſpricht, wie ein Jünger von Mylord Cheſterfield oder wie das ungöttlichſte aller Weltkinder nur immer ſprechen kann. Das iſt's, was wir dem Weſen, das zu einer andern geiſtigen Welt gehört, übel nehmen — und um ſo mehr übel nehmen, weil wir nirgends ſehen, durch was für eine Art gemeinnütziger Thätigkeit und Erfüllung auch nur ſeiner bürgerlichen Pflichten er das Recht, ſich zehn Tage lang durch

Ergetzlichkeiten zu erholen, erlangt habe. Es ist Unsinn und mehr als Unsinn, es ist Aergerniß und Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beispiel eines wohlgeführten Lebens aufzustellen!

Ich sehe, daß ich mich unvermerkt ereifere — und, weil ich gerade keinen Freund bei mir habe, der mir, auf gut Tristrammisch, durch ein Twittel-Diddel, Diddel-Diddel, Twittel Diddel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte, — so wollen wir versuchen, ob Herr Johann Bunkel nicht selbst dazu gut ist. Ziehen wir doch ein wenig in aller Ehrbarkeit den Vorhang weg und sehen, wie sich der Mann mit seinen schönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbstverleugnung übt. Wir werden finden, daß der wohlselige Robert von Arbrissel nur ein Kind gegen Herrn Sanct Johann Bunkel ist.

Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der wohl gelehrten Miß Noel, in freundlicher Antwort auf ihre philologisch-kritische Vorlesung über die erste Sprache, „ein halb Duzend Küsse von ihren balsamischen Lippen" raubt, wollen wir, als einen ungezogenen Jünglingsstreich, um so eher übersehen, da Miß Noel selbst so schnell ist, ihm zu verzeihen, und er gleich darauf sich wieder so artig aufführt, als man von irgend einem akademischen Stutzer erwarten kann. „Anfangs zwar, sagt er, fand sie sich dadurch sehr beleidigt. Allein, da ich sie um Vergebung bat und ihr vorstellte, daß keine muthwillige Grobheit, sondern die Zauberkraft ihrer majestätischen Augen und die glänzenden Eigenschaften ihrer Seele mich so entzückt und hingerissen haben, so wurde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und sie fragte mich, ob wir Karten spielen wollten? Mit Freuden, antwortete ich, und sogleich wurde ein Spiel hereingebracht. Wir setzten uns

nieder zu Cribbage u. ſ. w.“ Nach einigen Spielen wurde Miß Noel gewahr, daß eine Flöte aus ſeiner Rocktaſche hervor guckte. Sir, ſagte ſie, Sie ſpielen wohl auf dieſem Inſtrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuſpielen. Nun, denken wir, wird der Burſche ſein Stückchen blaſen. Mit nichten! Um ihr zu zeigen, daß er auch Verſe mache, nimmt er aus ſeinem Taſchenbuch einige Zeilen hervor, die er ihr vorlieſt und ſagt: daß er ſie den vorigen Tag „zu einer Arie des — Lulli“ (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal, von dem herkommen ſind die Geiger und Pfeifer?) gemacht habe; und ſogleich (ſetzt er hinzu) fing ich an auf das lieblichſte — wie ich konnte, zu blaſen. Aber auch dabei ließ er's nicht bewenden. Um alle ſeine kleinen Talente auf einmal auskramen zu können, muß der Jungfer Noel alter eisgrauer Vater dazu kommen und ſogleich vermuthen, daß Meiſter Bunkel ohne Zweifel eben ſo gut ſinge, als ſpiele. Mit beidem will ich aufwarten, ſo gut ich kann, antwortete der junge Pennal; und ſtracks fängt er an ſein Lied zu ſingen (vermuthlich eine Arie des Lulli), das dem alten Herrn „nicht nur wegen des artigen Geſangs, ſondern auch wegen des moraliſchen Inhalts“ (denn es handelte von der Einſamkeit) ſo wohl gefällt, daß der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Laffen ſogleich eine Liebeserklärung thut, und nach Verlauf von zwei Monaten ſchon die Heirath zwiſchen ihm und Miß Henrietten feſtgeſetzt wird; welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, erzählter Maßen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigſte der menſchlichen Geſchöpfe in den ſcheußlichſten und widerlichſten Klotz und in das garſtigſte und unerträglichſte Schauſpiel verwandelt hätten.“ — Im Vorbeigehen geſagt, romanhaft

denkt und fühlt Häuschen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers sagen mögen! Man erinnere sich nur, wie St. Preux in Rousseau's neuer Heloise am Bette seiner an eben so scheußlichen Blattern tödtlich darnieder liegenden Geliebten sich beträgt, und vergleiche dessen Sprache und Betragen mit Bunkels! Einem wahren Liebenden, ich will nicht sagen, einem Wesen, das sich nach geistigen Grundsätzen gebildet hat, würde freilich unmöglich gewesen seyn, über die Leiche seiner zum Engel entfalteten Geliebten ein solches Nachdenken voll scheußlichster Beiwörter herab zu schütten. — Aber einem Kerl von Bunkels Temperament ist's allerdings nicht so sehr zu verdenken, wenn er griesgrämig darüber wird, daß ihm ein so appetitlicher Bissen, als Miß Noel vor den Blattern war, so nahe am Hochzeittag von dem garstigen Knochenmann vorm Maule weggeschnappt werden soll!

Wie gesagt, das halbe Duzend so ex abrupto geraubte Küsse ausgenommen, führt sich Bunkel in seiner ersten Liebe ganz leidlich ehrbar auf. Bei Miß Charlotte Melmoth, seiner zweiten Geliebten, treibt er die Bescheidenheit und Enthaltung sogar bis zum Heroism. Ungeachtet sich ihre Bekanntschaft damit anfängt, daß er sie so nackend, wie sie Gott erschaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt; ungeachtet diese Miß außerordentlich schön war, und Bunkel drei ganzer Wochen im Wirthshause Talbot mit ihr verblieb, und sie selten von einander waren (ausgenommen wenn wir schliefen, setzt der vorsichtige Mensch hinzu): so erhielt sich ihre gegenseitige Liebe doch in den Schranken der reinsten und edelsten Freundschaft; denn in wenigen Tagen waren sie einander „durch eine wunderbare Zauberkraft in ihren Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Gesinnungen so ähnlich geworden, daß sie zwei

geiſtige Soſiaſſe oder Copeyen eines von des andern Seele waren.“ Auf den Leib, ſagt er, ward gar nicht geſehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus. — Bravo, Maſter Bunkel! das iſt doch eine Aufführung, wie ſich's für einen feinen empfindungsvollen Liebhaber und für einen Menſchen aus der andern Welt geziemt. — Aber freilich merkt der Menſch, ſo dumm er ſonſt iſt, gleichwohl hier ſelbſt; daß auch bei den leichtgläubigſten ſeiner Leſer einiger Zweifel über die Möglichkeit einer ſo platoniſchen Liebe bei einem Temperament, wie das ſeinige, bei einem dreiwochigen ſteten Beiſammenſeyn in einem Wirthshauſe und zu einer ſo außerordentlich ſchönen Perſon, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entſtehen könnte; und er ſcheint ſich dieſes Phänomen ſelbſt nicht wohl anders, als durch die Macht, welche das Bild der ſchönen Miß Noel noch über ſeine Sinne hatte, erklären zu können. Er meint, wenn's länger als drei Wochen gedauert hätte, ſo könnte er nicht ſagen, was aus dieſer platoniſchen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger popanziſcher Mädchenfreſſer Herr Johann wurde, ſobald er einmal von dieſem bezauberten Fleiſche gekoſtet hatte, ſo läßt ſich für nichts ſtehen. Indeſſen müſſen wir doch ihm und der ſchönen Melmoth die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß ſie auf ihrer Seite alles Mögliche gethan, um dem böſen Widerſacher das Concept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend bis um Mitternacht allein beiſammen; aber — „anſtatt von der Venus und irgend einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten ſie ſich mit den moraliſchen Werken des Cicero, mit ſeinen Academicis und de Finibus u. ſ. w., mit der Frage: ob Oedipus oder Elektra die beſte Tragödie des Sophokles ſey, und

in welchen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten?“ Kurz, ſie ſchwatzten von einer Menge Dinge — „von der Bibel an bis zu den Wolken des Ariſtophanes und von griechiſchen und römiſchen Luſt- und Trauerſpielen bis zur Minerva des Sanctius und Hycke's nordiſchem Theſaurus,“ — und da konnt' ihnen der Asmodeus freilich nichts anhaben. Es war gerade, als ob ſie den großen Roſenkranz zuſammen gebetet hätten. Die Lehre, welche ſich unſre liebe Jugend hieraus ziehen kann, iſt die einzige Moral im ganzen Buche, die man nicht längſt auf allen Dächern predigen gehört hat: nämlich, „Bübchen und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts zwölf Uhr Tête à tête in Wirthshäuſern beiſammen ſitzen, inſofern ſie nur die Vorſicht gebrauchen, immer den Tiſch zwiſchen ſich zu haben und von nichts Anderm zu reden, als von Cicero de Finibus, Hycke's Thesaurus und Sanctii Minerva.“ Gewiß ein unfehlbares Arcanum, auf deſſen Erfolg Jedermann, auch ohne es probirt zu haben, ſicher ſchwören könnte.

Herr Bunkel war ungefähr im 23ſten Jahre, als er dieſe Probe von platoniſchem Heldenthum und ſtoiſcher Kälte ablegte; und wir finden unmittelbar nach ſeinem Abſchied von Miß Melmoth während ſeines Aufenthalts bei der frommen Frau Martha Price und ſofort bis zu ſeiner Vermählung mit vorbeſagter Miß Melmoth eben nichts, was als ein Flecken an ſeiner Jungfräulichkeit angeſehen werden könnte; es wäre denn der ſtarke Eindruck, den, ſeinem Geſtändniſſe nach, die Dame Azora (Stifterin und Großmeiſterin der herrlichen Frauenzimmer-Republik, die uns im erſten Theil der Länge nach beſchrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug und „mit ihren wohl geſtalteten Füßchen, die ſich bei ihrer kurzen Kleidung in ſchwarzſeidnen Schuhen und den

feinſten weißen Strümpfen ſehen ließen," auf ihn machte; welches ihm jedoch als eine Anwandlung von menſchlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu verzeihen iſt — zumal da das Aergerniß, wofern hier eines Statt hatte, offenbar ein gegebnes war — denn wer hieß eine junge Dame, die ſich an die Spitze eines religiöſen Frauenzimmerordens geſtellt hat, einen ſo kurzen Rock tragen?

Was aber den zweijährigen Eheſtand betrifft, worin er ungefähr bis in ſein 25ſtes Jahr in Ortons Einſiedelei (die nicht durch ſeinen, ſondern des ehrlichen Nachbar Flemings Fleiß zu einem kleinen Paradieſe gemacht worden war) mit der ſchönen Philologin Charlotte Melmoth lebt; ſo möchten wir wohl ſehen, was denn Herr Bunkel als einer, der in Selbſtverleugnung und Ertödtung zu leben verſprochen hat, in dieſem ſeinem häuslichen Stande thut, um ſich ſeiner erhabnen Grundſätze würdig darzuſtellen. Man ſieht nicht einmal, was er thut, um nur werth zu ſeyn, daß er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er ſpricht zwar von ſeiner Ehe als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels und ſcheint ſich viel damit zu wiſſen, „daß er gegen ſeine Frau (die, ſeinem Sagen nach, ein Engel von Vollkommenheit war) Alles, was ihm die Vorſichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorſchrieb, beobachtet und ſich alſo in ſeiner Ehe ſo aufgeführt, wie die geoffenbarte Religion und die damit übereinſtimmende Natur es erfordert." — Aber außerdem, daß er ein Ungeheuer hätte ſeyn müſſen, um mit einem ſolchen Engel übel zu leben, ſo ſind das Alles nur kahle allgemeine Formeln, womit uns ein Biograph im Grunde — nichts ſagt; und es ſcheint doch wohl keine übertriebene Forderung, wenn wir von einem Menſchen, der ſich zu einem göttlichen Leben anheiſchig gemacht, etwas Mehreres erwarten,

als ein Daſeyn, in wollüſtiger Ruhe und an einer ſteten Kette ſinnlicher Ergetzungen hingeſchleudert. „Ganze Tage brachten wir zu, ſagt er, daß wir fiſchten und in einer kühlen Grotte am Rande des Waſſers oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Fluſſes ſpeiſeten. — Zu andern Zeiten hatten wir unſre Luſt, ſo viele Karpfen und Schleihen, als wir wollten, in einem großen ſtehenden Waſſer zu fiſchen u. ſ. w. In den ſchönen Sommertagen beluſtigten wir uns auch mit der Schießjagd vor dem Hund. Charlotte liebte dieſen Zeitvertreib über Alles und ging manche Stunden mit mir, um zuzuſehen, wie ich dieſes Vogelwerk niederſchoß, bis wir des Abends ſpät über die felſigen Berge zu unſerm reinlichen, geruhigen kleinen Hauſe zurückkehrten und bei unſern Vögeln eine ſo köſtliche Abendmahlzeit genoſſen, als die Großen ſie halten u. ſ. w. Nach dem Abendeſſen ſchwatzten wir entweder bei einer kleinen Punſchſchale auf eine angenehme Weiſe bis zur Schlafzeit, oder ich ſpielte auf meiner Flöte, wobei Charlotte ihre göttliche Stimme hören ließ. So glücklich lebten wir! Selbſt der Winter — fiel uns nicht zu ſtrenge. Wir hatten einen vortrefflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben u. ſ. w. Unſre Bedienten und Mägde verſchafften uns ein bequemes Leben, erſetzten unſre Bedürfniſſe, und machten unſre Glückſeligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahreszeit, jede Stunde ergetzte uns und machte uns Freude.“ — Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund und Nachbar, trug dazu das Seinige ehrlich bei. „Es war unmöglich, ſagt Bunkel, in ſeiner Geſellſchaft mißvergnügt zu ſeyn. Seine Gemüthsart und ſein Singen bei einer Punſchſchale waren ſchon zureichend, den Milzſüchtigen aufzumuntern und den Verdrießlichſten zum Lächeln zu bringen.“ — All gut, Herr

Bunkel! Aber das ſagt uns immer nur, wie ihr euch gute faule Tage gemacht, und was ihr genoſſen, nicht, wie ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht, was ihr gethan. Eſſen und trinken und müßig gehen und ſich erluſtigen und Andre für ſich arbeiten laſſen, iſt, wenn ihr wollt, eine gute Art von ſardanapaliſchem, ſybaritiſchem, ſchlaraffenländiſchem Wohlleben; aber exemplariſch und einer Biographie würdig iſt es wahrlich nicht! Das heißt weder leben, wie ein Chriſt, noch braucht man ein Chriſt zu ſeyn, um ſo zu leben; der gemeinſte Heide im ganzen Heidenthum kann das eben ſo gut, und ohne daß er ſich darum einbildet, um ein Haar beſſer als ein Andrer zu ſeyn.

Indeſſen ſtirbt Madame Bunkel, nach zwei ſo glücklich mit ihrem theuren Ehewirth verlebten Jahren, ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicherweiſe werden auch Freund Thomas Fleming und ein Bedienter nebſt zwei Mägden von der nämlichen Krankheit weggerafft. Die Art, wie ſich Bunkel bei dieſer Prüfung beträgt, iſt — ſeiner würdig: denn er beträgt ſich dabei weder als ein Menſch, noch als ein Weiſer, noch als ein Chriſt, ſondern als — Johann Bunkel. Wie untröſtbar mußte ihr Gatte ſeyn! ruft er aus, und dieſer untröſtbare Gatte ſetzt ſich unter die Leichen hin und ſtellt eine Gemeinplatz-Betrachtung über den Tod an; das ſchändlichſte Gewäſche, das jemals ein Jeſuiterſchüler in der rhetoriſchen Claſſe als ein Schulerercitium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragenſten Lumpen von Sentenzen und eiskalten Antitheſen zuſammen geflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „der Tod iſt es, der den Eroberer ſich ſeines Namens ſchämen läßt u. ſ. w., der Tod iſt es, der den Stolzen und Uebermüthigen

ſagt, daß ſie Niederträchtige ſind u. ſ. w., der Tod iſt es, der den Reichen zur Rechenſchaft fordert und ihm beweiſet, daß er ein Bettler, ein nackter Bettler iſt u. ſ. w., der Tod iſt es, der vor die Augen der Schönen ein Glas hält und ſie darin ihre Scheußlichkeit erblicken läßt u. ſ. w. — Welchen Keiner belehren konnte, den haſt du, o Tod, überzeugt; was Keiner ſich unterſtehen durfte, das haſt du gethan u. ſ. w. Doch, mächtiger Tod, du vermagſt noch mehr! Du führeſt zur Auferſtehung vom Tode, zum Tage des Gerichts u. ſ. w. Du, o Tod, ſey daher Morgens und Abends der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Lehre uns, daß alle menſchliche Dinge übel ſind u. ſ. w. Lehre uns, daß wir nicht zu Menſchen, zu denkenden, vernünftigen Weſen, in der Abſicht gemacht worden, daß wir alle unſere Gedanken und Zeit in Sinnlichkeit und Vergnügungen, Eſſen und Trinken und Ergetzlichkeiten (wie ich Johann Bunkel, hätt' er hinzuſetzen ſollen) verſchwenden ſollen; ſondern daß wir uns auf die Stunde des Todes vorbereiten, damit wir, wenn Gott uns abruft u. ſ. w." — Wir haben von jeher große Dunſe in unſerm lieben Deutſchland gehabt und ſind dato noch im Ueberfluß damit verſehen; aber von dem Grad der Dunsheit und Eſelei, der dazu gehört, um ſolche muffige Brocken von der erſten beſten Leichenpredigt herab zu ſchneiden und ſie einem mit unverwandten Blicken vor dem Leichnam der geliebteſten Gattin ſitzenden zärtlichen Ehemann als Betrachtungen in den Mund zu ſtecken — davon haben wir doch unter allen unſern Dunſen kein Beiſpiel. — O Bunkel! Bunkel! du lehrreichſter, du originalſter, du launigſter, angenehmſt-ſeltſamſter aller Schriftſteller!

Für einen Menſchen, dem es um Ertödtung ſeines alten Adams und Vorbereitung auf die Todesſtunde zu thun

gewesen wäre, war nun keine Entschließung natürlicher, als in Ortons Einsiedelei zu bleiben oder allenfalls sich noch tiefer ins Gebirge hinein zu arbeiten, um den Rest seines Lebens als ein echter Eremit in Enthaltung, Gebet und Abgeschiedenheit zuzubringen. Oder hätte Bunkel sich etwa erinnert, daß ein Christ nicht zur Abgeschiedenheit, sondern zur edelsten Thätigkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens berufen ist; so hätte er diesen Tod seiner Gattin als einen Ruf angesehen, aus seiner Einsiedelei hervorzugehen und sich irgend einer ehrlichen und nützlichen Lebensart zu widmen. Aber so was läßt sich Bunkel gar nicht einfallen. Er verläßt zwar seinen bisherigen Aufenthalt, aber blos, „weil es ihm in dem Gemüthszustande, worin er war, unmöglich fiel, in seiner Wildniß fort zu leben." Denn seine Philosophie und Religion verläßt ihn allemal just, wo er sie nöthig hat. Er geht fort, aber doch mit der Hoffnung, daß ihn das Schicksal wohl einst wieder dahin zurück führen könnte. Denn, sagt er, „es ließ sich ja gedenken, daß herzliche Freundschaft, Fröhlichkeit und geselliges Leben noch einmal hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung lehrt, welche wunderbare Dinge durch den Zufall können bewirkt werden." — Des feinen Christen, der in den Trübsalen des Lebens keinen Trost findet, als den er vom Schicksal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch sey, Meister Bunkel wird von diesem Gedanken auf einmal wieder lustig und „macht sich auf, nicht, sagt er, wie Don Quirote in Hoffnung, ein Königreich zu erobern oder eine schöne Prinzessin zu heirathen, sondern um zu sehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen und ein wenig mehr Geld erlangen könnte. Denn, setzt er mit einer unbegreiflichen

ſtupiden Naivetät hinzu, dieſe beiden Dinge zuſammen genommen waren allein vermögend mich wirklich glücklich zu machen.“ Sein Diener, O:Finn, muß alſo an einem ſchönen Morgen ſein Felleiſen mit kalter Küche und einigen Flaſchen verſehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch ſelbigen Tages in einem ſehr anmuthigen Luſtwalde bei einem Skelet von weiland Karl Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was ſollte auf dieſem Pergament Anderes geſchrieben ſtehen, als wieder ein Stück Leichenpredigt? — Aber freilich ein ſchönes Stück und über einen Text, über den ſich ſchon was — extemporiſiren läßt. Denn es handelt von den letzten Dingen und endigt ſich, wie leicht zu erachten, mit einem: Nimm dieß daher zu Herzen, weil es noch Zeit iſt, Sterblicher u. ſ. w.

Voller Verwunderung — vermuthlich über ſeine eignen guten Einfälle — verläßt Bunkel dieſen Ort, und in der billigen Vermuthung, daß ein Skelet nicht der einzige Bewohner eines ſo ſchönen Landgutes ſeyn werde, rückt er weiter vor, bis er bei dem alten ſilberhaarigen Herrn Baſil von Baſilholz anlangt, der nebſt ſeiner Enkelin auf der oben belobten ſchönen und vortrefflich eingerichteten Raſenbank an einem Springbrunnen ſitzt. Der Mann war beinahe 100 Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erſt 20, hatte große, ſchwarze, funkelnde, ſehr ſchöne Augen, eine ſtattliche Leibeslänge, war im Geſicht vollkommen ſchön gebildet u. ſ. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wäſſerte. — „Ihre Schönheit, ſagt er mit ſeiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, entzündete mein Herz ſogleich und flößte meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie vorher ſo ſtark empfunden hatte.“ — Bunkel macht ſein Compliment, wird ſo gut aufgenommen, als er ſich's nur wünſchen kann, und

in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tiſch bald mit kalten Speiſen beſetzt wird. Sie laſſen ſich nieder, Bunkel muß ſeine Geſchichte erzählen, und der alte kindiſche Herr findet großes Belieben daran, daß ſein Gaſt alle ſeine angeblichen Trübſale ſich dadurch zugezogen, daß er ſich gegen eine falſche Religion erklärt. Morgen früh um 8 Uhr beim Frühſtück ſollen Sie erfahren, ſagt er, was ich für Sie thun will; „wir wollen jetzt das Uebrige aus unſrer Flaſche zu uns nehmen und dann zu Bette.“

Morgens früh beim Frühſtück erklärt der alte Großpapa, daß er entſchloſſen ſey, Bunkels antitrinitariſche Standhaftigkeit durch ſeine Enkelin Stazia mit den großen, ſchwarzen, funkelnden, ſehr ſchönen Augen und einem großen, funkelnden, ſehr ſchönen Vermögen zu belohnen. — Nur ſetzt er die unwillkommne Clauſel hinzu, daß er noch warten müßte, bis das Mädchen das 22ſte Jahr zurückgelegt. Bunkel, deſſen große Beſcheidenheit wir ſchon kennen, antwortet, wie man's in allen ſchalen Romanen zu leſen gewohnt iſt: es ſey ihm zwar viel Ehre; aber er beſitze nicht Eitelkeit genug, zu glauben, daß er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte; und daß ſie dazu gezwungen werden ſollte, — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indeſſen, weil er doch ſo großmüthig dazu eingeladen werde, wolle er ſich einige Monate zu Baſilholz aufhalten und „der Miß Henley die Verſicherung geben, daß er ihr gehorſamer Diener ſey u. ſ. w.“ Dictum factum! Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da und wird in dieſer Zeit von Jungfer Stazia ſehr bezaubert. Soll auch Niemand kommen und ſagen, er habe ſeine Zeit wie ein Müßiggänger zugebracht! Denn „Vormittags ſaß er gemeiniglich in der Bibliothek und machte Auszüge aus ſeltnen Handſchriften und raren Büchern; und

Nachmittags ſpielt er mit Miß Henley Karten.“ — Zu Anfang des März ſtarb der alte Großpapa; und ſobald er begraben war, meinte Bunkel, nun ſey weiter nichts zu thun, als zu heirathen. Ich wollte, ſagt er, ſchon nach dem Franziscaner Fleming ſchicken — (denn dieſer Mönch iſt der Mann, von dem unſer Antitrinitarier alle ſeine ſieben Ehen — pro forma — ſanctificiren läßt). Aber Fräulein Stazia, „wie ſie ſah, daß ſie nun ihre eigene Gebieterin war und ein großes Vermögen, bar Geld und ein Gut hatte, ſo — hatte dieß Alles (wer hätte ſich's träumen laſſen ſollen?) einen Einfluß auf ihre Denkungsart und machte eine Veränderung.“ Kurz, die junge Dame gab unſerm heißhungrigen Wittwer eine Art von Hofbeſcheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, daß ſie keine Luſt hätte, ſich und ihr Vermögen dem erſten Abenteurer, der ihr aufſtieße, und wenn er zehnmal ſo viel für den chriſtlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein ſie hatte es mit einem Menſchen zu thun, der ſich nicht ſo leicht abweiſen ließ. Bunkel hielt mit Zähnen und Klauen feſt; und da ſonſt nichts verfangen wollte, richtete er ſeine Batterie gegen die Neigung, die ſie (freilich nicht in ganzem Ernſte) zu dem eheloſen Leben geäußert hatte. Er demonſtrirte ihr — einem ſchönen, geſunden, vollblühenden, reichen Mädchen von 20 Jahren — der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — daß die Ehe eine gar gute Einſetzung ſey, und behauptete, „ſie könne ihre Abneigung gegen dieſelbe vor dem weiſen und gütigen Vater der Welt nicht verantworten, da ſie eine Chriſtin ſey und als eine ſolche die Taufe für ein Denkmal des Gnadenbundes erkennen müſſe.“ Es iſt Schade, daß wir, weil dieſe Auszüge ſonſt leicht ſelbſt zu einem Buche von vier Bänden anſchwellen möchten, unſern Leſern nicht die ganze Deduction voranalyſiren können,

um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, daß die Taufe ein Denkmal des Gnadenbündes iſt, nothwendig folgt, daß Jungfer Stazia ſich von Herrn Johann Bunkel heirathen laſſen mußte. Dieſe Deduction nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein und iſt die angenehmſt-ſeltſamſte Art, ſich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemals einem Original zu Sinn gekommen, oder, deutſch heraus zu ſagen, das vollkommenſte Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemals aus einem menſchlichen Hirnkaſten heraus geſchüttelt worden. Nur etwas Weniges davon zur Probe! — „Betrachten Sie, vortreffliche Stazia, ſagt der theure Mann, der von Locke ſo gut raiſonniren gelernt hat, wenn der Allerhöchſte mit Abraham den Bund in dieſen Worten aufrichtete: Ich will dein Gott ſeyn und deines Samens nach dir u. ſ. w. Bedenken Sie, ſage ich, daß dieſe unſchätzbaren Segnungen u. ſ. w. nicht allein mit der größten Dankbarkeit angenommen, ſondern auch bis ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem Nachdenken künftiger Geſchlechter eingeſchärfet werden. Die Beſchneidung war das erſte beſtimmte Denkmal u. ſ. w., und als das Neue Teſtament an die Stelle des Geſetzes kam, ſo mußte der Bund, an welchem die Kinder Theil hatten, durch das Zeichen, welches die Taufe genannt wird, beſtätigt werden, indem dieſe Handlung beſtimmt iſt, der künftigen Nachkommenſchaft einen Antheil an der Liebe Gottes u. ſ. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verſchaffen. Aber was wird aus dieſem großen Vorrechte, wenn chriſtliche Frauenzimmer u. ſ. w. ſich zu einem einzelnen Leben entſchließen und dadurch künftige Geſchlechtsfolgen abhalten, an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Jeſu Chriſti Theil zu nehmen u. ſ. w.? Seyn Sie daher vorſichtig, vortreffliche Stazia. — Es iſt ein großes Verbrechen,

die regelmäßige Fortpflanzung von Menſchen zu verhindern. Laſſen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräulichen Leben fahren — verehelichen Sie ſich, ruhmwürdige Stazia, verehelichen Sie ſich und laſſen Sie den Segen Abrahams über die Heiden kommen! Setzen Sie ſich nicht dem evangeliſchen Bund entgegen, ſondern gedenken an die tröſtliche Verheißung: Ich will meinen Geiſt auf deinen Samen gießen u. ſ. w. Dieß fordert Ihre heilige Religion von Ihnen; und wenn wir uns nun — zum Buche der Natur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unſern Augen aufgezeichnet, daß es in den Herzen der Menſchen Bosheit ſeyn müſſe, welche bei der Zerſtörung und dem Untergang des künftigen Menſchengeſchlechts unbekümmert bleiben, und welchen nur ſo viel guter Wille mangelt, ein Geſchöpf auf eine rechtmäßige und geheiligte Art in die Welt zu ſetzen? — Preiswürdige Stazia, was ſagen Sie dazu? Weil Sie eine aufrichtige Chriſtin ſind, werden Sie ſich zum Eheſtande entſchließen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem gegenſeitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer ſo wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?"

Wie iſt euch zu Muth, liebe Leſer? Und was für eine Wirkung, denkt ihr, daß eine ſolche Standrede, mit gehörigem Ernſt von einem Manne wie Johann Bunkel vorgetragen, auf die preiswürdige Stazia habe machen müſſen? Die Wirkung einer tüchtigen Doſe von Ypekakuanha oder Tartarus emeticus, vermuthet ihr? Unfehlbar, wenn Miß Stazia etwas Beſſeres als ein Geſchöpf des Herrn Bunkel ſelbſt geweſen wäre, ein Werk ſeiner Hände, das er ſo albern machen konnte, als er's zu ſeinem Zweck vonnöthen hatte. — Aber ſo lief es freilich günſtiger für den lieben Mann ab, als es ſonſt menſchlicher Weiſe zu vermuthen war. Unter

dieſer meiner frommen Vorſtellung, ſagt er, verbreitete ſich ein Lächeln auf dem Geſichte der Stazia, die Verwunderung leuchtete aus allen ihren Geberden hervor, und als ich meine Rede geendigt hatte, ſagte dieſe Schöne zu mir: „Ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den Sie mir gegeben haben. Ich bin eine Chriſtin. In meinem Herzen iſt keine Bosheit — Laſſen Sie den Vater Fleming kommen, und ich will Ihnen meine Hand geben.“ — Bezauberndes Wort! ruft der Mann in ſeinem Drang, den Himmel zu bevölkern, aus, und eilends wird O-Finn nach dem Mönch geſandt, und der Knoten zugeſtrickt.

Bunkel lebt nun abermals zwei Jahre zu Ortons-Lodge „in einem Stande der Freude, daß man ſich denſelben auf tauſend Jahre hätte wünſchen mögen,“ ohne daß er uns zu eröffnen würdigt, ob und wie viel dieſe Ehe „von dem Segen Abrahams über die Heiden gebracht habe.“ — Ein hübſches Geſchichtchen in jeder Betrachtung.

Indeſſen da Herr Bunkel beſchloſſen hat, binnen der nächſten fünf oder ſechs Jahre noch mit fünf ſchönen Mädchen zu Bette zu gehen, ſo muß ſich Frau Stazia nach Verfluß der zwei Jahre, ſo gut wie ihre Vorgängerin, über Hals über Kopf an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht dießmal nicht ſo viel Ceremonien als bei ſeiner erſten Frau. Doch verſichert er uns, „er habe in drei Tagen die Augen nicht aufgeſchlagen.“ — Drei ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, iſt freilich eine ſehr denkwürdige That! Es war aber auch Alles, was Fleiſch und Blut bei einem Manne wie der unſrige fähig war. Am vierten Morgen ließ er ſich ſein Pferd ſatteln und zog — wieder auf die Freite. Der Zufall bringt ihn zu einer Geſellſchaft von zehn Ehepaaren, die in großer Abgeſchiedenheit von der Welt, nach

einem Entwurf des ehemals berüchtigten Labadiſtiſchen Predigers Yvon, der chriſtlichen Vollkommenheit nachjagten. Daß es bei dieſer Gelegenheit wieder Declamationen über den Verfall des Chriſtenthums bei den herrſchenden Kirchen auf Seiten Meiſter Bunkels abſetzt, kann man ſich leicht vorſtellen. Uebrigens, ſagt er am Schluß einer kleinen Beſchreibung von dieſem wirklich liebenswürdigen Inſtitut, „ein Kloſter von dieſer Art hat meinen Beifall; es iſt ein göttliches Leben.“ Aber Theil an dieſem göttlichen Leben zu nehmen, dazu ſpürte er keinen Beruf. Denn man mußte da arbeiten, ſehr eingezogen leben, Kinder nicht nur zeugen, ſondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer ſo angenehm ſind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Stazia aufgefordert hatte — und ein ſolches Leben war nun einmal ſeine Sache nicht.

Er reitet alſo fürder und geräth, wie gewöhnlich, in eine einſame Zaubergegend, wo ſich ein reiches ſchönes Mädchen von achtzehn Jahren, Namens Antonia Cranmer, eine vater- und mutterloſe Waiſe, zuweilen aufhielt; ein Mädchen, das alle Eigenſchaften hatte, um die Beute des erſten beſten Taugenichts, der ſich ihr in einer gefälligen Maske darſtellen mochte, zu werden. Auf dieſe erſte Nachricht, die ihm eine Art von Einſiedler gibt, wird der Gedanke in ihm rege: Das wär' ein Mädel für dich! und ſogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Stazia war zwar kaum einige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterließ bei ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu beſetzen. In dieſem Stücke war ſein Horror vacui ganz außerordentlich. Er präſentirte ſich alſo vor der jungen Antonia, die „ſo vortrefflich gebildet

war, als — ein Frauenzimmer seyn kann," und — was mußte in mir vorgehen, ruft er aus, als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam! — Nun, Herr Bunkel, das können wir uns ungefähr einbilden, ohne daß Ihr Euch deutlicher erklärt. Gut für Euch, daß das Mädchen, „dessen Begriff von einer Mannsperson nicht weit reichte," so gierig war nach Euch zu schnappen! Denn, da er sich nach dem Frühstück empfehlen wollte, bat sie ihn beim Mittagessen zu bleiben; und nach dem Mittagessen ließ sie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bei ihr gegessen hatte — und so frühstückten, dinirten und soupirten sie etliche Wochen lang zusammen, bis der gute Mönch Fleming herbei gerufen wurde, die neue Winkelehe, so gut er konnte, zu vidimiren. Nun ging's wieder ans Genießen! — Unsre gegenseitige Liebe ging bis zur Ausschweifung, sagt der gottselige Bunkel, und das, was menschliche Glückseligkeit heißt, genossen wir in vollem Maße. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwei Jahre in einem unaussprechlichen Vergnügen beisammen.

Das Beste war indessen, daß es auch nicht länger als zwei Jahre dauerte; denn im ersten Monat des dritten Jahres starb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern und hinterließ den armen Mann „untröstlich," — so untröstlich, daß, nachdem er seine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Stazia) in Thränen gebadet, er sich aufmacht und nach dem Gesundbrunnen zu Harrowgate reiset, um sich — die vierte Frau zu holen. Das schnödeste dabei ist, daß ihm immer die Religion zum Feigenblatt für die Blöse seines böckischen alten Adams dienen muß. Denn, wenn wir seinem Geschwätze mehr als seinen Handlungen glauben wollten, so verließ er Ortons-Lodge blos,

um, wie es ihm die Religion auflegte, ſein Leben zu erhalten.

Und hier iſt's, wo den ſeltſamen Menſchen endlich ein mal eine Art von Scham anwandelt, da er im Begriff iſt, ſchon auf die vierte Frau auszugehen, ohne daß er bei ſeinen verſchiedenen Ehen das Mindeſte von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er ſeinen Leſern hierüber gibt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weiſen und Chriſten klingt ſie gar zu ſchändlich. „Damit ich alſo hierauf ein für alle Mal eine allgemeine Antwort gebe (ſagt der rohe Topinambu in einem ſpöttelnden Ton, als ob die Frage die armſeligſte Kleinigkeit beträfe), ſo halte ich es ſchon für zureichend anzuführen, daß ich eine zahlreiche Geſchlechtsfolge angeben könnte, weil ich wirklich viel Kinder habe. Aber, da ſie in keinem wichtigen Geſchäfte verflochten ſind und auch, ſoviel' ich gehört habe, niemals etwas Merkwürdigeres verrichtet haben, als aufſtehen und frühſtücken, leſen und herumlaufen, eſſen und trinken; ſo würde es nach meiner Einſicht nicht ſchicklich ſeyn, ſich bei der Erzählung ihrer Geſchichte aufzuhalten." — *So? Und was Merkwürdigeres verrichtet denn Johann Bunkel ſelbſt, und wo ſind die wichtigen Geſchäfte, in denen er verflochten iſt? Elender Menſch, der von den Knoſpen der Menſchheit, die in jeder Stufe ihrer Entfaltung ſo intereſſant, in ihrer angebornen Reinheit und Unſchuld ſo lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewußter Kräfte, die in ihrem ganzen Weſen zwar noch ſchlummern, aber bei jeder Berührung aufzittern und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, ſo merkwürdig, ſo unendliche Mal merkwürdiger einer aufmerkſamen Beobachtung ſind, als alle Ungeziefer ſeiner Philoſophen zu Ulubrä — elender Menſch!*

(wiederhol' ich zum zweiten und dritten Mal) der Vater iſt, und von Kindern, von ſeinen Kindern, in dieſem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für alle Mal ſprechen kann! Deine Einſicht reicht freilich nicht weit, wenn du die Morgendämmerung des Menſchenlebens, die Jahre der erſten Entwicklungen, der erſten Eindrücke, des reinſten Spiels der noch unverſtimmten Natur und ihrer erſten ſo viel bedeutenden Winke für unbedeutender hältſt, als die ſchalen Mährchen, die du uns von deinen eignen männlichen Jahren zu erzählen haſt! — Doch warum uns ereifern? Warum ſollte Bunkel ſich nicht überall ſelbſt gleich ſeyn? Und was für ein jämmerliches Geleſe wäre auch die Geſchichte ſeiner Kinder, von ihm erzählt? Lieber wollt' ich ſie mir von ihrer Wärterin erzählen laſſen. — Aber wer hätte denn auch die Geſchichte ſeiner Kinder von ihm verlangt? Kann ein Vater, der die Geſchichte ſeiner ſieben Ehen ſchreibt, von ſeinen Kindern nicht mit menſchlichem Gefühl reden oder nichts Intereſſantes von ihnen ſagen, ohne gleich ihre ganze Geſchichte zu ſchreiben?

Aber freilich hat auch der arme Wittwer jetzt gerade keine Zeit, an ſeine Progenitur zu denken. Er muß über Hals über Kopf nach Harrowgate, um ſich ſeine vierte Frau zu holen. Und wo, denken wir wohl, daß er ſeine erſte Bekanntſchaft mit ihr macht? Wo anders als auf dem — Tanzboden? — Die Dame nannte ſich Miß Spence und war eine Art von Compoſition, wie man diesſeits des großen Hundsſterns noch keine geſehen hat; denn ſie hatte den Kopf des Ariſtoteles, das Herz eines erſten Chriſten und die Geſtalt der mediceiſchen Venus. Herr Bunkel iſt ſehr beſcheiden, daß er ſie nicht auch noch, als eine zweite Pandora, mit dem Non plus ultra aller übrigen Vollkommenheiten der

Natur und Kunſt ausgeſtattet hat. Denn warum ſollte die vierte Frau eines Mannes wie er nicht auch noch die Leier Homers, den Meißel des Phidias und den Pinſel des Apelles in ihrer Gewalt haben? — Bei ſolcher Bewandtniß kann ihm denn freilich Niemand übel nehmen, „daß er nicht lange Zeit in ihrer Geſellſchaft zubrachte, ohne ſich äußerſt in ſie zu verlieben — und ihr ſeinen Antrag zu thun.“ Miß Spence war „nicht grauſam,“ aber ſie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beißen; und die Plattheiten, die er ſie darüber ſagen läßt, können nur durch diejenigen übertroffen werden, die er ihr in ſeiner eignen ſteifläcberlichen und dumm ernſthaften Manier dafür zurück gibt. Indeſſen läßt ſie ihm doch Hoffnung und beſcheidet ihn bei ihrer Abreiſe zu ſich auf ihr Gut zu Cleanor. Ihr gehorſamſter Diener folgt ihr einige Tage ſpäter nach, verirrt ſich aber einige Mal auf dem Wege, und jedesmal aus weiſen — Autorabſichten, d. i. um verſchiedener Epiſoden willen, welche, wie alle übrige, aus deren ungefährem Beiſammenſeyn das Ganze dieſes wirklich in ſeiner Art einzigen Werkes beſteht, ohne mindeſten Schaden des Uebrigen auch hätten nicht da ſeyn können.

Die erſte Verirrung bringt ihn zu einer gewiſſen Miß Wolf, mit der er im Jahre 1715 als Knabe in Irland, ſeinem Vaterlande, manchen Contretanz getanzt, auch Komödie geſpielt hatte, wo Sie ſeine Imoinda, und er ihr Valentin geweſen war. In dem Augenblick, da ſie ſich erkennen, „faßt er ſie in ſeine Arme und erſtickt ſie beinahe mit Küſſen;“ und ſo glücklich iſt Valentin Bunkel bei den Damen, daß Miß Wolf, weit entfernt, darüber ungehalten zu ſeyn, vielmehr „über dieſen ſeltſamen Einfall von Herzen lacht.“ Nun erzählen ſie einander ihre Geſchichte; dann geht's zu einem

auserlesenen Mittagsmahl, wobei sich sechs sehr hübsche Damen und sechs Herren und also (wie Bunkel mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzu setzt) ihrer zwölf einfanden. Nach dem Kaffee wurde erstlich in der Karte gespielt, hierauf Contretänze getanzt, und die reizende Imoinda war seine Beitänzerin. In diesem herrlichen Vergnügen brachte ich vierzehn Tage zu, ruft unser neuer Apostel aus, erinnert sich aber doch endlich an Miß Spence und beurlaubt sich von Miß Wolf, um spornstreichs nach Eleanor zu eilen; „aber mein Schicksal führte mich einen andern Weg.“ Natürlicher Weise erwartet der Leser, das Schicksal werde irgend eine erhebliche Ursache dazu haben; denn man mischt doch sonst die Götter nicht nur so für die lange Weile ins Spiel. Aber es geschieht blos, um Bunkeln in einem Wirthshause mit einem gewissen Mr. Winkup zusammen zu bringen, der sich ihm durch seine gute Laune so wohl empfiehlt, „daß Bunkel mehr trinkt, als er Willens war,“ und sich so dann leicht bewegen läßt, mit jenem nach Worcester zu gehen, um in einer lustigen Gesellschaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren zehn Tage lang recht vergnügt zu leben. „Wir tranken, sagt er, tanzten, sangen, schwatzten, und dann war es Nacht. Tänze aber waren unsre vornehmsten Vergnügen; und meine Beitänzerin war nicht allein schön von Gesicht und Person, sondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Diese war Miß Veyssiere von Cumberland, das theure Geschöpf!“ — Und hier ergreift der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daß er in seiner Jugend ein eben so starker Tänzer als toller Reiter gewesen sey. „Der berühmte Paddy Murfy, sagt er, gemeiniglich der kleine Stutzer genannt, und der in Lukas Kaffeehaus zu Dublin wohl bekannt ist, dieser Herr und Langbau, ein

Müller, welche alle Nacht bei des berühmten Stretche's Puppenſpiel tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden beide wegen ihres vortrefflichen Tanzes bewundert; jedoch übertraf ich ſie weit: aber gegen Miß Veyſſiere konnte ich nicht aufkommen. Ihre Schritte waren unendlich, und ſie wußte ſolche mit einer ſolchen Behendigkeit zu machen, daß ſie ein in der Luft tanzender Engel ſchien. Wir tanzten acht Nächte zuſammen, und die ganze Geſellſchaft ſagte, daß wir recht für einander geboren wären. Sie hatte mich auch dermaßen eingenommen, daß ich mich (des Engagements mit der Ariſtoteliſchen Venusſchriftin ungeachtet) um ihre Liebe würde beworben haben, wenn Winkup mir nicht geſagt hätte, daß ihr Vater Willens wäre, ſie einem alten Manne, der ihr Großvater ſeyn könnte, um ein großes Leibgeding aufzuopfern u. ſ. w." —

Man weiß nicht, ob man über den Pinſel lachen oder unwillig werden ſoll, der mit ſolcher Spinnſtuben-Waſchhaftigkeit ſeine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt und bei jeder Gelegenheit, wo ihn ſein eigner Charakter überraſcht, denjenigen, den er angenommen hat, ſo gänzlich vergißt, wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da ſie eine Maus erblickte. Man muß geſtehen, dergleichen Stellen, wo man nolens volens lachen muß, gibt's hier und da in dieſem Wunderbuche; aber freilich nicht über die Laune des Verfaſſers, ſondern über ſeine Dummheit, die ſo ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daß man ihm zugleich Maulſchellen geben möchte.

Am 1. Juni 1731 Morgens um 5 Uhr nahm er von dem ehrlichen Winkup Abſchied, um nun in ganzem Ernſt zu Miß Spence nach Cleanor zu wallen. Aber das Schickſal ſpielt ſchon wieder blinde Kuh mit dem lieben Manne.

Er verliert ſeinen Weg abermals und kommt — „zu einem an einem ſteilen einſamen Ort belegenen Bierhauſe, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte, wo er zu ſeiner großen Freude Landeskraft, nämlich den Irländer Tommy Clancy antrifft, der den Wirth in dieſer kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendeſſen — welches aus Forellen, ſchönem Bier und einer Schale Punſch beſtand," — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geſchichte zweier Dorfprinzeſſinnen bekannt, die ſich bei ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Namens Kock, auf einem nahe gelegenen Gute aufhielten. Man kennt, beſonders aus Fieldings und Smollets Werken, die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geſchichte ſo zu erzählen, daß ſogar der, dem ſie begegnet iſt, zuletzt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein irländiſcher Dorfſchenke erzählt, und ein irländiſcher Bel-Esprit, wie Herr Johann Bunkel, zuhört; ſo kann man ſich vorſtellen, was aus der an ſich ſelbſt ſehr alltäglichen Hiſtorie zweier reicher junger Mädchen und eines alten geizigen Vormunds werden mußte. Jeder vernünftige Menſch hätte darin nichts weiter geſehen, als einen alten Vormund und ein Paar junge Mädchen, wie ſie ordentlicher Weiſe je und allezeit geweſen ſind und ſeyn werden. Die Mädchen hätten gern hübſche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Luſtbarkeiten, Anbeter und, je eher je lieber, einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund, ein Mann, der ſeine beſten Jahre unter Acten und Geſchäften verbracht hat, in allen dieſen Dingen, wie Salomo nichts als Eitelkeit ſieht und den Werth des Geldes und guter Wirthſchaft kennt, — hat ſich in den Kopf geſetzt, daß ein Paar leichtſinnige, unerfahrne, naſeweiſe Dirnen nichts Beſſeres thun könnten, als

ſich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren zu laſſen. Man ſieht, was aus ſo ſtark contraſtirenden Charakteren folgen muß. Die Mädchen ſehen den alten runzligen Vormund für einen Popanz und ſich ſelbſt für ein Paar arme Prinzeſſinnen an, die in einem verwünſchten Schloſſe gefangen gehalten werden; und der erſte beſte Abenteurer, der ſich anbeut, ſie zu befreien, iſt willkommen. Aber wer würde es einem geſcheidten, geſetzten Mann verzeihen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzuſehen? — Gut! aber einem Bunkel iſt Alles zu verzeihen — oder nichts. Wir wollen es uns alſo nicht befremden laſſen, daß er auf die erſte Nachricht eines ſo würdigen Zeugen, wie Thomas Klanzy, Wirth zur Katze und Sackpfeife in einem einſam belegenen Bierhauſe, alsbald den chriſtlöblichen Entſchluß faßte, dieſe verwünſchten Damen zu erlöſen, d. i., auf gut Deutſch, ſie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher ſeyn, als die Trugſchlüſſe, womit uns der Menſch bereden will, dieſe nach allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen höchſt unerlaubte und ſtrafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. — Wahrlich, es gibt keine Uebelthat, die ſich unter gewiſſen Umſtänden nicht vermittelſt der nämlichen Trugſchlüſſe rechtfertigen ließe. Stehlen, Ehebrechen, falſch Zeugniß geben, Kirchenraub, Giftmiſcherei, das Aergſte mit einem Wort iſt nach Bunkels Art zu raiſonniren erlaubt, ſobald man ſich einbilden kann, daß ein guter Zweck dadurch befördert oder einem böſen Menſchen ſein Concept verrückt werden könne. — Um die an dem alten Kock verübte Bubberei vermuthlich noch mehr zu beſchönigen, macht er uns ſowohl von ſeiner äußerlichen Geſtalt als von ſeinem Inwendigen das ekelhafteſte Zerrbild. Kurz, Bunkel —

angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel und Reformator — entführt (es sey nun aus welchem Beweggrunde) zwei junge Mädchen ihrem rechtmäßigen Vormund und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nämlich durch ein ganzes Gewebe vorsätzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Menschen ohne alles Gefühl von Ehre erzählt, der mit seiner Schande prahlt und sich was Großes darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden alten Mann durch die niederträchtigste Art von Betrügerei, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit, übertölpelt zu haben. —

Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäßig macht, ist, daß er die beiden noch unmündigen Erbinnen, jede mit 30 Guineen in der Tasche, sechzig englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt und nach einem kleinen Wirthshause in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läßt er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, daß „sie ihr Frühstück, Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit einander verzehren." „Zu Hause, setzt er hinzu, spielten wir entweder Karten, oder wir sangen, oder ich unterhielt sie mit meiner Flöte — u. s. w." Kurz, „die ganze dortige Lebensart war wirklich angenehm; und da die Mädchen munter und lebhaft und in Ansehung ihrer jungen Jahre im geringsten nicht unwissend waren, so würde ich gewünscht haben, viel länger da zu bleiben." Aber das wollte sich freilich für die Mädchen nicht recht schicken, und er selbst mußte doch endlich sein der Miß Spence gegebenes Wort halten. „Ja, sagt er, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte ich gleich entweder die schöne Miß Tolston oder

die noch ſchönere Miß Landſoy — (oder warum nicht lieber alle beide? um den Segen Abrahams über deſto mehr Heiden zu bringen —) heirathen können — Aber freilich, ſetzt er gleich wieder weislich hinzu, wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit als Frau geſtorben wäre, ſo konnte ich nichts gewinnen und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt." — Er ſah ſich alſo genöthiget, den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären: er achte ſich verbunden, ſie wenigſtens an einen ſichern Ort zu bringen. — Und wo meinen wir daß er ſie nun hinbrachte? — Wohin anders als in ſeine Einſiedelei Orton-Lodge? — einen Ort, wo ſie wenigſtens ſicher waren, daß die böſe Welt nicht darüber afterreden konnte, weil ſie nicht — wußte, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daß Creaturen, die ſo bereit waren, ſich von dem erſten beſten breitſchultrigen Landſtreicher entführen zu laſſen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Im Gegentheil, ſie ſahen ihn als ihren Schutzengel an, ſagten ſie, und wären bereit, ſich je eher je lieber von ihm an den ſüßen Ort der Ruhe führen zu laſſen. Am zweiten Abend waren ſie ſchon angelangt, nachdem ſie *eine* Nacht ihr Lager auf dem Gebirge im Farrenkraut hatten nehmen müſſen. Die beiden Mädel erſtaunten, als der Schutzengel ſeine Vorrathshäuſer aufſchloß und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleiſch in Töpfen, eingemachte Sachen und verſchiedene Getränke hervorbrachte." Nun ging wieder ein Leben à la Bunkel an, und der heilige Epikur verdaute bis zu Ende des Junius mit dieſen ſchönen jungen Geſchöpfen ſehr wohl und glücklich. „Bei ihren ſchönen Geſichtern und Perſonen, ſetzt er gleich hinzu, waren ſie ſinnreich, munter und einnehmend und verſüßten mir jeden

Augenblick. Hätte ich mich bereits nicht mit Miß Spence eingelaſſen, ſo wäre ich gewiß bei dieſen zwei jungen Damen (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, und in ihrer Geſellſchaft würde mir Orton-Lodge ein Eden geweſen ſeyn. Sie waren beide reizende Frauenzimmer. Miß Landſoy war ein recht göttliches Mädchen."

Bei Allem dem mußt' er der Miß Spence Wort halten. Er ſetzt ſich alſo den erſten Julius auf ſeinen Rozinante und reitet wieder auf Harrowgate zu, geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reihe fürchterlicher, felſiger Berge, endlich auf einen ſehr ſchmalen Paß durch die Felſen, auf dem es ſo finſter war, als in der ſchwärzeſten Nacht. Bunkel ſchickt ſeinen Sancho Panſa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das ſo fortgehe, und „was für eine Art von Land und Einwohnern" hinter den Bergen ſich befinde? Da aber O-Finn nach ſechs Stunden noch nichts wieder von ſich hören läßt, geht er ihm nach und watſchelt beinah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden ſchenkeltief im Waſſer.

Zuletzt endigt ſich dieſer unluſtige Pfad, wie alle unluſtige Pfade unſers Abenteurers — in einer ſchönen blumenreichen Gegend, ungefähr zwanzig Morgen Landes groß — kurz, der Mann (nachdem er ſeinen O-Finn lange vergebens geſucht, endlich wiedergefunden, dann ſein Mittagsmahl aus dem Felleiſen gehalten und hierauf ſechs ſchrecklich hohe Berge hinter einander überſtiegen) verirrt ſich in ein gar ſchönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrifft und gar wohl angelegte, mit den ſchönſten Zwergbäumen u. ſ. w. verſehene Gärten, Alles an einem gar ſchönen See gelegen und mit gar ſchön hervorragenden Felſen überſchattet, von denen ſich in geringer Entfernung dem Hauſe gegenüber gar

ſchöne Waſſerfälle in den See ſtürzen. — „Ich bin weiter in Norden und Süden geweſen, ſagt der lügenhafte Prahler, als die meiſten Menſchen; ich bin mit Nationen umgegangen, die noch viele Grade hinter den eiskalten Lappländern leben; ich habe unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heißen Himmelsgegend verſengt werden: aber in keinem Theile der Welt hab' ich etwas ſo Schönes und Rührendes, als dieß Ganze war, geſehen!“ — Aber freilich wäre dieß Ganze weder ſo ſchön, noch ſo rührend geweſen, wenn Herr Bunkel, indem er durchs Stubenfenſter guckte, nicht eine ſchöne junge Dame ſitzen geſehen hätte, die ein muſikaliſches Buch in der Hand hatte und gar meiſterlich ſang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat; und auf einmal beſann er ſich, daß er dieſe hübſchen Mädchen ſchon anderswo geſehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten ſie noch eine Mutter. Seines Bleibens in dieſem Hauſe konnte alſo nicht länger als drei Tage ſeyn. Sodann beſtieg er wieder ſeinen Gaul, ſpeiſete den fünften Julius bei dem Mönch Fleming in ſeinem Hauſe in Richmond-Shire, ritt von da nach einem Karthenſerkloſter, an deſſen einſame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gaſtfreien Söhnen des heiligen Bruno mit guten Fiſchen, gutem Brod, Wein (ob gut oder ſchlecht, hat er uns zu ſagen vergeſſen), vortrefflichen Früchten und ſchönen Gartengewächſen bewirthet.

Den 8. Julius reiste er weiter und gelangte endlich, wo Cumberland und Northumberland an einander grenzen, in der Gegend von Wardrov, gegen Nordweſt von Thielwall-Caſtle, zu einer wunderbaren Schwefelquelle und von da zu der Hütte einer beinah eben ſo wunderbaren Art von Einſiedler, des einzigen Bewohners dieſer höchſt wilden Gegenden.

Er hieß Claudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der Welt unglücklich gewesen war und sich nach diesen elysäischen Feldern begeben hatte, um seine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen.“ Dieser Mann bewirthete unser theures Rüstzeug mit einer vortrefflich eingesalzenen Forelle, Zwieback, schönen Früchten und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nösel Rum und etwas Cremor Tartari einen guten Punsch zu machen, und redete dabei als ein Mann, der Verstand, Erziehung und aufgeräumtes Wesen hat. Als die Punschschale geleert war, wischte Bunkel sein Maul und zog seine Straße; der Einsiedler aber schenkte ihm noch eine Handschrift auf den Weg, die Regeln der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung betitelt — wovon uns Bunkel sofort das Wichtigste in einem Auszug mittheilt. Lese, wer mag und kann, das platte wortreiche Locus-Communis-Gewäsche und Schulexercitium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Mensch zweifelt, und den ekelhaften Pot-Pourri der schon zehnmal aufgewärmten socinianischen Meinungen über Christenthum, Geheimnisse, Dreieinheit, Erlösungswerk u. s. w. Man schläft freilich bald genug darüber ein; aber wenigstens ist es keines von den angenehmsten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wissen nicht warum, von Knaresborough nach Harrowgate zurück und findet da einen alten Brief von Miß Spence an ihn, worin sie ihn ersucht, sie nach London zu begleiten und zu dem Ende seinen Weg über Westmoreland zu der Chester Landstraße zu nehmen. Dieser Brief setzt ihn in Verwunderung. „Ja, theure Seele, sagte er, ich werde über Westmoreland meinen Weg nach London nehmen!“ Er steigt also Morgens um vier Uhr zu Pferde und trifft Abends um sechs Uhr zu Cleanor ein —

„nachdem ich, ſagte er, des Tags fünf und ſiebzig Meilen zurück gelegt, nämlich:

von Harrowgate nach Knaresborough . .	8	Meilen
von da nach Katarik	22	„
von Katarik nach Gretabridge	15	„
von Gretabridge nach Bows	6	„
von Bows nach Brugh in Weſtmoreland .	12	„
von da nach Kirby-Steven bei Whartonhall	6	„
von Kirby-Steven nach Cleanor . . .	6	„
und alſo zuſammen gerechnet	75	Meil.“

Hat man je gehört, daß ein Biograph ſeines eignen Lebens die Welt umſonſt, um nichts, ſogar mit Auszügen aus ſeinem Poſtbuche regalirt hat? Aber vermuthlich meinte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns ſeinen albernen Roman deſto leichter für wirkliche Geſchichte aufzuheften. Er findet nun endlich die ſo lange im Nebel geſuchte Miß Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieſer Dame über ſeine Perſon ertheilt und alle die Flaſchen Wein, die er mit ihrem Vetter ausleert — einem alten Geiſtlichen, den er ſehr lieb gewinnt, „weil er ein eifriger Anhänger des Durchlauchtigen Hauſes Hannover zu ſeyn ſchien,“ — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von beſagter ſeiner geliebten Maria meldet, — als „von ihrer Stärke im Leſen, Reiten, Fiſchen, in der Geſchichte und Mathematik, beſonders in der Rechnung der Fluxionen u. ſ. w.,“ vor Allem aber von ihrer Stärke im chriſtlichen Deismus, als dem großen Eins iſt Noth unſers neuen Evangeliſten — wir übergehen Alles dieſes, um unſern Leſern die intereſſante Nachricht zu geben: daß Herr Bunkel „mit dieſem vortrefflichen jungen Frauenzimmer und ihren zwei Bedienten, nämlich ihrem Lakai und ihrer

Kammerjungfer, den 31ſten Julius von Cleanor abreiste, den 10ten Auguſt ſehr wohl mit ihnen zu London ankam und den letzten Tag dieſes Monats die Ehre und das Glück hatte, mit dieſer Dame verehelichet zu werden."

Und nun, liebe Leſer, ſchaut auf und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächſte Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weiß! — „Der Menſch handelt weiſe, ſagt er, der ſich ſowohl auf ſeinen als ſeiner Freunde Tod vorbereitet. Schon am Morgen, als ich mich mit der ſchönen und ſinnreichen Miß Spence ehelich verband, ſtellte ich mir den Verluſt als möglich vor und entſchloß mich, wenn er über mich verhängt würde, durch dieſe Widerwärtigkeit eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit in mir wirken zu laſſen." — Nun ſehe man einmal, wie klüglich der Mann daran gethan hatte! — Denn ſie ſtarb noch, ehe ein halbes Jahr verfloß — an einem bösartigen Fieber, deſſen Geſchichte nebſt der Art, wie ſolches von vier berühmten Aerzten behandelt worden, er uns umſtändlich mittheilt, auch am Ende weitläufig und kunſtmäßig darthut: daß, wenn die Herren bei der kranken Frau in Zeiten zur Aderlaß geſchritten und ihr anſtatt der verderblichen Alexipharmacorum die Conserua luiulae in emulsione ex semine fr. cum Amygd. in aqua hordei gegeben hätten, ſie ohne Zweifel mit Gottes Hülfe glücklich curirt worden wäre. Warum er aber dieſen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis ſie todt war, davon ſagt er uns kein Wörtchen. Genug, ſie war nun todt, und Bunkel ließ, wie er ſagt, Natur, Gnade und Zeit das Ihrige thun, die Wunde zu heilen. „Sollte ich, ſetzt der läſterliche Menſch hinzu, den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Ja, ich will!" — Und ſo geht er denn, nachdem er ſeine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde

beſtattet, „wieder in die Welt, ſich aufzumuntern und noch einmal ſein Glück zu verſuchen.“

Dießmal geht der Weg nach London. Unterwegs macht er zu Nottingham im Wirthshauſe mit einem gewiſſen dünnen Menſchen, Namens Mr. Ribbel, Bekanntſchaft, der ihm eine gar hübſche Vorleſung über die Diät ſchwindſüchtiger Leute und über Chymie, Alchymie, Spießglas, Wismuth, Zink, Arſenicum und Gold hält, auch ſeine Erzählung „mit einer — moraliſchen Anwendung (im Geſchmack der Bänkelſängermoral: Ihr lieben Chriſten insgemein, wenn wollt ihr euch verbeſſern?) beſchließt.“ — Bald darauf geräth unſer Wanderer wieder in eine ſehr ſtattliche Gegend, wo er auf einen Herrn von vierzig Jahren, Namens Monkton, ſtößt, der ihm ein Nachtquartier auf ſeinem Landgut anbeut. Bunkel iſt kein Mann, der eine ſolche Gelegenheit zum Eſſen und Trinken von der Hand weiſet. Herr Monkton führt ihn alſo in ſein Haus und gibt ihm eine ſchöne Mahlzeit. „Nach dem Eſſen tranken wir noch ein Paar Flaſchen, ſagt Bunkel, redeten von tauſend Sachen (das mag ein ſchönes Salmigondy geweſen ſeyn!) und begaben uns darauf zur Ruhe.“ Die beiden Herren nahmen einander ſo gut an, daß Bunkel ſechs Tage da blieb und Herrn Monkton etliche Duzend Flaſchen leeren half. Dieſer Herr Monkton war wirklich ein merkwürdiger Mann — wie unſre Leſer aus ſeiner kurzen Eheſtandsgeſchichte, die uns Meiſter Bunkel mittheilt, zu erſehen belieben werden. — Herr Avery Monkton, ein langer und ſehr ſchmaler Mann, bewirbt ſich in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahr um ein ſchönes Frauenzimmerchen, in die er ſich verliebt hat. Er hat große Mühe, ſie endlich vermittelſt eines ſtarken Wittwengedinges dahin zu bringen, ſich in das heilige Sacrament der Ehe mit ihm

zu begeben; „denn ſie hatte ſich ſteif in den Kopf geſetzt, daß die chriſtliche Vollkommenheit in einem jungfräulichen Leben beſtehe.“ Indeſſen ging es drei ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau „gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weiſe — zu erkennen,“ und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre, ſo zugebracht, könnten nur Minuten ſeyn — als es ſich begab, daß er in Geſchäften eines Morgens früh nach der Stadt reiſen mußte. — Leider! ſehen unſre Leſer voraus, was weiter kommen, und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergeſſen hatte, mußt' er wieder umkehren und machte ſich ſogleich einen großen Spaß aus dem Gedanken, ſeine geliebte Hälfte, die er in ſüßem Schlafe anzutreffen hoffte, auf eine angenehme Weiſe zu überfallen. „Ich kam durch die Thür des Waſchhauſes hinein, fährt der liebe Mann fort, ging leiſe nach meiner Stube, faßte das Schloß ſanft an und wollte, wenn meine Zauberin ſchlummerte, dieſem Abgott meines Herzens einen Kuß geben. Aber da ich die Thür öffnete, ſah ich“ — Nun? Leſer und Leſerinnen' Was meinen Sie daß der Mann ſah? Sie errathen die Sache; aber ich ſetze Alles daran, was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchſt delicate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiß, um uns eine ſo ärgerliche Sache auf eine ſittſame und feine Art zu verſtehen zu geben — „ſah ich — einen Mann an der Seite des Bettes und — meine zärtliche getreue Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte.“ — Das war nun freilich eine Viſion, die ſogar einen Bunkel mit allen den moraliſchen und bibliſchen Sprüchen, womit er ſich in der Noth ſo gut zu helfen weiß, hätte ſtutzen machen können. „Ich gerieth in die äußerſte Beſtürzung — aber nicht in Wuth, ſagt Herr

Cornifiz; ich ſagte blos: Iſt das Louiſe, die ich ſehe? und ſchmiß die Thür zu. Ich ging ſogleich die Treppe hinunter und den ſelbigen Weg wieder hinaus, den ich herein gekommen war — und von der Zeit an hab' ich meine Frau niemals wieder geſehen."

Ein Mann, der (wie von unſerm Bunkel gerühmt worden iſt) „mit gutem Gewiſſen und mit völligem Bewußtſeyn, unbeſcholten und nützlich geweſen zu ſeyn," in ſein Leben zurück ſehen kann, muß doch wohl werth ſeyn, daß wir dieſen Auszug aus ſeinen Confeſſions — die (unſrer Abſicht nach) das Durchleſen der vier dicken Bände ſeiner Biographie für Alle, die nicht ſo viel Zeit auf ihn wenden können, überflüſſig machen ſoll — noch mit einigen Blättern vermehren, da wir in der That noch denkwürdige Dinge von ihm zu melden haben.

Bunkel iſt nun auf dem Wege, ſich die fünfte Frau zu holen, und ſein moraliſcher Charakter zeigt ſich bei jeder neuen Freierei und in jeder neuen Wittwerſchaft in höherm Lichte. Der geneigte Leſer erinnert ſich noch der ſchönen Miß Turner, zu welcher unſer Held (im 2. Theil S. 78) ſo abenteuerlich durch einen hohlen Berg herabgetaumelt kam. Dieſe — iſt das Erſte, was ihm, ſechs Stunden nach ſeiner Abreiſe von Herrn Monkton, in einem abgelegenen Wirthshauſe, wo er zu ſeiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwei Bedienten in den Wurf kommt. Bunkel erkennt ſie nicht gleich wieder, weil ſie indeſſen viel fetter und, „wenn's möglich iſt, ſagt er, etwas hübſcher" geworden war. Aber ſein Bedienter O-Finn hatte eine feinere Naſe.

Genug, es war Miß Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigner Herr geworden und im Begriff war, nach London zu gehen und sich dort in der großen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt sich ihr statt dessen ohne Umschweif zum Manne an und meint, sie würden „in irgend einem stillen, angenehmen Aufenthalte so vergnügt mit einander leben, als zwei junge Sterbliche es hier auf Erden seyn könnten.“ Was sagen Sie hierzu, Miß Turner? fragt er sie — und zu einer Probe, wie es in Miß Cäsia Turners Kopf aussah, hören wir einmal ihre Antwort: „Sie sollen, Sir, in wenigen Tagen meine Gesinnung hierüber erfahren. Aber, da ich einmal auf dem Wege nach London begriffen und schon so weit gekommen bin, so halt' ich es wohl für das Rathsamste, bei meinem Vorsatze zu bleiben. Die Stadt kann mir einen neuen Geschmack für die Einsamkeit einflößen; es kann aber auch das Stadtleben mir alle Lust und Liebe zum Lande benehmen. Doch, da ich die Sache noch einmal überlege, entschließe ich mich kurz und gut, nicht nach dieser Hauptstadt zu reisen. Ich will nach Skelsmore-Thal zurückkehren. So bin ich jetzt gesinnt; wie ich aber morgen denken werde, das kann ich nicht sagen. Unterdessen haben Sie die Gewogenheit, Karten zu fordern, und lassen Sie uns diesen Abend bei dem Spiele zubringen.“ — Ei, du holdes, wackeliges Schwindelköpfchen! — „Aber, ehe wir noch einige Stunden gespielt hatten (sagt B.), sah ich schon, daß die theure Seele ganz die Meinige war. Sie saß vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemälde in der Gallerie der Venus“ (wo mag das wohl seyn?), „gedankenvoll, warm von Verlangen und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich wünschte mir nur, meinen Freund, den Pater Fleming, bei der Hand zu haben, um den eingepflanzten

Antrieb rechtmäßig zu machen u. ſ. w." — O-Finn mußte ſich alſo über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu holen. Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete ſein Amt, an welches unſer religiöſer Freidenker in dieſem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat; und ſo ſetzten ſie ſich, noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendeſſen nieder. Und was denken wir daß der Mann Gottes den Leuten, die es ein wenig unartig finden, daß er, deſſen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, ſchon wieder mit einer andern ſchönen fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir daß er ihnen antwortet? Er ſchilt ſie kurzweg mürriſche Kerle, Träumer und Dummköpfe. Ich antworte ihnen kurz (ſagt er), eine todte Frauensperſon iſt keine Ehefrau, und der Eheſtand iſt immer rühmlich. Es iſt eine göttliche Einſetzung; es iſt beſſer freien als Brunſt leiden oder — u. ſ. w. Nach dieſen Vorderſätzen hätte nun freilich Bunkel ſo viele Weiber nach einander wegheirathen können, als jemals ein morgenländiſcher Schach auf einmal gehabt hat; und man muß es ihm noch zu großer Beſcheidenheit anrechnen, daß er ſich an Sieben genügen ließ.

Es gefiel dem neuen Ehepaar ſo wohl in dem einſamen Wirthshauſe, daß ſie ſechs Wochen dort verblieben; und es läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken (ſagt der große Sponſirer der Frauen), welch eine dauerhafte Glückſeligkeit wir zu beſitzen ſchienen. Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da ſie an der Seite eines ſteilen Hügels fuhren, wurden die Pferde ſcheu. — O des glücklichen, dreimal glücklichen Mittels, das ſich dem lieben Mann ſo unverhofft darbietet, wieder eine Frau los zu werden! Man ſieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von der Sache ſpricht, wie preſſirt er iſt, ſich

wieder an eine andere machen zu können. — „Die Pferde wurden scheu, liefen herunter, und meine Geliebte kam ums Leben.“ Doch lebte sie (nachdem sie ums Leben gekommen war) beinahe noch eine Stunde, indem sie mehr als einmal folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boissard wiederholte:

Nil possunt lacrimae, nec possunt fata moneri,
Nec pro me queror; hoc morte est mihi tristius ipsa,
Moereor Atimeti conjugis illo mihi.

Dieses Leiden hätte sich die gute Frau ersparen können. Denn, so groß auch die Traurigkeit ihres Atimetus seinem Vorgeben nach war; so behielt er doch kaltes Blut genug, um sich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „daß es ganz fruchtlos für ihn wäre, beständig wehzuklagen.“ Das war auch seine Sache ganz und gar nicht. Er bestattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächsten Kirchhof zur Erde und ritt dann, so geschwind er konnte, nach London, um sich durch Zerstreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er sich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in dessen Hause und regalirt uns bei dieser Gelegenheit mit der Geschichte einer bekehrten Sünderin; einer Locus-Communis-Geschichte, die durch seine eingestreuten Betrachtungen blos ein wenig platter wird, als sie an sich selbst ist. Sodann kommt er wieder auf sich selbst zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zween irländischen Gentlemen, Jemmy King, und dem berühmten Sachwalter, der die schöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntschaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen und da all sein Hab und Gut bei einer Würfelbank zurückgelassen. „Ich wußte zwar, sagt der unbegreifliche Pinsel, daß diese Männer die ruchlosesten Leute von der Welt waren, daß sie keine Religionsbegriffe hatten, daß sie sich den Lüsten ergaben,

jeden gesunden Gedanken und jede Besorgniß durch niedrige, lasterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten;" — allein, wiewohl er das Alles wußte, macht' er doch ohne mindeste Noth oder vernünftige Absicht Cameradschaft mit ihnen, weil er als ein großer Logicus glaubte, „daß sie doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im Leibe hätten." — Was für ein Begriff mag das wohl seyn, vermöge dessen solche Leute noch Ehre im Leibe haben können? Oder, wenn dieß der gewöhnliche Begriff von der Ehre ist, was für ein Unsinniger muß der seyn, der in eine solche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen setzt, als in die Großmuth eines Wucherers oder in die Keuschheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieser Unsinnige; denn, wiewohl er wußte, daß sie gewissenlose Bösewichter waren, so wußte er doch nicht, daß sie all das Ihrige in Irland verspielt hatten und nun in England vom Spiel leben wollten. Er ließ sich also bereden, mit ihnen in eine Spielgesellschaft zu gehen, wo ihrem Vorgeben nach von den ehrlichsten Männern Bank gehalten und ganz redlich gespielt würde. Sie stellten ihm vor, daß er nur etliche Guineen zu wagen brauchte und vielleicht Hunderte gewinnen könnte. Nun wissen wir, daß Johann Bunkel außer einem hübschen Mädchen nichts lieber hat, als klingende Münze. Wie hätte er also einer so lockenden Stimme widerstehen können? Bei seinem Eintritt ins Gemach sah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tisch sitzen, auf welchem ein großer Haufen Gold lag. So wohlgekleidete Herren mußten ja nothwendig, aufs wenigste nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel setzte sich also hin, würfelte und gewann in zwei bis drei Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit, aufzuhören; aber der weise Mann, der gern den ganzen großen Haufen

Gold gehabt hätte, spielte fort, und eh es Morgen war, verlor er nicht allein, was er gewonnen hatte, sondern bis auf etliche Pfund auch Alles, was er in der Welt hatte, alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen hatte, deren Güter er verkauft, und das Geld bei einem Banquier niedergelegt hatte." Die beiden Irländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren gingen, einer nach dem andern, weg, „und mich, sagt der liebe Mann, überließen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden gewesen, und in welcher Lage ich mich jetzt befände."

Nun, es ist freilich nicht zur Nachfolge geschrieben, daß ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinniger Weise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheirathete große Vermögen, und, was wohl zu merken ist (wiewohl Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Scrupel macht), ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkelspielhause verliert. Gleichwohl — man hat Beispiele, daß die größten Heiligen in einer unseligen Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben und noch tiefer gefallen sind, als Bunkel. — Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer seyn? Erwarten sollte man's wenigstens — von jedem Andern — nur nicht von Johann Bunkel. — Laßt hören, wie sich der dazu anschickt! Ich war ganz außer mir, sagt er, und wir wollen's ihm gerne glauben. 'Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beim Spiel zu thun? Mir fehlte ja nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfelspiel, welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige genommen! Hier hab' ich mich

niedergesetzt, um mich durch Spitzbuben und falsche Würfel zu Grunde richten zu lassen? Bei dieser Ueberlegung erstarrten meine Sinne eine Zeit lang; und darauf sprang ich auf, war wild und rasend.“ Und das ist die ganze Geschichte seiner Buße und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserei vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte; Bunkel entdeckte ihm Alles, und Curl that ihm bei einem Glase Wein im Kaffeehause den Vorschlag, die einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen alten Geizhalses, Namens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig englische Meilen von London in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, daß er sich im Stande sah, zur Entführung einen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curl, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was mußte derjenige seyn, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschaffnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel muß es seyn! weiter nichts! Dem steigt bei so einem Antrag auch nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Kopfe. Denn, „wenn Jungfer Dunks Vater stirbt, so hat sie jährlich tausend Pfund Einkommen, wenn er auch sein eignes Vermögen Andern vermachen sollte“ — und Bunkel, der Alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit Allem, was er zur Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunk Landhaus; übergibt der Miß sein Creditiv von dem edeln Curl; thut ihr seinen Antrag; spricht von seiner schönen Einsiedlerei Ortons-Logde; verspricht ihr dort zu einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt Alles dieß (wie ihm denn das

Chriſtenthum bei jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug ſeiner Lüſte und Bubenſtücke dienen muß) durch die Vorſtellung, „daß ein Chriſt ſich nicht dieſer Welt gleich ſtellen, ſondern ſich vielmehr als ein Weſen, das zu einer andern Welt gehöre, anſehen und nach geiſtigen Grundſätzen bilden müſſe; woraus (ſetzt er hinzu) richtig folge, daß eine anmüthige Landgegend für ein glückliches Ehepaar angenehm genug ſey.“ Miß Agneſia Dunk, als eine Perſon, „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bei der ſchönſten Beurtheilungskraft blöde und mißtrauiſch auf ihre Einſicht war,“ bat ſich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Herrn Curl die Antwort ſchriftlich zu geben, die ſie dem Herrn Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel kommt mit dem Briefe zurück, worin die junge Dirne ſich erklärt: „daß ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniß ſchon recht wäre, wenn ſie ſich nur darauf verlaſſen könnte, daß ſein Herz ſo geſund ſey als ſein Verſtand?“ — Dieſe Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl braucht ja nur ſeine unbeſcholtne Ehre zum Pfand für Bunkels gutes Herz einzuſetzen — Seine Ohren hätt' er freilich nicht verpfänden können, denn die waren zu London am Pranger angenagelt — Bunkel geht ſogleich wieder mit Curls Pfandbriefe ab; übergibt dem Alten, der das Bette hüten muß, Parlamentsacten; trifft die ſchöne Agneſia in einer Roſenlaube in der artigſten Nachtkleidung, die ſo nett und ſauber als möglich war, und wird noch ſelbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er ſie vier Wochen lang unter mancherlei Vorwand von Geſchäften, die der ſinnreiche Curl erdachte, beſucht hatte, willigte Agneſia in die Entführung: und ſo gingen ſie um Mitternacht mit einander davon.

Das iſt die zweite Entführung, die Herr Johann Bunkel auf ſeiner armen Seele hat, und er ſcheint alſo beim erſten Anblick blos ſich ſelbſt copirt zu haben. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit erweiſen, zu geſtehen, daß er in der zweiten ſich ſelbſt übertroffen hat. Als er die beiden Mündel des alten Kocks entführte, handelte er blos als Narr und ohne eigennützige Rückſicht; aber hier beſtiehlt er einen Vater um ſein einziges Kind, um ihr Geld in ſeine Gewalt zu bekommen. Dort war er blos Don Quixote; hier iſt er Schurke — Es iſt alſo klar, daß er hier mehr Bunkel iſt, als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's iſt, hat er ſogar noch die Unverſchämtheit, zu behaupten, Miß Agneſia habe Recht daran gethan, ohne Wiſſen und Willen ihres Vaters mit ihm davon zu laufen. Das Raiſonnement, womit er uns dieß weiß machen will, iſt eines von den Meiſterſtücken der Bunkel'ſchen Logik. „Leidender Gehorſam (ſagt er) iſt in einer Privatfamilie eben ſo viel Unverſtand, als in der Regierung eines Fürſten. Der Vater muß, wie der König, ein ernährender Vater, ein vernünftiges, leutſeliges Oberhaupt ſeyn, und, ſolang er dieß iſt, gebührt ihm aller Dienſt und Gehorſam. Aber, wenn der Vater, wie der Fürſt, Tyrann wird, ſeiner Tochter alle natürliche Rechte und Freiheit nimmt, ihr kein vergnügtes Leben geſtattet, ſondern ſie in Banden und Elend hält: dann gibt die Selbſterhaltung und ihr gerechter Anſpruch auf die Ergetzungen ihres Lebens u. ſ. w. ihr ein Recht, ihren Zuſtand zu verbeſſern. Wenn ſie bei einem ehrlichen Manne Brod, heitre Tage, Freiheit und Friede haben kann; ſo handelt ſie gerecht gegen ſich ſelbſt, wenn ſie mit einem ſolchen Erretter davon geht. Vernunft und Offenbarung rechtfertigen ſie.“ Meiſter Bunkel macht, wie wir ſehen, kurzen Prozeß mit den Vätern

und den Königen. Gibt der Fürſt nicht allen ſeinen Unterthanen zu eſſen, iſt er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutſeliges Oberhaupt — geſtattet der Vater ſeinen Töchterchen nicht alle ihre natürliche Freiheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben; ſo iſt der Fürſt und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind ſind aller Pflicht gegen ſie entbunden. Herrliches Haus- und Staatsrecht! — Und ſieht der ſtumpfſinnige Menſch denn nicht, daß die Redensarten „vernünftig und leutſelig ſeyn" und natürliche Freiheit und vergnügtes Leben, bloſe ſchale Wörter ſind, wobei Unterthanen und Kinder denken können was ſie wollen? Sieht er nicht, daß ihre Launen und Leidenſchaften ewig die Ausleger ihrer Rechte und Freiheiten und die Richter zwiſchen ihnen und ihrem Fürſten oder Vater ſeyn würden; und daß es Unſinn iſt, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem ſo hat uns Bunkel auch nicht einmal den Schatten eines Beweiſes gegeben, daß der alte Dunk mit ſeiner Tochter als ein Tyrann verfahren ſey. Alles beruht auf der bloſen Ausſage eines ehrloſen Kerls, der gleichwohl nichts weiter ſagt, als: „Dunk ſchränke ſeine Tochter ſehr ein und gehe in allen Stücken grauſam mit ihr um." Wer ſieht nicht, daß dieß in einer Geſchichte, ſie mag nun wirklich geſchehen oder erdichtet ſeyn, nichts geſagt iſt? Man muß uns ſagen, worin der Vater die Tochter einſchränkt, und was für Urſachen er dazu hat, und in welchen Stücken er grauſam mit ihr umgeht, oder wir wiſſen nichts Beſtimmtes von der Sache und ſind berechtigt, alles Böſe, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgeſagt wird, für bare Verläumdung zu halten. Denn quilibet praesumitur bonus etc.

Doch, es iſt Zeit, aufzuhören! Nach dieſer letzten Probe

der merkwürdigen Meinungen und des erbaulichen Lebens unſers Helden könnten wir nichts ſo Schlechtes und Ungereimtes mehr von ihm berichten, deſſen man ſich nicht ſchon zu ihm verſehen hätte; und, in der That, das Einzige, was ihm noch übrig blieb, um einem ſo wohlgeführten Leben die Krone aufzuſetzen, war, die Geſchichte desſelben zu ſchreiben.

Es iſt ein ſtarkes Stück! Und doch begreift ſich, daß ein Mann wie Herr Johann Bunkel deſſen fähig war. Aber, wie ein ſolches Buch unter Britten und Deutſchen Liebhaber finden konnte, in deren Augen es die Blüthe und Quinteſſenz eines Geiſtes war, der mit Shakeſpeare, Richardſon und Sterne in gleicher Reihe geht: dieß wird wohl, ſolang es Buchmacher und Leſer geben wird, eines der unauflöslichſten Räthſel bleiben.

Verſuch

über das

Deutſche Singſpiel

und

einige dahin einſchlagende Gegenſtände.

Geſchrieben im Jahre 1775.

I.

Herr Burney, deſſen muſikaliſche Reiſen durch Frankreich, Italien und Deutſchland einige Zeit ſo viel Aufſehens gemacht, wundert ſich mit Recht, daß er in allen deutſchen Landen, die er durchwandert, nirgends ein deutſches lyriſches Theater angetroffen. Er erkennt, daß die Urſache davon nicht in einem unſrer Nation anklebenden Mangel an Fähigkeit oder Neigung zu den Muſenkünſten zu ſuchen ſey. In der That lieben wir Deutſche die Muſik ſo gut als alle andere Völker in der Welt; ſie macht ſchon längſt einen Theil der öffentlichen und Privaterziehung bei uns aus; es iſt ſchwerlich eine deutſche Provinz, die nicht ſeit mehr als hundert Jahren Virtuoſen auf allen Arten der Inſtrumente hervorgebracht hätte; und die berühmten Namen Kayſer, Telemann, Händel, Haſſe, Graun, Bach, Gluck, Naumann, Haydn, Mozart und andere, machen eine Reihe von Componiſten unſers Jahrhunderts aus, die wir (um das Wenigſte zu ſagen) den größten gleichzeitigen, auf welche Italien ſtolz iſt, zuverſichtlich entgegen ſtellen können. Wahr iſt's, der vornehmſte und weſentlichſte Theil der Muſik, der Geſang, iſt bisher am meiſten unter uns vernachläſſiget worden; aber man kann ſich allenthalben durch die Erfahrung leicht überzeugen, daß auch hieran die Natur keine Schuld hat, und daß es nur auf die gehörige Ermunterung und auf gewiſſe Veranſtaltungen ankäme um in wenigen Jahren Sänger und

Sängerinnen von der beſten Art vielleicht in ſo großer Menge zu haben, als das muſikaliſche Italien ſelbſt. Wohleingerichtete Singſchulen unter der Aufſicht geſchickter Meiſter würden Wunder thun; und wie leicht würde es den Fürſten und den Obrigkeiten der vornehmſten Reichsſtädte ſeyn, wenn ſie nur wollten, durch Abſtellung alter Mißbräuche, durch neue, beſſere Einrichtungen, durch einige Aufmunterung patriotiſcher und vom Genius ihrer Kunſt ohnehin ſchon erwärmter Tonkünſtler, mit ſehr geringem Aufwand auch in dieſem Fache die Reſte der uralten Barbarei aus Germanien zu vertreiben und den guten Geſang — dieſes ſichre Kennzeichen eines gefühlvollen und geſitteten Volkes — unter uns allgemein zu machen!

Viele, ſonderlich unter dem edel gebornen Theile der Nation, die ſich's ſonſt (ihren Stammbaum und ihre angeborne Anwartſchaft an Würden, Präbenden und Fürſtenhüte ausgenommen) zur Ehre rechnen, in Grundſätzen, Sitten und Sprache keine Deutſche zu ſeyn, haben ſich bereden laſſen und ſind zum Theil noch immer ſehr eifrig, es Andern auch weiß zu machen, daß die deutſche Sprache ſich nicht zum Singen ſchicke. Auch hierüber iſt Burney einer ganz andern Meinung; und ſein Urtheil verdient unſere Aufmerkſamkeit um ſo mehr, da er weder unſere Sprache genug verſteht, um ihre ganze Schönheit zu kennen, noch die mindeſte Gelegenheit gibt, einer vorgefaßten Zuneigung für Deutſchland beſchuldiget zu werden; er, der uns in ſeinem Buche noch lange nicht einmal bloſe Gerechtigkeit wiederfahren ließ. „Ich erſtaunte (ſagt er), da ich fand, daß die deutſche Sprache, trotz ihrer häufigen Conſonanten und Gutturalen, ſich beſſer zur Muſik ſchickt, als die franzöſiſche.“ — Und wo fand er dieß? Der gute Doctor Muſicus würde

weniger erſtaunt ſeyn und die Sprache, welche Kaiſer Karl der Fünfte (freilich kein Deutſcher, wiewohl König in Germanien!) nur mit ſeinem Pferde wiehern wollte, in einem ſehr hohen Grade muſikaliſch gefunden haben, wenn er die beſten Lieder eines Hagedorn, Gleim, Uz, Weiße, Jacobi, Bürger, Hölty und Anderer, und die Cantaten eines Ramler oder Gerſtenberg hätte leſen und ganz empfinden können.

Doch, dieſes Vorurtheil, das ſonſt in Deutſchland ſelbſt dem Fortgang unſrer lyriſchen Poeſie oder unſers Geſangs (denn was iſt lyriſche Poeſie, die nicht geſungen wird?) am meiſten im Wege ſtand, iſt uns beinahe verſchwunden oder wird ſich wenigſtens nicht mehr lange gegen das unverwerfliche Zeugniß unſrer Sinne halten können. Erſt werden wir hören und fühlen, daß deutſche Dichter und deutſche Componiſten mit deutſchen Geſängen unſre Seelen bezaubern und Alles mit unſerm Herzen machen werden, was ſie wollen. Dann werden ſpeculative Köpfe kommen und unterſuchen, wie das zugehe, und werden — zu großer Verwunderung der ehrlichen Deutſchen — finden, daß ein Theil dieſer Wirkungen auf Rechnung ihrer Sprache ſelbſt zu ſetzen ſey, die zwar nicht ſo weich, nicht ſo voll reiner Sylben in A, E und O, als die wälſche, aber, trotz irgend einer andern Sprache, mit einem Ueberfluß der klangreichſten Worte verſehen iſt, alle mögliche Gegenſtände der muſikaliſchen Nachahmung zu malen, alle Bewegungen in der Natur und folglich alle Empfindungen und Affecte des menſchlichen Herzens (wozu jene die Bilder hergeben), die ſanfteſten und zärtlichſten ſowohl als die donnernden und ſtürmenden, mit der größten Wahrheit und Stärke auszudrücken.

Es iſt alſo weder der Mangel an muſikaliſchem Genie bei der deutſchen Nation, noch die Unſingbarkeit unſrer

Sprache, was dem Wunſche, unter dem Schutz eines deutſchen Muſageten ein deutſches Odeon, einen Tempel deutſcher Muſen, errichten zu ſehen, im Wege ſteht. Es iſt ein anderes Vorurtheil, das die lyriſchen Schauſpiele ſelbſt betrifft; nämlich die beinahe allgemein herrſchende Meinung, daß die ſogenannte Opera seria ein Werk der Feerei ſeyn müſſe, worin alle ſchöne Künſte mit einander in die Wette eifern, die vollkommenſte Befriedigung der Augen und Ohren äußerſt ſinnlicher und verzärtelter Zuſchauer hervorzubringen; oder (um ungefähr das Nämliche mit den Worten des Grafen Algarotti zu ſagen), „daß in der Oper Poeſie, Muſik, Declamation, Tanzkunſt und Malerei, alle ihre anziehendſten Reizungen vereinigen müßten, um den Sinnen zu ſchmeicheln, das Herz zu entzücken und die Seele durch die angenehmſten Täuſchungen zu bezaubern.“ — Solange man mit dem Wort Oper dieſen Begriff verbindet, werden freilich nur ſehr wenige Fürſten in Europa reich genug ſeyn, ein ſo koſtbares Schauſpiel zu haben oder in die Länge auszuhalten; und daß bei dieſen wenigen die deutſche Sprache die italieniſche jemals aus ihrem verjährten Beſitz des lyriſchen Theaters verdrängen werde, wird ſich wohl Niemand einfallen laſſen.

Aber warum ſollten denn jene Dinge, die man ſich als weſentliche Stücke und unentbehrliche Erforderniſſe des Singſpiels zu betrachten angewöhnt hat, nicht eben ſo wohl als bloſe Nebenſachen betrachtet werden können? — Wir wollen nicht über Worte ſtreiten. Laſſen wir immer, wenn's darauf ankommt, die italieniſche und franzöſiſche Oper im Beſitz dieſes wunderbaren Namens und aller Vorzüglichkeiten, die man damit verbinden will, und fragen wir uns dagegen lieber: ob wir nicht mehr Ehre davon hätten, wenn wir die

Schöpfer einer neuen ſehr intereſſanten Art von Schauſpielen wären, nämlich eines Singſpiels, welches, ohne viel mehr Aufwand zu erfordern, als unſere gewöhnlichen Tragödien, durch die bloße Vereinigung der Poeſie, Muſik und Action uns einen ſo hohen Grad des anziehendſten Vergnügens geben könnte, daß kein Zuſchauer, der ein Herz und ein Paar nicht allzu dicke Ohren mitbrächte, ſollte wünſchen können, ſeinen Abend angenehmer zugebracht zu haben? Eine Oper nach dem bisher herrſchenden Begriff iſt ein zu koſtbares Vergnügen für die meiſten Fürſten Germaniens und ſelbſt für die volk- und geldreichſten unſrer freien Städte. Ein Singſpiel hingegen, nach dem Begriffe, den ich mir davon mache, würde ſo wenig Aufwand erfordern, daß auch die mittelmäßigſte Stadt in Deutſchland bei etwas mehr Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung ihres Muſikweſens, als man bisher für nöthig gehalten hat, vermögend wäre, ihren Bürgern, anſtatt jener noch im Schwange gehenden bürgerlichen oder anderer noch abgeſchmackterer Schauſpiele, wenigſtens zu gewiſſen feſtlichen Zeiten des Jahres ein öffentliches Vergnügen von der edelſten Art und gewiß nicht ohne nützlichen Einfluß auf Geſchmack und Sitten zu verſchaffen. Etliche wenige vortreffliche Muſikſchulen würden eine Menge guter Meiſter hervorbringen, welche, durch Deutſchland verſtreut, jeder an ſeinem Orte wieder gute Schüler und Schülerinnen bilden würde; und ein einziges, unter dem Schutz eines deutſchen Perikles blühendes Odeon, auf welchem Singſpiele dieſer Art in einem über das Mittelmäßige ſich erhebenden Grade der Ausführung öffentlich gegeben würden, würde als das Muſter, dem andre mit mehr oder minder Kräften nahe zu kommen ſuchten, hinlänglich ſeyn, den guten Geſchmack in dieſem Fache durch ganz Deutſchland auszubreiten.

Unbekümmert, ob vielleicht Manche dieſen meinen Vorſchlag als eine Dichtergrille mit Naſerümpfen oder Hohnlachen empfangen werden, glaube ich den Liebhabern der muſikaliſchen Künſte (wie man nach Platons Beiſpiel, außer der eigentlich ſo genannten Muſik, alle mit derſelben verwandte oder ihres Beiſtandes bedürfende Künſte und alſo vornehmlich Poeſie, Declamation und Pantomimik nennen könnte) vielleicht keinen unangenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen über dieſe gewiſſer Maßen neue Gattung von Singſpiel und über die Mittel, wodurch es vielleicht zur ergetzendſten und herzrührendſten aller Schauſpielarten gemacht werden könnte, meine Gedanken etwas ausführlicher mittheile.

II.

Es iſt bekannt, daß die große Oper der Italiener und Franzoſen ſchon längſt von den angeſehenſten Kunſtrichtern in Wälſchland, Frankreich, England und Deutſchland für eine ungeheure Mißgeburt des ſchlimmſten Geſchmacks erklärt und als eine ſolche mit unerbittlicher Strenge vom Parnaß verbannt worden iſt.

Algarotti ſelbſt, der ſchon vor geraumer Zeit in der Abſicht, das lyriſche Theater zu reformiren, einen leſenswürdigen Verſuch über die Oper bekannt gemacht hat, geſteht nicht nur die Wahrheit der meiſten und wichtigſten Vorwürfe, welche der Oper gemacht worden, willig ein; er treibt ſolche ſogar noch weiter als irgend einer von ſeinen Vorgängern. „Die Oper (ſagt er), die ihrem urſprünglichen Weſen nach der Tragödie der Alten am nächſten kommen ſollte, bleibt (wie die Erfahrung zeigt) in ihrer Wirkung unendlich weit unter derſelben: und wie könnte dieß anders ſeyn, da weder der

Dichter, noch der Componiſt, noch der Schauſpieler, noch der Decorateur ihre wahre Schuldigkeit dabei thun? Man bekümmert ſich wenig um die gute Wahl des Sujets, noch weniger um die Uebereinſtimmung der Muſik mit den Worten und ganz und gar nicht um die Wahrheit des Geſangs und Recitativs, um die Verbindung der Tänze mit der Handlung und um die Schicklichkeit der Decorationen. Alles dieß wohl erwogen, was iſt begreiflicher, als daß ein Schauſpiel, das ſeiner Natur nach das angenehmſte unter allen ſeyn ſollte, das abgeſchmackteſte und langweiligſte wird? Man hat es blos der wenigen Eintracht beizumeſſen, die unter den verſchiedenen Theilen, woraus es zuſammen geſetzt iſt, herrſcht. Daher kommt es, daß ihm nicht der geringſte Schatten von Nachahmung übrig bleibt; daher, daß die Täuſchung, die blos durch das Zuſammentreffen aller dieſer Theile hervorgebracht werden könnte, gänzlich wegfällt, und alſo dieſe Oper, die das Meiſterſtück des menſchlichen Schöpfergeiſtes ſeyn ſollte, in ein nervenloſes, ungereimtes, groteskes Ungeheuer ausgeartet iſt, das die ſchimpflichen Beinamen völlig verdient, womit es von einem St. Evremond, Drydon, Addiſon, Johnſon und Andern belegt worden iſt."

Es gehört nicht zu meiner dermaligen Abſicht, mich in eine Unterſuchung einzulaſſen, inwieweit dieſen Klagen des Grafen Algarotti entweder durch den Einfluß ſeiner Abhandlung oder aus andern Urſachen ſeither abgeholfen worden, oder inwiefern ſie noch immer beſtehen. Unläugbar würde es eben ſo ungerecht ſeyn, die Vorwürfe, die er den italieniſchen Opern ſeiner Zeit macht, auf alle Componiſten und Sänger ohne Unterſchied auszudehnen, als es unbillig wäre, nicht zu geſtehen, daß, nachdem gewiſſe Mißbräuche ſich einmal eingeſchlichen und feſtgeſetzt hatten, es

nicht immer in der Gewalt des Componiſten, wie viel Genie, Einſicht und Geſchmack er auch beſitzen mochte, ſtehen konnte, ſeiner Einſicht und ſeinem Geſchmack in Allem zu folgen. Indeſſen fehlt doch unleugbar noch ſehr viel daran, daß Algarotti's abgezweckte Reformation wirklich ſtattgefunden, und die Mißbräuche, über die er ſo bittere Klagen führt, gänzlich vom lyriſchen Theater verdrängt ſeyn ſollten; und man ſieht alſo, inwiefern ich das Singſpiel, welches ich meinen Landsleuten anpreiſen möchte, eine neue Gattung nenne. Es ſoll nämlich dieſen Namen nicht ſowohl darum, weil es in ſeiner Art einfacher iſt und zugleich weniger Aufwand erfordert, ſondern vornehmlich deßwegen verdienen, weil es, frei von allen Fehlern, welche Algarotti mit allen Vernünftigen den Opern vorwirft, alle die Eigenſchaften in ſich vereiniget, die dieſer echte Kenner mit Grund als zum Weſen des Singſpiels gehörend anſieht aber in den meiſten Opern faſt gänzlich vermißt.

Das Singſpiel, inſofern es ein dramatiſches Werk iſt, hat alle weſentliche Eigenſchaften eines ſolchen mit allen andern Arten von Schauſpielen und, inſofern es der Tragödie der Alten, beſonders der Euripidiſchen, näher kommt, als irgend eine andre moderne Gattung, — Endzweck und Mittel mit dieſer letztern gemein. Hingegen unterſcheidet es ſich — wo nicht von der griechiſchen Tragödie, als welche aller Wahrſcheinlichkeit nach ſelbſt eine Art von Singſpiel war — doch von allen übrigen heutigen Tags üblichen dramatiſchen Gattungen durch den weſentlichen Umſtand, daß Alles, was in dieſen blos Rede oder Pantomime, im Singſpiele Geſang und Inſtrumentalmuſik — oder, mit einem Worte, daß die Muſik gleichſam die Sprache des Singſpiels iſt.

Leute, welche vermuthlich von der Natur mit einem größern Antheil von kalter Vernunft als feinem Gefühl und muſikaliſchem Sinn ausgeſteuert worden, haben gerade dieſe Eigenſchaft, die das Singſpiel — zum Singſpiel macht, für höchſt unnatürlich angeſehen und blos aus dieſer Urſache die Gattung ſelbſt, als ganz widerſinnig und wahre Täuſchung hervorzubringen unfähig, verworfen. Das unwiderſprechliche Zeugniß ihrer Sinne würde ſie, wenn ſie ſogar auf einem italieniſchen Theater eine Didone abandonata geſehen und gehört hätten, überwieſen haben, daß eine ſingende und mit Inſtrumenten begleitete Heldin rühren kann. Aber auch ohne das hätten ſie ſich durch eine kleine Reflexion überzeugen können, daß ihr Beweisgrund nicht Stich halte, weil er zu viel und wider ſie ſelbſt beweist. Denn die nämlichen Kunſtrichter — die das Singſpiel als ein unnatürliches Ungeheuer verbannt wiſſen wollten, weil Niemand mit ſich ſelbſt und Andern ſingend zu reden oder ſeine Leidenſchaften, Bedürfniſſe und Entſchließungen in großen Arien auszudrücken pflegt — mußten aus eben demſelben Grunde nicht nur die ſämmtlichen Schauſpiele der Alten, ſondern auch die moderne franzöſiſche und engländiſche Tragödie in gereimten und nicht gereimten Verſen, ja überhaupt alle Schauſpiele ſchon aus dem einzigen Grunde verwerfen, weil es unnatürlich und widerſinnig iſt, daß Leute von ihren wichtigſten und geheimſten Angelegenheiten mit ſich ſelbſt oder ihren Vertrauten in Gegenwart einiger hundert Zuhörer, die ihnen unmittelbar vor der Naſe ſitzen, ſprechen und ſich dennoch einbilden ſollten, daß ſie allein ſeyen, und dergleichen mehr. Jede Schauſpielart ſetzt einen gewiſſen bedingten Vertrag des Dichters und Schauſpielers mit den Zuſchauern voraus. Die letztern geſtehen jenen zu, daß ſie ſich, inſofern man ihnen nur wahre

Natur in Charaktern, Leidenſchaften, Sitten, Sprache, Handlung, Verbindung der Urſachen und Wirkungen und ſo weiter darſtellen werde, durch nichts Anderes, was entweder eine nothwendige Bedingung der theatraliſchen Vorſtellung iſt oder blos des mehrern Vergnügens der Zuſchauer wegen dabei eingeführt worden, in der Täuſchung ſtören laſſen wollen, welche jene Darſtellung zu bewirken fähig iſt. Beim Singſpiele treten Dichter, Componiſt und Sänger vor uns hin und ſagen: „Wir wollen einen Verſuch machen, wie weit wir es vereinigt bringen können, euch eine intereſſante dramatiſche Fabel bis zum möglichſten Grade der Täuſchung darzuſtellen. Wir ſind keine ſo große Thoren, euch weiß machen zu wollen, daß Iphigenia oder Dido oder Alceſte, wirklich nach Noten ſingend, unter Begleitung von Bäſſen, Violinen, Flöten und Hoboen, geſtorben ſeyen; wir verlangen nicht von euch, daß ihr poetiſche, muſikaliſche und dramatiſche Nachahmung und ein dadurch entſtehendes Ideal für die Natur ſelbſt halten ſollt. Der Maler, der euch die Opferung der Iphigenia, auf ein Stück Leinwand gemalt, in einem ſchön geſchnitzten und vergoldeten Rahmen hinſtellt, verlangt nicht, daß ihr glauben ſollt, ſeine Iphigenia, ſein Agamemnon, ſein Kalchas leben und athmen in vollem Ernſt; ihm genügt vollkommen, wenn ſie euch, trotz eurer Ueberzeugung, daß ſie nur gemalt ſind, zu leben und zu athmen ſcheinen. Geſteht unſern zu eurem Vergnügen verbundenen Schweſterkünſten das nämliche Recht zu. Wenn wir es in gewiſſen entſcheidenden Augenblicken bis zur Täuſchung eurer Phantaſie bringen, euer Herz erſchüttern, eure Augen mit Thränen erfüllen — ſo haben wir, was wir wollten, und verlangen nichts mehr. Warum ſolltet ihr mehr verlangen?“ Ich denke, dieß iſt ein Antrag, gegen deſſen Billigkeit nichts einzuwenden iſt.

Wir werden in der Folge noch einen andern, tiefer aus der Natur hervorgezogenen Grund entdecken, aus welchem ſich das Singſpiel gegen den Vorwurf der Ungereimtheit vertheidigen läßt; oder, richtiger zu ſprechen, wir werden in der Natur ſelbſt den Grund der unleugbaren Begebenheit, „daß eine ſingende und von Geigen, Flöten und ſo weiter accompagnirte Iphigenia oder Alceſte uns bis zu Thränen rühren kann," entdecken. Bis dahin iſt das, was wir hierüber ſchon geſagt haben, völlig zulänglich, den Satz zu befeſtigen: daß das Singſpiel, als Tragödie oder rührendes Drama betrachtet und in ſo fern, als es den großen Zweck der Täuſchung und innigen Theilnehmung auf Seiten der Zuſchauer wirklich zu erreichen fähig iſt, ſeinen Platz unter den verſchiedenen dramatiſchen Gattungen mit Fug und Recht behaupte.

Die Frage iſt alſo nun: wie das Singſpiel beſchaffen ſeyn müſſe, um jenen Zweck zu erreichen? Und dieſe Frage wird ſich hinlänglich beantwortet finden, wenn wir zeigen: 1) was der Dichter in der Wahl und Behandlung ſeines Stoffs zu beobachten habe, und 2) was für Pflichten dem Componiſten obliegen, um das Werk und den Zweck des Dichters mit allen Kräften ſeiner Kunſt zu unterſtützen und alſo das, was Poeſie und Tonkunſt vereinigt vermögen, wirklich im möglichſt hohen Grade bei den Zuhörern hervorzubringen.

III.

Algarotti's an ſich ſelbſt richtiger Begriff vom Singſpiele, daß es unter allen modernen Schauſpielen der griechiſchen Tragödie am nächſten komme, würde uns, in Abſicht auf die

Wahl des Stoffes (Sujets) irre führen, wenn man daraus folgern wollte, daß alle Sujets, die sich für die Tragödie schicken, auch dem Singspiel angemessen wären. Verfassung, Sitten, Religion, Nationalcharakter, Interesse, Umstände, Alles ist bei uns so sehr anders als bei den alten Griechen, daß es schwerlich einem Vernünftigen einfallen könnte, unser Singspiel gänzlich auf den Fuß der alten Tragödie setzen zu wollen. Außerdem kommt hierbei auch der unendliche Unterschied zwischen der Musik der Alten und der unsrigen in Betrachtung. Wie unvollkommen auch bei Allem, was die gelehrtesten Musikverständigen hierin geleistet haben, unsre Begriffe von der wahren Beschaffenheit der ausübenden Musik der Alten sind, so scheint doch so viel unleugbar zu seyn, daß unsre heutige Musik, so wie sie seit den Zeiten des berühmten Gaudimel durch so viele große italienische, deutsche und andere Meister nach und nach bearbeitet worden, einen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, wovon die Alten gar keinen Begriff hatten. Dieser für uns so vortheilhafte Vorzug auf einer Seite, und auf der andern der Umstand, daß wir eine Tragödie haben, wo die bloße natürliche Declamation, durch Action unterstützt, ohne Hülfe der Musik Alles thut, gibt uns einen sehr entscheidenden Grund, nur solche Stoffe für dem Singspiel angemessen zu erkennen, welche der musikalischen Behandlung vorzüglich fähig sind. Man könnte freilich (wie ein gewisser Tonkünstler sich dessen einst vermaß) auch den Altonaer Postreiter in Musik setzen; aber daraus, daß sich Alles componiren läßt, folgt noch nicht, daß man Alles componiren soll.

Die Musik ist die Sprache der Leidenschaften; man lasse immer das Sujet eines Singspiels sehr wichtig seyn und dem Dichter große moralische Charaktere, erhabene Gesinnungen,

edle Kämpfe zwiſchen Tugend und Leidenſchaft und alſo viele Gelegenheit darbieten, unſer Gemüth mit ſchönen ſittlichen Idealen zu ergetzen und eine Menge ſeiner Sentenzen anzubringen: ſobald das Sujet politiſch, und der Held des Stücks ein Staatsmann iſt, wie zum Beiſpiel Themiſtokles, oder gar ein Stoiker, wie Kato von Utica, — ſo werden weder Componiſt, Sänger, noch Zuhörer ihre Rechnung dabei finden. Um dieſe einigermaßen zufrieden zu ſtellen, wird der Dichter alsdann genöthiget ſeyn, dergleichen mehr tragiſche als lyriſche Dramen durch epiſodiſche Liebesintriguen, ſo zu ſagen, muſikaliſcher zu machen, im Grunde aber ſie dadurch abzuwürdigen und ein Werk hervorzubringen, dem man durch Vergleichung mit Horazens ſchönem Ungeheuer nicht groß Unrecht thun würde. Stücke, in welchen vermöge der Natur des Stoffes viel Staatsintereſſe raiſonnirt wird, oder wo die Perſonen lange Dialogen oder Reden zu halten haben, um einander durch die Stärke ihrer Gründe zu überzeugen oder durch den Strom ihrer Beredſamkeit hinzureißen, ſollten alſo vom lyriſchen Theater gänzlich ausgeſchloſſen werden.

Aber auch nicht alle Leidenſchaften ſchicken ſich gleich gut dazu, durch Geſang und Muſik gehörig ausgedrückt und charakteriſirt zu werden. Unſtreitig kann die ſchöne Rede der Dido (in Metaſtaſio's Didone abandonata, Atto II. Sc. 7.), die ſich auf eine ſo innigſt rührende Art mit den Worten endigt:

— e puoi lasciarmi?
Ah non lasciarmi, nò
Bel Idol mio!
Di chi mi fiderò
Se tu m' inganni?

unſtreitig kann ſie durch den muſikaliſchen Vortrag nicht anders als gewinnen. Aber können wir glauben, daß die Rede

des Auguſt, der dem Cinna (des Corneille) ſein Verbrechen vorhält und vergibt, in ein Recitativ mit oder ohne Accompagnement verwandelt, auch dadurch gewinnen würde? — Der Abſchied der ſterbenden Alceſte:

O mütterliches Land, o Schweſter, o Gemahl,
Zum letzten Mal, zum letzten Mal
Sieht euch Alceſte u. ſ. w.

thut durch die Muſik eine große Wirkung; einen ſo ſanften ſchönen Tod, als Alceſte ſtirbt, kann man ſchon ſingend ſterben. Aber die Raſereien, die Verzweiflung der ſterbenden Kleopatra in Corneille's Rhodogune würden durch den muſikaliſchen Ausdruck und Vortrag entweder ſo ſehr verſchönert werden, daß Kleopatra, gegen die Abſicht des Dichters, uns Thränen ablockte; oder der Componiſt, wenn er mit dem Dichter ringen wollte, würde unſre Ohren durch ein unleidliches Mißgetön martern, und die Sängerin würde, anſtatt zu ſingen, heulen müſſen.

Die Muſik — dieß iſt, däucht mir, hierin das große entſcheidende Naturgeſetz! — die Muſik hört auf Muſik zu ſeyn, ſobald ſie aufhört Vergnügen zu machen. Alles zu verſchönern, was ſie nachahmt, iſt ihre Natur. Der Zorn, den ſie ſchildert, iſt der Zorn des Engels, der den aufrühreriſchen Satan in den Abgrund ſtößt; ihre Wuth iſt die Wuth der Liebesgöttin über den eiferſüchtigen Mars, der ihren Adonis getödtet hat. Die Wuth des Oedip, der ſich in ſeiner Verzweiflung die Augen ausreißt und dem Tage ſeiner Geburt flucht, iſt ihr unterſagt. Alle Gegenſtände, die keine gebrochene Farben erlauben, alle wilde ſtürmiſche Leidenſchaften, die nicht durch Hoffnung, Furcht oder Zärtlichkeit gemildert werden, liegen außer ihrem Gebiet.

Ich sage dieß nicht ohne Furcht, zu viel gesagt zu haben und der Allmacht dieser göttlichen Kunst engere Gränzen zu setzen, als sie vielleicht wirklich hat. Wer kann bestimmen, wie hoch ein Componist, der unter den Tonkünstlern das wäre, was Michel-Angelo unter den Malern — ein Gluck oder Haydn, den Ausdruck und die Nachahmung der Natur mit glücklichem Erfolg treiben könnte? — Indessen ist doch gewiß, daß eben diese Natur selbst einer jeden Kunst Gränzen gesetzt hat, welche zu überspringen sie nicht versuchen soll; und der Verwegene, der es versucht, kann schwerlich anders als verunglücken. Der Dichter soll die Schönheit der Helena, die der Maler unsern Augen darstellt, durch ihre Wirkung auf ihre Anschauer wie Homer, nicht durch eine Beschreibung im Geschmack des Dares und Nonnus schildern. — Der Maler soll sich nicht unterfangen, den Kampf der Tugend und Ehre gegen eine schändliche oder unfreiwillige Leidenschaft im Herzen einer Phädra mit dem Euripides in die Wette malen zu wollen; und der Tonkünstler sollte nie vergessen, wenn er schaudern macht, daß es nicht der Schauder einer Gabriele de Vergi, indem sie das in Blut schwimmende Herz ihres Liebhabers aufdeckt — und, wenn er unsre Augen mit Thränen füllt, daß es nicht schmerzliche, sondern wollüstige Thränen, Thränen der Freude, der Liebe, der zärtlichen Ueberwallung eines innigst gerührten Herzens seyn müssen.

Wenn diese Betrachtung die Oedipe, die Atreen, die Fayels und vielleicht die meisten eigentlich tragischen Helden vom lyrischen Schauplatz ausschließt, sollte nicht aus einem andern, aber eben so treffenden Grunde ein mit Handlung überladenes oder in einen allzu künstlichen Knoten verwickeltes Stück sich zur musikalischen Behandlung eben so wenig schicken, als ein äußerst tragisches? — Ich gebe zu, daß wenig

Handlung auch selbst das lyrische Drama matt und einschläfernd machen wird, wenn der Dichter und der Componist das nicht sind und nicht geleistet haben, was sie sollen. Aber dieser letzte Fall ändert nichts in der Theorie, die sich auf die Natur der Sache, nicht auf zufällige Umstände gründet. Die möglichste Einfalt im Plan ist dem Singspiel eigen und wesentlich. Handlung kann nicht gesungen, sie muß agirt werden: je mehr Handlung also, je weniger Gesang. Viel unerwartete Ereignisse, viel Verwirrung, viel episodische Scenen und so weiter geben freilich dem Stücke mehr Mannigfaltigkeit und können es vielleicht einer Gattung von Zuhörern angenehm machen, die den Lärm lieben und zu flüchtig sind, auch bei den interessantesten Gegenständen zu verweilen; aber die Musik gewinnt nicht dadurch, und der gefühlvolle Zuhörer noch weniger. Welches sind die Scenen, wo der Componist seinem Genie einen freien kühnen Flug erlauben, wo die Musik ihre ganze seelenbezwingende Macht ausüben kann, wo wir ganz Ohr, ganz Gefühl sind, wo unsre Herzen sich erhitzen, glühen, schmelzen? Sind es nicht diejenigen, wo der Dichter und der Tonkünstler mit vereinigten Kräften uns von einer Empfindung zur andern, einer Stufe des Affects zur andern mit sich fortreißen und nicht eher ablassen, bis sie uns in eben dieselben Bewegungen gesetzt haben, wovon die handelnden Personen selbst durchdrungen sind? Sind es nicht alsdann nur wenige Worte, oft nur ein einziges Wort, ein Ton, ein Blick, eine Bewegung mit der Hand, die uns das Herz umkehren? — Und wie kann eine so kleine Ursache so große Wirkung thun? Blos darum, weil unsre Seelen stufenweise dazu vorbereitet, erweicht und, so zu sagen, unvermerkt untergraben worden sind? Es gehört oft eine lange Reihe von vorbereitenden

Vorſtellungen und Empfindungen dazu, um einem einzigen großen Schlag, den der Dichter an unſer Herz thun will, ſeine volle Kraft zu geben. Hat in einem muſikaliſchen Drama der Dichter oder der Componiſt dieſe geheimen Anſtalten vernachläſſiget, ſo muß er ſich nicht befremden laſſen, wenn er uns bei einer Stelle gleichgültig bleiben ſieht, welche die größte Wirkung hätte thun ſollen.

Eine ausgeführte Behandlung und Entwicklung der Affecte ſcheint alſo auf eine ganz beſondere Weiſe zum Weſen des Singſpiels zu gehören. Aber dieſe iſt bei einem ſehr zuſammengeſetzten, verwickelten und intriguenvollen Sujet dem Dichter ſelten oder gar nicht möglich. Er hat alsdann nicht Zeit, uns ſo tief in das Innerſte ſeiner Perſonen ſchauen zu laſſen. Er kann uns nicht in dieſe genaue Bekanntſchaft mit ihnen ſetzen, die das Intereſſe ſo ſehr verſtärkt und uns einen ungleich lebhaftern Antheil an ihren Empfindungen nehmen läßt, als wir an den bloſen Begebenheiten und Handlungen von Perſonen nehmen können, die uns ohne eine ſolche vertrautere Bekanntſchaft immer fremd bleiben, wiewohl wir ſie alle Augenblicke ſehen und hören. Iſt es aber des Componiſten Schuld, wenn ein ſolches Stück wenig Wirkung thut? Was bleibt ihm übrig, als darauf bedacht zu ſeyn, wie er durch alle die Hülfsquellen, die ihm die Melopöie und Harmonie darbieten, durch künſtlich ausgeführte Sätze, ſchimmernde Arien, überraſchende Paſſagen, concertirende Inſtrumente und dergleichen, wenigſtens den Ohren der Zuſchauer genug thun möge, da er ſo wenig Hoffnung vor ſich ſieht, ihrem Herzen beizukommen?

Die Meinung, daß der Stoff des Singſpiels aus der Region des Wunderbaren hergenommen ſeyn müſſe, und zwar aus der Urſache, weil im Singſpiel Alles Muſik iſt, ſcheint

mir nicht viel mehr Grund für ſich zu haben, als wenn man den Kupferſtecher auf wunderbare Gegenſtände einſchränken wollte, weil in ſeinen Blättern Alles ſchwarz oder weiß iſt. Es iſt nicht wunderbarer, mit einer kleinen Anzahl ähnlicher oder contraſtirender Töne Empfindungen und Leidenſchaften zu malen, als eben dieß mit ein wenig ſchwarzer Farbe auf einem Bogen weißen Papiers zu bewerkſtelligen; und Natur und Wahrheit werden in jenem Falle nicht mehr verletzt als in dieſem. Das Singſpiel ſetzt, wie oben ſchon bemerkt worden, einen ſtillſchweigenden Vertrag zwiſchen der Kunſt und dem Zuhörer voraus. Dieſer weiß wohl, daß man ihn täuſchen wird; aber er will ſich täuſchen laſſen. Jene verlangt nicht für Natur gehalten zu werden; aber ſie triumphirt, wenn ſie mit ihrem Zauberſtab noch größere und ſchönere Wirkungen hervorbringt als die Natur ſelbſt.

Die Einwendung des Algarotti gegen die hiſtoriſchen Sujets der Opern ſcheint alſo ohne hinlänglichen Grund zu ſeyn. Wir können ihm beipflichten, wenn er ſagt: „Man fühle gar mächtig, daß Triller und Rouladen im Mund eines Julius Cäſar oder Cato nicht ſo guten Anſtand hätten, als im Munde der Venus oder des Apollo.“ — Aber dieß beweiſt nur gegen den Dichter, der ſo wenig Beurtheilung hat, entweder einen Helden zu wählen, deſſen ganzer Charakter dem Singſpiele nicht angemeſſen iſt, oder gegen den Componiſten, der einen großen Mann wie einen weichlichen Atys behandelt. Kein vernünftiger Liebhaber der Muſik, der einen Begriff davon hat, was ein Singſpiel iſt, wird ſich darüber ärgern, den Alexander oder den Porus in einem Singſpiele ſingen zu hören; aber ärgern wird er ſich, nicht über die Oper, ſondern über die ſchlechte Beurtheilungskraft des Componiſten oder über den Eigenſinn der Sänger und die Tyrannei

der Mode, denen oft die größten Meister seufzend nachgegeben haben, wenn Alexander und Porus nicht so singen, wie es der Größe ihres Charakters anständig ist.

Algarotti's übrige Einwendungen gegen die historischen Singspiele sind noch unerheblicher, weil sie sich blos auf die conventionellen Begriffe von der Oper gründen. Nach dem von uns aufgestellten Begriffe vom Singspiel ist wenig daran gelegen, „daß die meisten historischen Sujets wenig Schauspiel und Augenweide darbieten" — denn das Singspiel ist kein Guckkasten — oder „daß es nicht leicht ist, schickliche Tänze und Divertissements dazu zu erfinden" — denn Tänze und Divertissements gehören ganz und gar nicht zum Wesen des lyrischen Drama. Alles kommt also blos darauf an, ob das historische Sujet zugleich einfach, interessant und musikalisch genug für das Singspiel ist. Ist dieß, so hat es alle wesentliche Erfordernisse eines lyrischen Stoffes; das Uebrige kommt auf den Genie und die Ausführung des Dichters, des Componisten und des Sängers an. Die Gattung kann nichts dazu, wenn ein Sujet nicht in die rechten Hände fällt.

Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß, insofern im Singspiele Musik und Gesang eine Art von idealischer Sprache ausmachen, die über die gewöhnliche Menschensprache weit erhaben ist, — daß schon aus dieser Ursache etwas in der Natur desselben liege, womit wir den Begriff des Wunderbaren zu verknüpfen uns nicht enthalten können. Wenn wir uns einen würdigen sinnlichen Begriff von einer Göttersprache machen wollten, so müßte es, däucht mich, diese musikalische Sprache seyn. Es scheint also aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde herzukommen, daß wir die griechischen Götter und Götterkinder vermöge eines unwillkürlichen innern Gefühls auf dem lyrischen Theater schicklich und, so

zu ſagen, in ihrer eigenthümlichen Sphäre finden; da ſie uns hingegen auf dem tragiſchen, ſelbſt in einem griechiſchen Stücke, anſtößig ſeyn würden. In dieſer Rückſicht ſcheinen alſo mythologiſche Sujets (inſofern alles Uebrige gleich iſt) allerdings mehr Schicklichkeit zum Singſpiele zu haben, als hiſtoriſche.

Eben dasſelbe läßt ſich gewiſſermaßen auch von ſolchen behaupten, die aus dem heroiſchen Zeitalter der Griechen oder irgend eines andern bekannten Volks genommen ſind. — Denn, wenn ich lieber griechiſche Sujets zum Singſpiele wählen möchte, ſo wär' es mehr darum, weil ſie uns nach unſrer bisherigen, hierin lobenswürdigen, Erziehungsart ungleich bekannter und alſo auch ſchon darum intereſſanter ſind, als hyperboreiſche, indianiſche, mexicaniſche und ſo weiter, als aus irgend einem andern Grunde; wiewohl auch der Umſtand, daß wir mit dem Begriffe von Griechen überhaupt die Idee eines von allen Muſen vorzüglich begünſtigten Volkes zu verknüpfen pflegen, hier nicht ganz ohne Gewicht ſeyn möchte. — Ich ſage alſo, Stoffe, die aus der heroiſchen Zeit genommen ſind, haben eine vorzügliche Schicklichkeit zum Singſpiele, weil Alles, was dieſe Zeit ſo ſtark von der unſrigen abſtechen macht, zuſammen genommen ein Gefühl des Wunderbaren in uns erregt, deſſen Stärke dem Grade unſrer Entfernung von dem urſprünglichen Leben und Weben der noch unbezwungenen, muthvollen und mit allen ihren Naturkräften wirkenden Menſchheit proportionirt iſt. Es ſcheint uns eben ſo natürlich, daß Menſchen aus dieſem Zeitalter eine unendlich vollkommnere, kräftigere und die Saiten unſers Gefühls ſtärker rührende Sprache reden, das iſt, daß ſie, ſtatt zu reden, ſingen, als daß ſie ſtärkerer Leidenſchaften, edlerer Entſchließungen und kühnerer Thaten fähig ſind als

wir; und so finden wir die Alcesten, Ariadnen, Medeen, Iphigenien auf dem lyrischen Theater eben so natürlich als die Göttinnen und Nymphen, die wir als Wesen zwar von höherer, aber doch ähnlicher Art mit jenen zu betrachten gewohnt sind.

Die Zeiten der irrenden Ritterschaft (aus welchen Arioſt und Taſſo den Stoff zu ihren herrlichen Gedichten, so wie einige italienische und französische Operndichter aus diesen den Stoff zu ihren Angeliken, Armiden, Alcinen, Bradamanten und so weiter hergenommen haben) machen eigentlich keine besondere Epoche in der Geschichte der Menschheit aus; sie kommen in allen wesentlichen Stücken mit der heroischen Heldenzeit der Griechen völlig überein. Die Argonauten und die übrigen Heroen der letztern sind mit den Rittern von der runden Tafel, den Amadisen, Rolanden und Rinalden völlig von einerlei Schlag; in beiderlei Zeiten spielen Helden, Damen, Riesen, Drachen und Ungeheuer aller Arten eine Rolle, und die Urganden, Alcinen und Armiden sind nicht größere Zaubrerinnen als die Medeen und Circen der Griechen. Von den Stoffen aus den Zeiten der Ritterschaft gilt also eben dasselbe, was von den heroischen.

Und warum nicht auch von denen aus der poetischen Schäferwelt? — Wohl verstanden, daß darunter weder die metaphysischen Seladons am Lignon, noch die galanten Schäfer des Fontenelle, noch die faden, langweiligen Hirten in unsern ehemaligen Nachspielen, sondern eine Art von Hirten gemeint sind, wozu uns die Natur selbst die Originale gegeben hat und in manchem glücklich unbekannten Winkel des Erdbodens noch gibt. Die Schäferwelt der Dichter, das selige Hirtenleben der ältesten Menschen, wovon das Arkadien unsers Geßners das Ideal ist, fällt bei den Griechen in die nämlichen

heroiſchen Zeiten, wo die Götter noch mit den Töchtern der Menſchen luſtwandelten, Apollo in Geſtalt eines ſchönen Hirten die Heerden des Admet weidete, Jupiter und Mercur in Philemons Hütte Zuflucht ſuchten, und Venus ihre Lieblinge unter Schäfern wählte. Dieſe Hirtenwelt iſt für uns nicht weniger wunderbar als die Heldenzeit, aber gewiß ohne Vergleichung anziehender. Denn was iſt, zumal in einem gewiſſen Alter oder in der Gemüthsſtimmung, worin wir uns befinden, wenn wir des Getümmels, der Feſſeln, der Thorheiten und Mühſeligkeiten des höfiſchen und ſtädtiſchen Lebens überdrüſſig ſind, was iſt uns dann angenehmer, als dieſe lachenden Gemälde von Ruhe, Unſchuld, Liebe und Glückſeligkeit? dieſes mehr zum Vergnügen als aus Noth beſchäftigte, ſorgenfreie Leben im Schooße der Natur? dieſe ſelige Gleichheit, dieſe von Wildheit und Verkünſtelung gleich weit entfernte ſchöne Einfalt und Güte der Sitten, wovon uns unſer Herz ſagt, daß ohne Alles dieß kein glückliches Leben ſey? Wie natürlich alſo, daß wir uns ſo gern in dieſes Arkadien verſetzen laſſen, daß wir die Darſtellung desſelben auf dem lyriſchen Schauplatze lieben und, wenn ein Dichter wie Geßner mit einem Tonkünſtler wie Pergoleſi ſich zuſammen fänden und uns lyriſche Schäferſpiele gäben, ſie vielleicht allen andern Arten vorziehen würden!

IV.

Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben: „daß dem Dichter eines Singſpiels zur Wahl ſeines Stoffes nicht nur die griechiſche Götter-, Helden- und Hirtenwelt, nebſt der neuern Ritterzeit, ſondern ſogar die wirkliche Geſchichte offen ſtehe; daß aber darum nicht jedes Sujet aus einem dieſer

Felder tauglich ſey, ſondern die Wahl des Dichters nur auf ſolche fallen müſſe, welche der muſikaliſchen Behandlung fähig ſind;

„Daß er alſo 1) alle diejenigen bei Seite legen müſſe, die entweder wegen der Natur der Handlung, oder weil ſie gar zu verwickelt und mit zu viel Begebenheiten beladen ſind, ſich beſſer zur Tragödie als zum Singſpiele ſchicken;

„Daß er 2) in der Wahl ſelbſt für ſolche Charakter, Leidenſchaften und Situationen ſich entſcheiden müſſe, die durch die muſikaliſche Verſchönerung nichts von ihrer Wahrheit verlieren;

„Daß er 3) den Plan ſo einfach anlegen und auf ſo wenige Perſonen als möglich einſchränken und ſchlechterdings, wo nicht alle Epiſoden, doch alle ſolche vermeiden müſſe, die das Hauptintereſſe, anſtatt es zu erhöhen, ſchwächen würden;

„Endlich 4) daß er hauptſächlich dahin zu arbeiten habe, ſeine Perſonen mehr in Empfindung und innerer Gemüthsbewegung, als in äußerlicher Handlung darzuſtellen.“

In dieſen an ſich ſelbſt einleuchtenden Grundſätzen iſt, däucht mich, Alles enthalten, was der Dichter eines lyriſchen Drama (außer den Geſetzen, die allen dramatiſchen Werken überhaupt gemein ſind) in Abſicht auf die Wahl und Behandlung des Stoffes zu leiſten hat, und was die Zuhörer mit Recht von ihm fordern können und fordern ſollten, weil ſie ihm, ohne ihrem eigenen Vergnügen Schaden zu thun, nichts davon erlaſſen können.

Denjenigen, welche die wälſchen Opern kennen, brauche ich nicht zu ſagen, daß Singſpiele, nach dieſen Grundſätzen verfaßt, in der That eine neue Gattung ſeyn und die große Wirkung, welche Algarotti in der Oper ſeiner Zeit vermißt, unfehlbar hervorbringen würden, wofern der Componiſt mit

dem Dichter aus einem Geist und auf einen Zweck arbeitete, und die Sänger den Pflichten, die ihnen von beiden aufgelegt werden, genug zu thun den Willen und das Vermögen hätten. Bei dieser freilich zu jenem Zweck schlechterdings nothwendigen doppelten Bedingung sey mir erlaubt noch etwas länger zu verweilen.

Algarotti beginnt diesen Abschnitt seines Versuches über die Oper mit einer äußerst strengen Declamation gegen die Ausartung und verderbte Beschaffenheit der Musik unsrer Zeit. — Es ist bemerkenswerth, daß diese nämliche Klage vor sechzehnhundert Jahren von Plutarch und vor mehr als zweitausend schon von Plato geführt worden ist. Die Gelehrten wissen, wie heftig dieser letztere über die Ausartung, Weichlichkeit und Ueppigkeit der Musik seiner Zeit eifert. Und zu welcher Zeit that er das? Zu einer Zeit, da die Musik von ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung wahrlich noch sehr weit entfernt war; da man noch keinen Begriff von Contrapunct und vielstimmiger Harmonie hatte; da die meisten Instrumente, womit unsre Virtuosen ihre Zeichen und Wunder thun, entweder noch unerfunden oder noch sehr unvollkommen waren; da der größte Chor weiter nichts thun konnte, als dem Vorsänger nachzusingen; und der ganze Gebrauch, den man von den Instrumenten dabei zu machen wußte, darin bestand, daß man sie mit der Singstimme eine oder mehr Octaven höher oder tiefer fortlaufen oder höchstens auf gewissen Grundtönen aushalten ließ. Doch dieß hindert nicht, daß jene Klagen Plutarchs, Platons und andrer weisen Männer unter den Alten nicht ihren guten Grund sollten gehabt haben; denn sie gingen doch hauptsächlich darauf, daß man zu ihrer Zeit (wie zur unsrigen) das Schwere dem Singbaren, die Absicht, durch die äußersten

Grade der künſtlichen Ausführung in Erſtaunen zu ſetzen — dem edlern Beſtreben, das Herz zu rühren, und, wenn man auch dieß Letztere ſuchte, die Erweckung wollüſtiger Gefühle und Leidenſchaften von der gröbern Art — der Beruhigung des Gemüths oder der Erhebung der Seele zu den ſchönſten Geſinnungen und der Anfeurung derſelben zu großen Thaten vorzog.

Die Muſik eines Volkes — wie vollkommen oder unvollkommen ſie übrigens ſeyn mag — ſteht immer in ſehr enger Beziehung mit den öffentlichen Sitten. Plutarch lebte in einer Zeit, wo die Verderbniß der Sitten, die Weichlichkeit der Lebensart, die Entnervung der Leiber durch die zügelloſeſte Ausgelaſſenheit in natürlichen und unnatürlichen Wollüſten und folglich die Unvermögenheit der Seelen zu Allem, was Kraft, Anſtrengung, Enthuſiasmus und Aufopferung vorausſetzt oder fordert, — zum tiefſten Grad herunter geſunken war. Eben ſo lebte auch Plato zu einer Zeit, wo die Griechen (nicht mehr die Homeriſchen) und beſonders ſeine Athener von der vormaligen edeln Einfalt ihrer Sitten ſich ſchon ſehr weit entfernt, die Stärke ihrer Vorfahren meiſtens ſchon verloren und mit Aſiens Reichthümern auch an Ueppigkeit und Wollüſten Geſchmack gefunden hatten. Nothwendig mußte in beiden Zeitaltern auch die Muſik (und dieſe vorzüglich vor andern ſchönen Künſten, weil ſie unter allen am ſtärkſten auf die Leidenſchaften wirkt) mit den Sitten ausarten; mußte die Einfalt, Kraft und Würde verlieren, die ſie gehabt hatte, da Geſang und Tanz von den Orpheen, Amphionen, Phoroneen u. ſ. w. zu einem gottesdienſtlichen und politiſchen Hülfsmittel gemacht worden war. Nothwendig mußten in einer Zeit, wo ein Alcibiades — Perikles, und eine Lais — Aſpaſia war, auch die Muſen zu Dienerinnen

der Wolluſt werden, ſo wie die pindariſchen Grazien, ihres ehrenvollen Amtes, die Gaſtmähler und Tänze der Götter und Alles, was im Olympus geſchieht, anzuordnen, entſetzt, zu bloſen Geſpielen und Aufwärterinnen der Liebesgöttin herabgewürdiget wurden.

Indeſſen iſt doch wohl nicht zu leugnen, daß der göttliche Plato ſeiner Gewohnheit nach die Sache zu weit trieb, wenn er unter dem Vorwand, alle Veränderung in der Muſik ſey den Sitten gefährlich, verlangte, daß die Griechen nach dem Beiſpiel der Aegypter der Muſik unter der Sanction eines furchtbaren Strafgeſetzes eine eben ſo unveränderliche Einförmigkeit auferlegen ſollten, wie der Staatsverfaſſung und den gottesdienſtlichen Gebräuchen. Bekanntermaßen erſtreckte ſich bei den alten Aegyptern dieſes Geſetz auf alle ſchöne Künſte, welche ſich durch dieſe vorſichtige Politik der Prieſter (der erſten Geſetzgeber und Regenten Aegyptens) zu einer ewigen Kindheit verdammt ſahen. Wenn es auf Plato und ſeine ägyptiſchen Prieſter angekommen wäre, ſo hätten die Griechen nicht nur keinen Damon und Timotheus, keinen Phidias, Myron, Lyſippus, Zeuris und Apelles — ſie hätten ſogar keinen Homer gehabt.

Es iſt immer eine eigene Grille aller philoſophiſchen Mißvergnügten und Weltverbeſſerer geweſen, den Menſchen vollkommen haben zu wollen, was er doch nicht ſeyn kann, und über alle Folgen ſeines natürlichen Strebens nach Vervollkommnung zu ſchmälen, welches doch gerade das iſt, was ihn zum Menſchen macht. Plato und Plutarch verdammen die Muſik zu einförmigen, feierlich langſam hintönenden Melodien, weil zwei- und dreigeſchwänzte Noten und ein paar Saiten auf der Lyra mehr die Sitten verderben könnten; gerade ſo, wie Rouſſeau die Wiſſenſchaften aus ſeiner

Republik verbannt, weil ſie Sophiſterei und Hypotheſen, Dogmatiken und Polemiken, kurz, viel Unraths und böſer Händel in die Welt gebracht haben.

Jeder neue Schritt zur Vollkommenheit in jeder Kunſtfertigkeit, Wiſſenſchaft und Tugend führt zu neuen Abwegen auf beiden Seiten. Was thun das? Anſtatt darüber zu wimmern, daß wir nicht noch immer in der Wiege liegen, oder am Führbande gehen, laßt uns lieber darauf denken, wie wir des Guten, deſſen uns jeder Fortſchritt auf der Laufbahn der Menſchheit theilhaftig macht, mit ſo wenig Nachtheil als möglich genießen mögen, ohne uns an dieſe Geſellen des Doctor Peter Rezio von Tirteafuera zu kehren, die auf jedes Gericht, wovon wir koſten wollen, unter dem Vorwande, daß es zu hitzig oder zu kältend, zu nahrhaft oder zu leicht, zu ſüß oder zu ſauer ſey, ihr verwünſchtes Stäbchen fallen laſſen und uns aus lauter Sorge für unſre Geſundheit hungern ließen, bis uns die Eingeweide zuſammenſchrumpften.

Wer nur überhaupt an die großen Meiſter in der muſikaliſchen Compoſition denkt, die in den nächſten fünfzig Jahren mit einander in die Wette geeifert, und an die vortrefflichen Werke in ſo mancherlei Arten, die ſie hervorgebracht haben, der könnte leicht bei Algaſiotti's Klageliedern über den Verfall der guten Muſik den Bräutigam zu hören glauben, der ſich beklagte, daß ſeine Braut zu ſchön ſey. Und gleichwohl läßt ſich nicht leugnen, daß viel Wahres an ſeinen Klagen iſt.

Was iſt zum Beiſpiel gegründeter, als ſeine Beſchwerde: „daß die Mode — nicht zufrieden, über Kleidung und Kopfputz zu herrſchen — ihr unbefugtes Anſehen ſogar über die Werke einer Kunſt ausdehne, welche der Natur nachahmen

und alſo unveränderlich ſeyn ſoll wie ſie.“ — In der That iſt nicht wohl abzuſehen, warum man denjenigen, der ein muſikaliſches Werk blos darum, weil es alt iſt, gering ſchätzt, nicht eben ſo lächerlich findet, als derjenige ſeyn würde, der ein Gemälde von Tizian oder Correggio deßwegen verachten wollte, weil es dritthalb hundert Jahre alt ſey. Liegt denn der Grund, warum ein Geſang ſchön iſt, nicht eben ſo tief in der Natur, hängt er nicht eben ſo wenig von Willkür und Zufall ab, als der Grund, warum ein Gemälde oder ein Gedicht ſchön iſt? Gewiß, der anmaßliche Liebhaber der Muſik, für den eine Arie von Leon oder Vinci aus der Mode iſt, wird (wenn er aufrichtig ſeyn will) aus den nämlichen Urſachen die Toilette der Venus von dem Antigrazienmaler Boucher der Verklärung von Rafael vorziehen! — Daß der muſikaliſche Geſchmack zu gewiſſen Zeiten oder bei einem gewiſſen Volke ſo verdorben ſeyn könne, daß die Meiſten, von den tonangebenden Midaſſen verführt, das wahre Schöne nicht fühlen und dagegen Grimaſſen von Bewunderung machen, wo der Mann von richtigem Gefühl die Achſeln zuckt: wer zweifelt daran? Aber ein muſikaliſches Werk, das zu irgend einer Zeit vortrefflich war, das iſt, eine große, allgemeine Wirkung auf Herz und Einbildungskraft that, wird es zu allen Zeiten bleiben. Fehlt es etwan an Beiſpielen, die dieſe Wahrheit beweiſen? Thut das berühmte Miſerere des Allegri, wiewohl es über hundert und fünfzig Jahre alt iſt, in der päpſtlichen Capelle nicht auf Alle, die es hören, noch immer eben dieſelbe wunderbare Wirkung? Werden nicht die Chöre in den Opern eines Lully und Händel noch immer herrlich und unübertrefflich gefunden? Und wenn Kenner von den Arien dieſer großen Meiſter weniger vortheilhaft urtheilen, kommt es nicht blos daher, weil ſie (wenigſtens großen Theils, was auch die

Urſache ſeyn mag) in ihrer Art nicht ſo vortrefflich als die Chöre ſind? — So würden nicht nur Kenner, ſondern alle Menſchen, die ein Paar hörende Ohren und ein fühlendes Herz haben, von muſikaliſchen Werken urtheilen, wenn (was mehr zu wünſchen als zu hoffen iſt) einmal als ein allgemeiner, feſt ſtehender Grundſatz angenommen wäre: daß man den Werth einer muſikaliſchen Compoſition blos nach den Wirkungen, die ſie auf unſer Gemüth macht, beſtimmen müſſe.

Uebrigens mag wohl (im Vorbeigehen geſagt) ein beſonderer Grund vorhanden ſeyn, warum bei den Italienern die Begierde nach Neuem dem Geſchmack am Schönen ſo viel Eintrag thut. Vermuthlich liegt es blos an der außerordentlichen Liebe dieſer Nation für Alles, was Muſik heißt, und an dem Umſtande, daß man (beſonders in Neapel und Venedig) allenthalben, wo man geht und ſteht, bei Tag und bei Nacht, zu Waſſer und zu Lande, Geſang und Saitenſpiel um die Ohren klingen, ſchwirren und ſauſen hört. Ein ſchöner Geſang erregt in ſeiner erſten Neuheit ein ſo allgemeines Entzücken, daß er in Kurzem von allen Lippen tönt; und nun wird er ſo oft geſungen, ſo oft verſchlungen, ſo oft mit ganzem und mit halbem Ohre gehört, daß er bald aus einer phyſiſchen Urſache keine lebhafte Empfindung mehr erregen kann, folglich einem ſo gefühlgierigen Volke, als die Italiener ſind, mehr Ueberdruß als Vergnügen machen muß. Man könnte ſich ja zuletzt an der Venus ſelbſt müde ſehen; und wer nur zehn Tage hinter einander immer das nämliche Solo von Beſozzi hätte blaſen hören, würde ſich zuletzt nach dem Dudelſack eines Bärenführers ſehnen.

Indeſſen geſtehet Algarotti, daß dieſe Veränderlichkeit des Geſchmacks ſeiner Landsleute der Muſik wenig ſchaden

99807

würde, wenn der Hauptfehler nicht an den Componisten selbst läge. Diese Künstler vergessen, seiner Meinung nach, gar zu gern, daß die Musik, wenn sie nicht Empfindungen vorträgt und dadurch bestimmte Eindrücke auf unsre Seele macht, nur ein schaler Ohrenschmaus ist; daß Musik und Poesie Schwestern und nur durch ihre Vereinigung allmächtig sind; aber daß, auch wenn sie sich vereinigen, die erste der andern ungeordnet seyn muß, und daß Alles verloren ist, sobald sie, anstatt zu gehorchen, herrschen will.

In der That, wenn die Operncomponisten so oft, als es ihnen Algarotti Schuld gibt, in dem Falle sind, jene unleugbaren Grundsätze zu vergessen, so haben sie sehr Unrecht. Denn was unternimmt der Componist, der das Werk eines Dichters in Musik setzt, Anderes, als die Zeichnung und Skizze eines Andern auszumalen? Und was könnte dabei heraus kommen, wenn er sich nun einbildete, nach eigener Willkür verfahren zu dürfen, und weder in der Wahl und Mischung der Farben, noch in Vertheilung des Lichts und Schattens, noch im Ton des Ganzen die Gedanken des Erfinders zu Rathe ziehen wollte? Musik und Action sind im Singspiel blose Organe, wodurch der Dichter auf unsre Seele wirken soll. Noch richtiger könnte man sie mit den Grazien vergleichen, die der Schönheitsgöttin zugegeben sind, um sie anzukleiden, zu schmücken und zu bedienen, und denen es gar nicht einfällt, auf Unkosten ihrer Gebieterin glänzen zu wollen. Der Tonkünstler, der die Wirkung des Gedichts, über welches er arbeitet, der juckenden Begierde, seine Kunst sehen zu lassen, aufopfert, ist einem Maler gleich, der die Juno vernachlässigen wollte, um unsre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Pfauen zu heften.

Doch es würde ungerecht seyn, wenn man den Compo-

niſten und unter ihnen ſo manchem großen Meiſter (welche hierin mit den übrigen ſich ſo ziemlich in gleicher Schuld befinden) zum beſondern Vorwurf machen wollte, was eine natürliche Frucht des einmal angenommenen Begriffs von der Oper und des einzigen Effects, den man dabei abzielte, war. Denn dieſem Begriff zufolge war Ohren- und Augenluſt Alles, was die Zuhörer verlangten, und Alles, womit man ſie bis zur Sättigung bediente. Der Poet war nur ein demüthiger Diener des Componiſten, des Decorateurs, der Sänger und Tänzer, der ſeine Schuldigkeit ſchon gethan hatte, wenn er ſeinen gebietenden Herren und Damen nur recht viel Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente auszulegen. Die ganze Einrichtung der Opernmuſik, der Zuſchnitt aller beſondern Theile, die Form der Arien und Recitative, Alles gründete ſich auf dieſen Begriff und bezog ſich auf dieſen Zweck.

Daher dieſe Ouverturen, die (wie andere Symphonien), immer aus einem Allegro, Adagio und Preſto zuſammen geſetzt, mit dem Stücke ſelbſt gemeiniglich nicht die mindeſte Verbindung haben und (wie Algarotti ſagt) den Exordien gewiſſer Canzelredner gleichen, die mit einem Strom von ſchönen Phraſen nichts zur Sache Gehöriges ſagen, ſondern eben ſo gut zu jeder andern Rede gebraucht werden können.

Daher die gewöhnliche Vernachläſſigung des Recitativs, über welches gemeiniglich Componiſt und Sänger, als über etwas ihrer Aufmerkſamkeit und Kunſt Unwürdiges, ſo ſchnell als möglich wegeilen, und die man meiſtens nur als eine Art von Ruheplätzen betrachtet, wobei Sänger und Zuhörer Athem ſchöpfen, jener ſeine Kräfte zu einer großen Bravourarie ſammeln, dieſe nach Herzensluſt plaudern, lachen, liebäugeln, ſpielen oder ſchlafen können, bis ſie wieder durch

das prächtige Geräuſch oder zärtliche Getön eines Ritornells erinnert werden, daß eine neue Arie im Anzug ſey, die, wenigſtens um der ſchönen Rouladen und Cadenzen des Sängers willen, Aufmerkſamkeit verdiene.

Daher, daß man die Arien als die Hauptſache in der Muſik einer Oper behandelte; aber nicht etwa, um eine große Wirkung auf das Herz dadurch zu thun, ſondern um dem Componiſten und Sänger einen Tummelplatz zu geben, wo ſie mit einander um den Preis ringen und alle ihre Künſte, die Ohren zu bezaubern, zu überraſchen und in wollüſtiges Erſtaunen zu ſetzen, in die Wette auslaſſen könnten. Daher die unendliche Ueberladung derſelben mit Zierrathen; daher die ewigen ſeiltänzeriſchen und meiſtens gar nichts ſagenden Paſſagen; daher die bis zum Ekel getriebenen und ganz am unrechten Orte angebrachten Wiederholungen der Wörter; daher die Abtheilung der großen Arie in drei Theile und das oft ſo unnatürliche da Capo; daher die unmäßig langen und unſchicklichen Ritornelle, wo zum Beiſpiel ein Menſch, der vor Zorn außer ſich iſt, mit verſchränkten Armen da ſteht und wartet, ſeine Wuth ertönen zu laſſen, bis das Orcheſter ihm das rauſchende Thema ſeiner Arie mit einer Menge Wendungen und Verzierungen vorgeſpielt hat; aber daher auch der Ueberdruß eines jeden Zuhörers von Gefühl, der ſich durch das Vergnügen, das ihm eine Lieblingsſängerin mit allen ihren Wunderkünſten machen kann, für die gähnende Langeweile, die ihm das ganze Stück verurſacht, nur ſchlecht entſchädigt hält.

Die Ausnahmen, die zu Gunſten mancher bekannten Stücke oder einzelner Scenen, ſonderlich in den beſten Opern des Metaſtaſio, zu machen ſind, verhindern nicht, daß alle dieſe Vorwürfe, welche Algarotti dem wälſchen Singſpiele

macht, nicht überhaupt nur zu wohl gegründet seyn sollten. Schon die neue Gestalt, welche Metastasio der Oper gab, war ein starker Schritt zur Verbesserung des lyrischen Theaters. Wie sollten Männer von so großem Genie, als Hasse, Graun, Jomelli, ein Galluppi und so weiter, die Aufforderung, ihr Genie im Ausdruck der Leidenschaft zu zeigen, die in einer Didone abandonata, einem Demofoonte, Siroe, Tito an sie gethan wurden, nicht mit Freuden angenommen haben? Aber dessenungeachtet blieb es in Absicht des Ganzen immer bei dem einmal eingeführten und zum Gesetz gewordnen Herkommen. Weder Dichter noch Componist waren Meister, zu thun, was sie wollten; beide mußten sich, gern oder ungern, der Tyrannei der Gewohnheit und der Sänger unterwerfen; und das Publicum, welches in keiner Sache von der Welt sein wahres Interesse zu kennen scheint, war auch hierin zu sinnlich, um eine gründliche Reformation des Singspiels, soviel an seiner Seite möglich war, zu befördern.

Endlich haben wir die Epoche erlebt, wo der mächtige Genie eines Gluck dieses große Werk unternommen hat, das — wofern es jemals zu Stande kommen kann — durch einen Feuergeist wie der seinige geweckt werden müßte. Der große Erfolg seines Orpheus und Eurydice, seiner Alceste, seiner Iphigenie würden Alles hoffen lassen, wenn sich nicht unüberwindliche sittliche Ursachen gerade in jenen Hauptstädten Europens, wo die schönen Künste ihre vornehmsten Tempel haben, seinem Unternehmen entgegen setzten! — Künste, die der große Hause blos als Werkzeuge sinnlicher Wollüste anzusehen gewohnt ist, in ihre ursprüngliche Würde wieder einzusetzen und die Natur auf einem Throne zu befestigen, der so lange von der willkürlichen Gewalt der Mode, des Luxus und der üppigsten Sinnlichkeit usurpirt

worden: — iſt ein großes und kühnes Unternehmen! aber zu ähnlich dem großen Unternehmen Alexanders und Cäſars, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu ſchaffen, um nicht ein gleiches Schickſal zu haben. Eine Reihe von Glucken (ſo wie zum Project einer Univerſalmonarchie eine Reihe von Alexandern und Cäſarn) würde dazu erfordert, um dieſe Oberherrſchaft der unverdorbenen Natur über die Muſik, dieſen einfachen Geſang, der wie Mercurs Schlangenſtab die Leidenſchaft erweckt oder einſchläfert und die Seelen in Elyſium oder in den Tartarus führt, dieſe Verbannung aller Sirenenkünſte, dieſe ſchöne Zuſammenſtimmung aller Theile zur großen Einheit des Ganzen auf dem lyriſchen Schauplatze herrſchend und fortdauernd zu machen — Gluck ſelbſt — bei allem ſeinem Enthuſiasmus — kennt die Menſchen und den Lauf der Dinge unterm Monde zu gut, um ſo etwas zu hoffen! Schon genug, daß er uns gezeigt hat, was die Muſik thun könnte, wenn in dieſen unſern Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre, und in dieſem Athen ein Perikles aufträte, der für das Singſpiel thun wollte, was jener für die Tragödien des Sophokles und Euripides that.

Die Perſpectiv

in den

Werken der griechiſchen Maler.

Es iſt ſchon lange eine von Gelehrten und Kunſtkennern beinahe allgemein angenommene Meinung geweſen, die griechiſchen Maler und Künſtler in erhobener Arbeit hätten von den Regeln der Perſpectiv entweder gar keine oder doch nur eine ſehr geringe Kenntniß gehabt und in ihren Werken von dem, was ſogar die bloſe Beobachtung der Natur ſie hierüber hätte lehren ſollen, wenig oder keinen Gebrauch gemacht.

Perrault in ſeiner übel berüchtigten Parallele der Alten mit den Neuern ging ſo weit, den Parrhaſien und Apellen und in der That den alten Künſtlern überhaupt die Kenntniß der Perſpectiv und der ſtufenweiſen Verkleinerung entfernter Gegenſtände gänzlich abzuſprechen.

Der Abbé Sallier, der dieſes Vorgeben in einer beſondern Abhandlung unterſucht hat, bemüht ſich, das Gegentheil und wenigſtens ſo viel zu beweiſen, daß die alten Künſtler in den Geſetzen der Perſpectiv nicht ſo unwiſſend geweſen, als Perrault aus einigen Basreliefs, beſonders aus denen auf der Säule Trajans, geſchloſſen; und dann, daß, wofern ſie auch (wie freilich nicht zu leugnen iſt) von dieſen Geſetzen abgewichen, dieß nicht aus Unwiſſenheit, ſondern mit gutem Bedacht und zu Erzielung anderer, ihrem Urtheil nach größerer Schönheiten geſchehen ſey.

Man ſollte denken, Sallier hätte ſich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten theils auf gewiſſe Basreliefs und Münzen und ſogar auf einige

von der Zeit noch geſchonte Gemälde von unbezweifeltem Alterthum, z. B. auf die ſogenannte aldobrandiniſche Hochzeit, die ihn durch den Augenſchein widerlegen, zu verweiſen, theils ihnen aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit ſey, Künſtlern, wie ein Zeuxis, ein Timanthes, ein Apelles, zuzutrauen, daß ſie einen Umſtand in der Natur überſehen haben ſollten, den Jedermann alle Augenblicke zu ſehen Gelegenheit hat.

Aber Herr Sallier glaubte mit ſeinen Gegnern am kürzeſten und ſicherſten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Schriftſtellern vorlegte, welche, wenigſtens durch natürliche Folgerung, bewieſen, daß die griechiſchen Künſtler mit den Regeln der Perſpectiv ſehr wohl bekannt geweſen ſeyn müßten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenigen, die er anführt, dargeboten; und wiewohl ſich vielleicht Manches gegen ſeine Erklärungen einwenden ließe, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie ſcharfſinnig genug ſind, um ſeiner Meinung eine ſtarke Unterſtützung zu geben.

Indeſſen weiß ich nicht, wie ihm und (wo ich nicht irre) noch vielen Andern eine Stelle im Cicero entgangen iſt, welche mir allein hinlänglich ſcheint, den Perrault ſeines Irrthums zu überweiſen; eine Stelle, die überdieß noch dadurch vorzüglich iſt, weil ſie eine beſſere Antwort, als Sallier's, für diejenigen enthält, welche ſich noch immer daran ſtoßen, daß man gleichwohl in den meiſten und zum Theil in ſehr vorzüglichen Werken der alten Kunſt die Perſpectiv ſo gänzlich vernachläſſigt ſieht.

Dieſe Stelle befindet ſich im drei und achtzigſten Abſchnitt des zweiten Buchs de Oratore, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtnißkunſt (deren Erfindung dem

Simonides zugeſchrieben wird) und von den vornehmſten Regeln derſelben ſpricht und zuletzt das Verfahren eines in dieſer Kunſt Geübten mit demjenigen eines großen Malers vergleicht, „welcher Oerter und Entfernungen durch die Verſchiedenheit der Formen unterſcheide;“ — pictoris cujusdam summi ratione et modo, formarum varietate locos distinguentis.

Mir dünkt, dieſe Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern ſich daraus zwei Sätze, worin Alles begriffen iſt, was die ſtreitige Frage entſcheiden kann. Es gab nämlich unter den Malern der Alten einige, welche die Verſchiedenheit der Entfernungen durch die Verſchiedenheit der Formen unterſchieden; aber nur Maler vom erſten Rang beſaßen dieſe Geſchicklichkeit, aus welcher ſie vermuthlich eine Art von Geheimniß machten, wovon die Wirkung um ſo mehr bewundert wurde, je weniger man von den Regeln wußte, welche ſich dieſe Meiſter aus einer ſcharfſinnigen Beobachtung der Natur geſammelt hatten, und durch deren Anwendung ſie im Stande waren, ihren Werken ſo viel mehr Täuſchendes zu geben, als gemeine Kunſtverwandte.

In der That würde ohnedieß unbegreiflich ſeyn, wie die größten Maler der Griechen in einem ſo wichtigen Theil der Nachahmung der Natur hätten unwiſſend ſeyn können, da wir von dem höchſten Künſtler dieſes von allen Muſen begünſtigten Volkes, von Phidias, ungezweifelt wiſſen, daß er unter den Hülfsſtudien ſeiner Kunſt vorzüglich auch die Geometrie und die Optik getrieben: zu welchem andern Ende, als um die ſcheinbaren und wahren Verhältniſſe der ſichtbaren Gegenſtände und vornehmlich die Geſetze kennen zu lernen, aus welchen ſich (um mich mit unſers Lamberts

Worten auszudrücken) bestimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebenen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchem sie gezeichnet oder gebildet werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde.

Wie weit es Phidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beide sollten die Bildsäule der Minerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beiden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte die des Alkamenes beim ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und vollendeter seyn. Das Werk des Phidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere, weit aufgerissene Augen, ein großer gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollene Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werk ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand des Künstlers mangelt. Man konnte nicht begreifen, wie der Mensch sich habe entschließen können, eine solche Arbeit neben dem Meisterstück seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beide an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte er, und dann urtheilet. Man that es, und nun triumphirte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun in der Höhe, wo sie stand, ein kleinliches Werk ohne Ausdruck, ohne Kunst; die von Phidias hingegen entzückte Jedermann durch eine Großheit und Vollkommenheit, woran die Augen sich nicht satt sehen konnten. Und doch war Alkamenes ein vortrefflicher Bildhauer; aber Phidias hatte die Kenntniß der Perspectiv voraus, und diese mußte damals wenigstens noch ein Geheimniß seyn, welches

er allein besaß, weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde, mit ihm zu wetteifern, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Phidias in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Minerva im Parthenon angebracht, wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern die Empörung der Titanen gegen die Götter, auf den Halbstiefeln der Göttin der Streit der Centauren und Lapithen und am Fußgestelle die Geschichte der Pandora angebracht war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun, daß er sie selbst gearbeitet oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspectiv weniger befolgt haben? So große und reiche Compositionen lassen sich ohne Beobachtung derselben in einem verhältnißweise kleinen Raume schwerlich denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß die Betrachtung der Werke des Phidias nachfolgende Künstler von Genie, vornehmlich unter den Malern, die der Perspectiv mehr als die Bildhauer vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hülfe jener so glänzende Siege selbst über die besten seiner Mitbewerber erhalten hatte. Sollte Parrhasius, ein Zeitgenoß, Gehülf und Freund des Phidias — der Erste, der nach dem Zeugniß des Plinius Symmetrie in die Malerei brachte, seinem Freund und der Natur, die er so sehr studirte, daß er es in der Reinheit der Umrisse allen Andern zuvorthat, nicht auch von jenem Geheimniß abgelernt haben? Sollte es dem Pamphilus, dem Wiederhersteller der berühmten Malerschule zu Sicyon, dem Lehrmeister eines Apelles, verborgen geblieben seyn, von welchem Plinius sagt, daß er der Erste gewesen, der die

ganze Encyklopädie aller einem Maler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt und besonders in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen sey, ohne welche, seiner Meinung nach, die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne.

Auch Herr Sallier schließt mit Recht aus dieser Stelle (die in der That keinen andern Sinn haben kann) auf die höchst wahrscheinliche Geschicklichkeit dieses Malers in der Perspectiv, soweit sie zu seiner Kunst nöthig war. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er sich beredet, daß diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und daß der Grund, warum man in ihren auf uns gekommenen Werken so wenig Gebrauch davon gemacht sehe, lediglich darin zu suchen sey, weil sie nicht für gut gefunden, Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daß man mit dieser Antwort nicht weit reiche, und die von mir angezogene Stelle des Cicero (welche beiden entgangen ist) scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Beobachtung der perspectivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrtesten Maler geblieben sey. Pamphilus selbst, wiewohl er seine Kunst lehrte, setzte einen so hohen Preis auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daß nur sehr Wenige reich genug waren, sich in seine Schule zu begeben oder wenigstens bis zum Ende auszuhalten. Denn er forderte zehen Jahre zur Erlernung der ganzen Maler-Encyklopädie und nahm für jedes Jahr ein attisches Talent. Es ist also kein Wunder, daß seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

Ueber die Ideale

der

Griechiſchen Künſtler.

1.

Ich bin nicht beleſen genug, um zu wiſſen, ob unter den unzähligen weiſen Leuten, die ſeit vier tauſend Jahren über göttliche und menſchliche Dinge — radotirt haben, nicht ſchon einer geweſen iſt, der uns a priori bewieſen:

„daß die menſchliche Geſtalt unter allen möglichen Geſtalten die ſchönſte ſey.“

Sollte es ſchon geſchehen ſeyn oder noch künftig geſchehen, ſo hätte der Mann, der ſich dieſes Verdienſt um die Menſchheit gemacht hat oder dereinſt noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Hyphnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweist:

„daß die Pferdegeſtalt unendliche Mal ſchöner und vollkommener ſey als die menſchliche.“

Was indeſſen Niemand zu läugnen begehren wird, iſt dieß: daß es uns Menſchen vor der Hand noch immer unmöglich geblieben iſt, eine Geſtalt, die uns ſchöner vorkäme, zu erfinden, als die Geſtalt unſrer eignen Gattung. Und das iſt für unſern Hausbrauch genug.

Aber, ſo ausgemacht dieß iſt, ſo wenig kann geläugnet werden, daß ſchwerlich jemals ein einzelner Menſch, Mann oder Weib, in ſo hohem Grade ſchön geweſen ſey, daß ſeine Geſtalt, ſtückweiſe oder im Ganzen, nicht immer noch ſchöner, als ſie war, hätte gedacht werden können; oder, daß er nicht

Urſache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unverſehens ein ſchönerer kommen und ihn aus dem Beſitz ſeines vermeinten Vorzugs heraus werfen.

Dieſer Satz ſcheint mir ſo wahrſcheinlich, daß ich beinahe verſucht werden könnte, mit den Worten eines Sehers unſrer Zeit zu fragen: „Eine Wahrheit von ſo millionenfachen Beweiſen, darf ſie in Ernſt im Zweifel gezogen werden?“ — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten in Unterſuchungen, wo es immer ein Unglück iſt, gar zu warm zu werden, für anſtändig hielte.

In der That, was kann man von dem Zuſammenfluſſe aller dieſer unzähligen phyſiſchen und ſittlichen Urſachen, die vom Augenblicke der Zeugung an bis zum Augenblicke der Zerſtörung von allen Seiten auf jeden Menſchen eindringen, Anderes erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müſſe? Von dieſen widrigen Einflüſſen iſt kein Klima, ſo wohl gemäßigt es ſey, iſt kein Sterblicher, ſo wohl geboren und glücklich erzogen er ſey, ausgenommen. Oder wo iſt das Land, worin nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäßig, die Luft nie mit ſchädlichen Dünſten und Samen anſteckender Krankheiten angefüllt geweſen wäre? Wo iſt der Menſch, deſſen Organiſation, Geſichtsbildung, Geſundheit und Stärke von Mutterleibe an nichts von auswärtigen Erſchütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungeſunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beſchädigungen, nichts von Zwang, Druck, Uebertreibung und Ueberſpannung, nichts von eignen und fremden Leidenſchaften gelitten hätte? Mit welcher Wahrſcheinlichkeit iſt zu erwarten, daß die unzählbaren Urſachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit ſind, zum Nachtheil der

Schönheit auf jeden einzelnen Menſchen zu wirken, ſich jemals auch nur bei einem einzigen, wie durch Abrede oder vorbeſtimmte Harmonie, zum Vortheil derſelben vereinigt haben ſollten? — Ein vollkommen ſchöner Menſch iſt alſo — wie alle vollkommene Dinge in dieſer Welt, ein bloſer abſtracter Begriff, deſſen Object außerhalb der Einbildungskraft, die ihn erzeugt, nie exiſtirt hat, nie exiſtiren wird, nie exiſtiren kann.

Geſetzt alſo, die alten Griechen wären (wie Jemand behaupten wollte) zur Zeit, da die bildenden Künſte unter ihnen blühten, das ſchönſte Volk unter der Sonne geweſen, ſo konnte ihnen doch kein Alcibiades noch Phädrus, keine Lais, Phryne noch Glycera das Urbild vollkommner Schönheit darſtellen.

2.

Aber was für Urſache haben wir, von der Schönheit und Güte (Kalokagathie) der beſagten Griechen eine ſo hohe Meinung zu hegen, um zu behaupten, ſie ſeyen ſchönere und beſſere Menſchen geweſen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter Gönner dieſer Meinung glaubt, die ſehr natürliche Frage: Woher kam dieß? folgender Geſtalt aufgelöst zu haben:

„Da die Kunſt nichts Höheres, Reineres, Edleres erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechiſchen Bildſäulen aus der beſten Zeit;

„ſo hatten die Griechen entweder höhere Ideale — imaginirten ſich vollkommnere Menſchen — und ihre Kunſtwerke waren alſo blos neue Geſchöpfe ihrer Dichterkraft —

„oder — sie hatten eine höhere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder Künstler copirt seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen;

„schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverlässig Siegel und Pfand schönerer Natur;

„nun machten die alten griechischen Künstler schönere Werke als die unsrigen:

„also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken."

Diesem entgegen sage ich:

Das jetzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn, aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiener, Franzosen, Engländer, Deutschen u. s. w.

Der Grund also, warum die Phidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippus u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht, weil sie von einer schönern Natur umgeben waren:

sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginirten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in menschlicher Gestalt, und dieß sind eigentlich die hochgepriesnen Ideale, die in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt wurden,

weil der Künſtler, der z. B. die Niobe oder den vaticaniſchen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm ſtehenden lebendigen Originale, ſondern nach einer in ſeinem Geiſte erzeugten, in ſeiner Phantaſie ſchwebenden Idee arbeitete.

Und in ſo ferne, und weil nie ein Jüngling oder Weib ſich anmaßen konnte, ſo ſchön, geſchweige noch ſchöner ſeyn zu wollen als dieſer marmorne Apollo, dieſe marmorne Niobe, könnte man wohl ſagen, daß es neue Geſchöpfe ihrer Dichterkraft geweſen;

wiewohl ſich darum Niemand einfallen ließ, zu behaupten, daß ſie von dem Künſtler aus nichts erſchaffen worden, ſondern immer eine ewige Wahrheit bleibt: daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlaſſung — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (Typus) der menſchlichen Ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen Falle das Urbild (Archetypon) der menſchlichen Werke iſt.

Wenn ich alſo von den ſogenannten Idealen der griechiſchen Künſtler als dichteriſchen Werken oder Geſchöpfen ihrer Imagination ſpreche, ſo iſt meine Meinung, daß einige ihrer Werke weder Copien noch Carricaturen der im Einzelnen ſie umgebenden Natur geweſen, ſondern Nachbildungen von Urbildern, die außer der Imagination des erſten Erfinders nirgends in der Natur ſo da geweſen; und von dieſen Werken allein behaupte ich, daß ſie einen Grad von Schönheit oder Größe und Majeſtät gehabt haben, deſſen kein einzelnes menſchliches Weſen ſich rühmen konnte;

daß auch hier wie in allen menſchlichen Dingen ein Mehr und Weniger Statt gefunden, und daß die Kunſtwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger Unterſcheidung unter

der Rubrik Ideale in eine Masse zusammenwirft, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, daß diese Benennung nicht allen in einerlei Bedeutung zukommen könne. Endlich scheint mir ein Resultat von Allem diesem: daß sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne, vielleicht noch schönere Werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nämliche Gelegenheit und Freiheit hätten, die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern (was eben so nöthig ist) auch die nämlichen großen Bewegursachen und Antriebe hätten, von welchen die Imagination jener Alten emporgetragen und öfters zu einer Höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen Umständen nicht erreichen läßt. — Denn man kann nicht Alles, was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will, als man kann.

Dieß sind ungefähr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere Rechenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend Einer haben kann, der sich einige Mühe gegeben hat, sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt. Allein, da die Einbildung: „daß es Tugend sey, sich in seinen Meinungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben,“

mich nie verhindert hat, noch künftig verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen, warum sollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft Vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?

Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sophokles, weder von Sokrates noch Epaminondas. — Diese und einige andere Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freilich (wie alle in hohem Grade vortrefflichen Menschen), je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man Gelegenheit hat, sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die Rede von der Nation — von Athenern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern u. s. w., und dieß macht einen großen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammengesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstractionen, falschen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine und zwanzig andern Wegen, die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich sehe die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bei Vielen als die zusammengesetzte Wirkung ganz verschiedener Ursachen an. Unter diesen letztern ist freilich die Vortrefflichkeit der großen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewohl meistens verkannt und übel belohnt hat, und der Genie- und Kunstwerke, die sie uns hinterlassen haben, auch eine. Aber — die Autorität großer Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben — eine Autorität,

die vielleicht nur in unsern Knabenjahren auf uns wirkte, aber eben damals Eindrücke machte, die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu große, aus flüchtiger, unvollständiger Kenntniß ihrer glänzenden Seite entsprungene Bewunderung — der Mangel eines besondern Studiums dessen, was sie von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarei durch so mancherlei Veränderungen und Stufen der Abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beim Vortrag einer Lieblingsmeinung oder irgend eines Resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt, als man sagen wollte oder bei kälterem Blute gesagt zu haben wünschen möchte: diese und andere Ursachen, die hier nicht entwickelt werden können, tragen wohl zuweilen auch das Ihrige bei, wenn von den Griechen als Menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen Dingen belehrt zu werden, welchem unter den griechischen Völklein es eigentlich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter u. s. f. auch darunter gemeint sind? hauptsächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen schönere und bessere Menschen waren als die, von denen sich Michel-Angelo, Rafael, Tizian, Vandyk u. s. w. umgeben sahen? — Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen Werken dieser Schluß auf die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den peloponesischen Fehden, in der Zeit zwischen Perikles und Alexander. Die Menschen, die vor ihrer Zeit gelebt hatten, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluß haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie

nicht einmal in wahren Bildniſſen geſehen. Alſo müſſen es denn ihre Zeitgenoſſen, d. i. die Zeitgenoſſen des Sokrates, Xenophon, Diogenes u. ſ. w. geweſen ſeyn! — Wir wollen ſehen.

4.

Daß die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes Volk, und ſchöne Perſonen unter ihnen nichts Seltenes geweſen, läßt ſich allerdings beweiſen; und, es läugnen zu wollen, wäre unverſchämt. Aber, womit man den hiſtoriſchen Beweis führen wollte, daß ſie zu irgend einer Zeit ſchöner geweſen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Normannen, ja ſelbſt als die heutigen Italiener; Engländer, Franzoſen, Deutſchen, Dänen, Schweden u. ſ. w. — davon weiß ich nichts. Selbſt unter wohlgebildeten Völkern ſind große Schönheiten immer ſelten. So mag es wohl bei den Griechen auch geweſen ſeyn; oder würden ſie ſonſt über die Schönheit eines Alcibiades und Phädrus, einer Lais und Phryne ſo viel Aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den griechiſchen Weibern etwas ſo gar Gemeines geweſen wäre, Alexander von dem Glanze der perſiſchen Frauen ſo geblendet worden ſeyn, daß er ſie Augenſchmerzen (ἀλγηδόνας ὀφθαλμῶν) genannt hätte? — Oder würde Lucian in ſeinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Maler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrner in Panthea zu beſchreiben, von dieſer Frau als von einem Wunder reden? da ſie doch am Ende, ſelbſt in ſeiner ekſtatiſchen Beſchreibung, nichts mehr iſt als ein ſchönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutſchland zu ſehen bekommt. — „Als ich zu Athen war — (ſagt Cotta in Cicero's Dialogen von der Natur der Götter) — fand ſich unter ganzen Heerden

von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte." — Die schönsten Gestalten und das schönste Blut sah man unter den jonischen Griechen; also nicht in der eigentlichen Hellas, sondern in Asien. Smyrna, eine der Hauptstädte Joniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beim Aufzug der schönen Panthea unter dem gaffenden Zuschauern stehen läßt, mit patriotischer Hoffahrt zu seinem Nachbar: Siehe, solche Schönheiten gibt's nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymphodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert (nach dem Athenäus), „daß er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos, einer kleinen Insel nahe bei Troja. Und weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemals eine Malerschule!

Doch es wäre Ueberfluß, den Satz, daß die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge anderer Bewohner des gemäßigten Theiles der Erdkugel, durch mehr Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollte ihnen wohl diese hohe Schönheit gekommen seyn? Gesunde Luft oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwa wärmer und geistiger, oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher, unfruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eicheln fressenden Vorfahren etwa Menschen von edlerer Art als die unsrigen? Oder genossen die Griechen zu Perikles Zeiten etwa reinere und gesundere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar? Verderbte sich ihre Jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige durch alle Arten von

Ausschweifungen? Bei welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben? Auch die Excesse der Tafel und das Trinken über Bedürfniß und Vermögen, das unsern biedern Vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ehedem so sehr vorgeworfen wurde, ging zu Sokrates Zeiten bei den eleganten Athenern so sehr im Schwange, daß der Weiseste unter den Weisen selbst einmal (und wer weiß, ob nur dieß einzige Mal?) sich nicht erwehren konnte, mit den Wölfen zu heulen, und über seine Mitzecher keinen andern Vortheil erhielt, als daß er, während die übrigen weggetragen werden mußten, auf seinen eigenen Füßen nach Hause taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daß (die Pocken ausgenommen) beinahe alle Krankheiten der heutigen Europäer auch unter diesen angeblich schönern Menschen regiert und den Aerzten so viel zu schaffen gemacht haben als bei uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daß die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniß gehe. Wäre dieß, so müßt' es nirgends schönere Menschen geben als in den kleinern schwäbischen Reichsstädten, wo beides sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf u. s. w. müßten die großen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studiren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese

dieß für den Satz: daß die Ideale der griechischen Künstler nur Copien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die größten Bildner und Maler sich in Griechenland hervorthaten: wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? — Eine Zeit lang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als Harnischmacher und Waffenschmiede!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Künste gewesen seyn." — Bessere Menschen? und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenophon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nation gewiß besser kannten als wir und Patrioten genug waren, um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich, der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoche des medischen Krieges bekommen, sagt ganz was Anderes. Nach den Sitten, die uns (zum Theil) im Homer so wohl gefallen — oder nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter vortrefflicher Menschen — oder nach einigen politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nation günstiger beurtheilen wollen als andre? Wo ist ein civilisirtes Volk im heutigen Europa, das seit drei oder vier hundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien! die Zeit Ludwigs des Eilften und Franz des Ersten in

Frankreich! die Zeit Heinrichs des Achten und der Eliſabeth in England! die Zeit Maximilians des Erſten und Karls des Fünften in Deutſchland! — Oder mangelt es etwa in unſern monarchiſchen ſowohl als freien Staaten an Geſetzen, Einrichtungen und Anſtalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegenſetzen dürfen? Es iſt, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizei in den meiſten griechiſchen Städten unvollkommener war und bei ihrem ewigen Schwanken zwiſchen Monarchie, Oligarchie und Demokratie ſchlechter ſeyn mußte als heutiges Tages in jeder mittelmäßigen Stadt in Deutſchland. Und, was die Sitten der homeriſchen Zeiten betrifft, waren dieſe nicht in gewiſſen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt? —

Von dieſer Seite alſo kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingeſtehen. Aber vielleicht war das, was man den Urſtoff und die Grundanlage der Menſchheit nennen kann, beſſer bei ihnen als bei Andern? — Es wäre der Mühe werth, wenn Jemand dieß erweiſen wollte. Bis dahin halte ich mich an das, was ich weiß. Die Griechen waren, als ſittliche Menſchen betrachtet, ein noch ſehr rohes und allen Ausbrüchen der wildeſten Leidenſchaften überlaſſenes Volk, als die Geſchichte ihrer kleinen Könige den ſpätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu vielen hundert Tragödien gab. Und als nach ihren Siegen über den Xerxes Handelſchaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhitzte: wurden ſie (wie alle Völker der Welt aus gleichen Urſachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib nach und nach in ſehr kurzer Zeit ein ſo heilloſes Volk, als irgend ein europäiſches es jetzt iſt. Ich berufe mich, wegen des Beweiſes dieſer Beſchuldigung — nicht auf den Ariſtophanes (wiewohl ſeine

Komödien als historische Urkunden von der schändlichen Verdorbenheit der damaligen Griechen, besonders der Athener, nicht zu verwerfen sind), sondern auf alle übrige weniger unreine Quellen unsrer Kenntnisse von diesem so übermäßig erhobenen Volke.

Ich ersuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen Griechen — sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch Liebe der Künste und Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten am meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bei den Athenern stehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht besserer Menschen zu den Zeiten, da sie sich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades mißregieren, bald von den Spartanern und ihren dreißig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloser Memmen mißhandeln ließen! — Und was braucht es weitern Zeugnisses dessen, was sie waren, als die Art, wie sie sich ihre besten Männer, von Miltiades bis zu Phokion, vom Halse schafften? — Kann man nach so oft wiederholten Proben in der nämlichen Art noch zweifeln, daß der Charakter dieses Volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig und also von dieser Seite wenigstens nicht besser gewesen, als der Charakter irgend eines Pöbels in der Welt; so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freiheit endlich gegen den König Philipp von Macedonien verloren, und die noch zehnmal schändlichere Art, wie sie sich, nach Alexanders Tod, gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorketes u. A. betragen haben. Man hat keinen Begriff von einem tiefern Grade der Niederträchtigkeit. — Aber so mußte auch ein Volk seyn, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit, Phokion, mit dem kältesten Blute hinrichten ließ, um sich etliche

Jahre darauf von dem sittenlosesten, schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und andern seines Gleichen beherrschen zu lassen!

Ich sage nicht, daß das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Missethaten, Thorheiten, Bübereien und Brutalitäten willen schlimmer gewesen sey als andrer Pöbel; aber ich sehe auch nicht, warum sie mit solchen Eigenschaften und bei einem solchen Betragen besser sollten gewesen seyn als andrer Pöbel, oder warum wir in Vergleichung mit ihnen verdienen sollten, Hefen der Zeit genannt zu werden. — Doch genug und vielleicht schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner der Griechen bloß dadurch fähig gemacht worden, ihre sogenannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen, als die neuern.

6.

Was war es denn also — da doch ein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann — was sie fähig machte, schönere Werke hervorzubringen, als nach der gemeinen Meinung irgend einer von den neuern Künstlern?

Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muß ich die Frage selbst ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, inwiefern die Werke der alten griechischen und der neuern europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können und wirklich verglichen worden sind, daß man mit Gewißheit sagen könnte: die Kunst habe nie etwas Reineres und Vollkommneres hervorgebracht, als die griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts aus

eignem Gefühle ſagen. Die mediceiſche Venus, der vaticaniſche Apollo u. ſ. w. ſtehen zwar in Gipsabgüſſen vor mir — und dieß iſt in Ermanglung der Originale doch etwas; aber von den vorzüglichſten Werken der neuern Bildhauer kenne ich nichts, das zur Vergleichung dienen könnte. — Und überdem finden ſich verſchiedene Urſachen, warum eine ſolche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß und gleichwohl zum Vortheil der Alten nichts entſcheidet — wie man in der Folge ſehen wird.

Ich ſtelle alſo die Frage lieber ſo: Woher mag es wohl gekommen ſeyn, daß griechiſche Künſtler dieſe ſchönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was iſt es eigentlich, weßwegen ihnen dieſer Name zukommt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bei Wirkungen von ſo ſehr zuſammengeſetzten Urſachen, als die Werke der Götter und der Menſchen ſind, Alles immer auf ein vermeintes Princip reduciren und aus einer Urſache erklären zu wollen, was immer das Reſultat von vielen iſt. Es iſt freilich die kürzeſte Art, ſich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit faſt immer auf dieſem Wege. Mehrere Urſachen, mehrere Umſtände kamen zuſammen, dieſen Idealen das Daſeyn zu geben und zu machen, daß ſie gerade ſo und nicht anders wurden. Die Natur that's nicht allein — die Gelegenheit, ſie zu ſtudiren, that's nicht allein — das Genie des Künſtlers — die Liebe, womit er arbeitete — das Aufſtreben nach mehr als menſchlicher Schönheit und Größe — der ſtolze Gedanke, etwas der öffentlichen Anbetung Würdiges hervorzubringen — that's nicht allein: aber alle dieſe Urſachen zuſammengenommen thaten's. — So werden Menſchen; und ſo werden auch Statuen!

7.

Fürs Erſte alſo: Die griechiſchen Künſtler hatten unſtreitig ſchöne Natur vor und um ſich. — Ob eine ſchönere als die unſrige? — wer kann dieß mit Gewißheit bejahen oder mit Gewißheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung ſo anſtellen, daß keinem Theil Unrecht geſchähe? — Wenigſtens ſcheint es aus allen vorangeführten Gründen ganz und gar nicht wahrſcheinlich.

Aber, was wir mit Gewißheit ſagen können, iſt dieß: Sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freiheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Zeit darſtellte, zu beſchauen, zu ſtudiren, zu copiren — als die neuern Künſtler je gehabt haben — und dieß macht einen ſehr weſentlichen Punkt aus. Die Gymnaſien, die öffentlichen Nationalkampfſpiele, die Wettſtreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Baſilis in Arkadien, die Ringſpiele zwiſchen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta u. ſ. w. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth (deſſen junge Prieſterinnen zu beſingen ſelbſt Pindar nicht erröthet), die theſſaliſchen Tänzerinnen, die an den Gaſtmahlen der Großen nackend tanzten — alle dieſe Gelegenheiten, die ſchönſten Geſtalten unverhüllt, in der lebendigſten Bewegung, vom Wetteifer verſchönert, in den mannigfaltigſten Stellungen und Gruppirungen zu ſehen — mußten die Imagination der Künſtler mit einer Menge ſchöner Formen anfüllen und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern ſie deſto fähiger machen, ſich zur Idee des Schönſten zu erheben.

Außerdem hatte Griechenland, beſonders das ſchöne Athen, ſeit dem Inſtitut des weiſen Solon einen Ueberfluß

an Frauenzimmern, die von den Reuten ihrer Schönheit lebten und bereit waren, auch zur Beförderung der Kunst das Ihrige beizutragen. Ein gewiſſer Ariſtophanes von Byzanz (der ein raiſonnirtes Verzeichniß dieſer holden Dienſtmädchen der Venus geſchrieben hat) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreißig zuſammen, die einen Namen hatten; und Athenäus vermehrt dieſe Anzahl noch durch eine ſtarke Nachleſe. Alle dieſe Nymphen blühten in dem nämlichen Jahrhundert, da die Kunſt blühte. Lais, die ſchönſte und berühmteſte unter ihnen allen, machte ſich eine Ehre daraus (wie uns eben dieſer Autor verſichert), ihren Hals und Buſen den Malern zum Modell zu leihen. Daß die ſchöne Theodota, die Lieblingsmaitreſſe des Alcibiades, ehe ſie zu dieſem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen, „Alles, was ſie Schönes hatte," ſowohl Malern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenophon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er Einer von denen, welche Sokrates mit ſich nahm, als er hinging, dieſe Schönheit (die Jemand in ſeiner Gegenwart unbeſchreiblich genannt hatte) in Augenſchein zu nehmen. Dieß ὁσα καλως ἐχοι des Xenophon iſt in der Thiemiſchen Ausgabe gar zu ehrbarlich überſetzt: „was ſie mit Anſtändigkeit zeigen konnte." Denn Xenophon ſagt dieß nicht; ſo was verſteht ſich von ſelbſt. Allein damals herrſchten in den reichſten und üppigſten Städten Griechenlands ganz andre und ungleich loſere Begriffe vom Anſtändigen als bei uns.

So würde es z. B. höchſt unanſtändig und gegen den Reſpect des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advocat den ſchönen Buſen ſeiner Clientin entblöſen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er

möchte ſich noch ſo laut auf das Beiſpiel des berühmten athe-niſchen Sachwalters Hyperides berufen, der ſich dieſes Behelfs bei der ſchönen Phryne mit beſtem Erfolg bediente: man würde das Präjudiz nicht gelten laſſen, und er ſelbſt ſowohl als ſeine Clientin würden ſich ſehr übel dabei befinden, ſo geneigt auch die Herren des Gerichts insgemein ſeyn möchten, ſich in einem Tête à Tête von der Gültigkeit der producirten Evidenz überzeugen zu laſſen. In Athen hingegen ärgerte ſich kein Menſch an dieſem, wiewohl ungewöhnlichen Advo-catenſtreich, und die Dame wurde ohne weitere Unterſuchung losgeſprochen. — Im Vorbeigehen kann dieſe Geſchichte auch zum Beweis dienen, daß ein ſehr ſchöner Buſen nichts All-tägliches zu Athen geweſen ſeyn muß. Die Richter (ſagt Athenäus) wurden bei deſſen Anblick ſo frappirt, daß ſie, von einer heiligen Scheu (Deisidaemonia) ergriffen, es nicht über ihr Gewiſſen bringen konnten, einer ſo ſchönen Prieſterin der Venus das Leben abzuſprechen.

8.

Da die Rede hier von Phryne iſt, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein hiſtoriſcher Beweis für die Meinung, die ich beſtreite, gezogen werden könnte. „Phryne war (wie der an-gezogene Autor verſichert) vorzüglich an denen Theilen ſchön, welche bedeckt werden; auch war es nichts Leichtes, etwas von ihr entblößt zu ſehen; denn ſie pflegte ſich ſo knapp zu kleiden und ſo ſtark einzuhüllen, daß nicht das Mindeſte von der bloſen Haut ſichtbar werden konnte, badete ſich auch nie-mals in öffentlichen Bädern.“ — Indeſſen fand ſie doch einſt für gut, eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen und

an einem Feſte des Neptun zu Eleuſis den myſtiſchen Schleier von ſich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmal zum Anſchauen dieſer geheimen Schönheiten, die ſie ſonſt ſo ſorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulaſſen. Unverblümt von der Sache zu ſprechen — die Nymphe ſtieg vor allem Volke nackend ins Meer und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das ſie bei dieſer Gelegenheit den griechiſchen Künſtlern gab, arbeitete Praxiteles, einer ihrer begünſtigten Liebhaber, die nachmals ſo berühmte knidiſche Venus. Dieß ſagt Athenäus ausdrücklich. Aber, wenn er etwas Anderes damit ſagen wollte, als daß Phryne das Modell war, von dem ſich Praxiteles zu ſeinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn ſeine Meinung war, Praxiteles habe ein Bildniß der Phryne für eine Venus ausgegeben: ſo behaupte ich, dieſe Anekdote verdient nicht um ein Haar mehr Aufmerkſamkeit, als ſo viel tauſend andre verdächtige Hiſtörchen, womit man ſich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als ſonſt irgendwo, an berühmten Perſonen und ihren Werken und Handlungen zu verſündigen pflegte. Die Verdorbenheit der Sitten war damals noch nicht ſo groß, daß die Welt ſo etwas als eine maleriſche Licenz hätte paſſiren laſſen. Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines römiſchen Dichters) ganz Griechenland vor der Thür einer Lais oder Phryne lag, ſo hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Makel, die ſolchen Creaturen anklebt; und eben dieſe Deiſidämonie der Griechen, die ſich ein Gewiſſen daraus machte, den ſchönen Buſen der Phryne zu zerſtören und ſich dadurch an der Göttin, in deren Dienſten ſie gleichſam war, zu verſündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltſamkeit auf Altäre geſtellt und

in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen.

Doch wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugniß eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus, der nur von Hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich: „Man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Phryne von Marmor, beide von der Arbeit des Praxiteles.“ — Diese beiden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen, so hätte er sie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus und den Thespiern für das, was sie war, für Phryne verkauft. Viele Fremde, die nach Knidos reisten, um seine Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Phryne zu Thespien gesehen und der Betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben; ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß diese knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniß der Phryne sey; die Thespier hätten sich rühmen können, das wahre Original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre Copie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine ungeheure Summe um ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen seyn, Nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Phryne auch dem Apelles gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene

malte; wiewohl Andre ſagen, die ſchöne Perſerin Kampaſpe (von welcher bei dieſer Gelegenheit ein bekanntes Hiſtörchen erzählt wird) habe zum Modell dabei gedient. Geſetzt aber auch, daß dieß im ſtrengſten Sinne der Worte zu nehmen wäre, ſo ließe ſich davon kein Schluß auf Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es iſt (wie Winckelmann bemerkt hat) nicht zu erweiſen, daß Gemälde jemals zu Gegenſtänden der Religion und öffentlichen Andacht bei den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das Vorgeben des Athenäus für die knidiſche Venus angeführt habe, kann alſo mit gutem Fug für alle berühmte Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich iſt, ſo iſt's dieß: daß Künſtler, die ſich vermeſſen hätten, Götter darzuſtellen, und nichts Beſſeres, als Copien und Carricaturen einzelner Menſchen, alſo unvollkommener Individualnaturen, hervorgebracht hätten, den Namen großer Meiſter nie erlangt haben könnten; und daß die Griechen, die ſich ihre Zeitgenoſſen und Landsleute, wohl berühmte Kriegsmänner, Athleten oder Alcibiaden, Phrynen u. ſ. w., für Götter und Göttinnen hätten aufbinden laſſen, entweder keine Augen gehabt haben müßten oder — doch wir wollen uns nicht ereifern! Die Wahrheit ſpricht ſo ſtark für ſich ſelbſt, daß wir ohne ihren mindeſten Nachtheil gelaſſen bleiben können.

9.

Man ſieht, daß ich — bevor ich glaube, etwas Poſitiveres über die idealiſchen Werke der griechiſchen Künſtler ſagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun iſt, durch zwei Einſchränkungen näher beſtimme. Die Rede nämlich iſt nur von Bildern der Götter und Heroen — und

auch unter dieſen nur von ſolchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunſtwerke ausgehoben hat, nicht von allen, die auf unſre Zeiten gekommen ſind — nicht von den Werken aller guten Meiſter — am allerwenigſten von ſolchen, die wirklich Bildniſſe einzelner Menſchen ſeyn ſollten — wie z. B. der Perikles des Phidias, der Alexander des Lyſippus, die Phryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfſpielen u. ſ. w. Von dieſen letztern mag ohne Zweifel mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen phyſiognomiſchen Fragmente von allen Abbildungen einzelner Naturen ſehr richtig geſagt wird: „daß ſie immer unwahr, eine Art von Carricatur, höchſtens Approximation ſind.“ — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Menſch mit Augen geſehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Dieſe ſind (in Rückſicht auf den Gegenſtand) ihrer Natur nach unwahr, werden aber deſto unwahrer, je mehr ſie ſich der einzelnen Menſchheit nähern. Bei ihnen hat keine Approximation Statt, weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbilde Statt findet. Alles kommt blos auf den Eindruck an, den ſie auf den Menſchen, der ſie anſchaut, beſonders auf den, der ſie mit religiöſen Geſinnungen anſchaut, beim erſten Anblick machen. Wird er ſo dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger Schauder befällt, daß er unter der menſchlichen Hülle etwas mehr als Menſchliches, mehr als Heroiſches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die ſtrengſte Forderung des Kunſtliebhabers mehr verlangen? Der Prieſter wenigſtens fordert nicht mehr. Der Künſtler ſelbſt hat ſeine ſtolzeſte Abſicht erreicht; er hat das Aeußerſte gethan, was der menſchlichen Natur erlaubt war.

10.

Allein, daß dieß der Fall aller oder nur der meiſten Künſtler, welche Götter bildeten, geweſen ſey, iſt mehr, als ich jemals behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchſten Grade von Gewißheit, der in ſolchen Dingen Statt findet, ſagen können, daß ſeine Götterbilder aus der erhabenſten Begeiſterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit entſtanden ſeyen, war Phidias — der Freund und Liebling des Perikles und der Ausführer ſeines großen Entwurfs, Athen zur ſchönſten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das Bewundernswürdigſte, was jemals Menſchenhände geſchaffen haben (wie Cicero aus dem Munde einer ganzen Welt ſagt), erſchien unter den Griechen wie eine auf einmal vor ihren Augen ſtehende Gottheit, durch nichts Vorgehendes angekündigt, durch nichts Folgendes erreicht — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beſchreibung eines Pauſanias, keine aus den Trümmern des zerſtörten Alterthums hervorgegrabene Bilder nur den Schatten einer Vorſtellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anſchauen dieſes herrlichen Werkes auf alle Menſchen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desſelben ſchließen. — Aber was iſt Schließen gegen Schauen? — Alle alte Schriftſteller, auch die weiſeſten und kaltblütigſten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion ſelbſt, ſagt Quintilian, ſcheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu haben, ſo ganz ſtellt die Majeſtät dieſes Werkes den Gott dar.“ — Noch zu Epiktets Zeiten reiste man nach Olympia, um den Jupiter des Phidias zu ſehen; und, „zu ſterben, ohne es in ſeinem Leben geſehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet,“ — ſind die

eignen Worte dieſes weiſen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht, ob man von dem Werke eines Menſchen was Größeres als dieſe beiden Züge ſagen kann. Aber mich däucht, es iſt genug, um uns zu überzeugen, daß Cicero, der es ſelbſt geſehen, nicht zu viel geſagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewißheit von dem Werkmeiſter desſelben ſagt: „Auch hatte dieſer Künſtler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, Niemand vor ſich, den er anſchaute und nachbildete; ſondern in ſeiner Seele ſaß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die ſein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen ſeine Hand arbeitete.“

Was dieſe Idee war, ob eine Erſcheinung aus der idealiſchen Welt — oder eine neue Schöpfung ſeiner Dichterkraft — oder eine Zuſammenſchmelzung geſehener Wirklichkeiten, abgezogen von den ſchönern und beſſern Menſchen, die er vor ſich hatte, oder was es ſonſt etwa ſeyn mochte — davon unten, ſo viel ich davon ſagen kann. Genug, es war weder Copie noch Carricatur individueller Natur und konnte das nicht ſeyn, oder dieſe ſchönern und edlern Menſchen, die mit Schaudern den Vater der Götter darin erkannten, müßten nicht einmal gemeinen Menſchenſinn gehabt haben!

11.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten der Alten von ihren berühmteſten Bildhauern bekomme, denke ich mir vielerlei Arten Werke, die in der weiteſten Bedeutung des Worts idealiſch heißen können, und die man, um etwas Richtiges über die Ideale der alten Kunſt zu ſagen, genau unterſcheiden muß.

Die erſte war eben dieſe animo insidens specics eximia pulchritudinis, dieſe von der Natur ſelbſt — auf eben die geheimnißvolle unerklärbare Weiſe, wie ſie Alles zeugt, geborne — oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Phidias ſeine Minerva zu Athen, ſeinen Jupiter zu Elis arbeitete — ſo viel möglich in Erz, Elfenbein oder Marmor dargeſtellt.

Da ſo wenig von den Meiſterſtücken des ältern Griechenlands auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden, und deren Urheber meiſt unbekannt ſind, uns wenig helfen können, um über jene, welche längſt zerſtört worden oder vielleicht noch jetzt tief begraben liegen, etwas Zuverläſſiges zu ſagen; ſo würde es Verwegenheit ſeyn, die Künſtler nennen zu wollen, die vielleicht in dieſer erſten Claſſe einen Platz zunächſt an Phidias fordern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter dieſe? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieſer höchſten Begeiſterung auch des höchſten Grades der Schönheit theilhaftig wurden. Vielleicht gehörten ſogar manche Werke des Phidias ſelbſt nicht in dieſe Claſſe. Vielleicht — doch wozu helfen uns alle dieſe Vielleicht? Vielleicht war nur ein Phidias, wie nur ein Homer, ein Shakeſpeare — und vielleicht nur ein Jupiter Olympius, wie nur eine Ilias, nur ein Hamlet.

12.

Ungleich zahlreicher an Künſtlern und fruchtbarer an Werken war die zweite Claſſe, an deren Spitze ich den Polykletus von Sycion ſetze, der bekannter Maßen wenige Olympiaden nach Phidias blühte. Dieſer Künſtler war der Erfinder

des berühmten Kanons; einer Statue, die dieſen Namen deßwegen erhielt, weil ſie ſeinen Schülern (vermuthlich auch ihm ſelbſt) zur Regel des wahren Ebenmaßes und der vollkommnen Schönheit menſchlicher Geſtalt diente, und um deſſentwillen Plinius von ihm ſagt: Solus hominum artem ipsam fecisse artisopere judicatur — ein Ausſpruch, in welchem mehr Sinn liegt, als die witzelnde Wendung beim erſten Anblick vermuthen läßt.

War dieſer Kanon ein Ideal von der erſten Claſſe? oder war es nur ein Abſtractum, aus Vergleichung vieler einzelnen ſchönen Geſtalten mit verſtändiger Wahl des Schönſten von der Natur abgezogen und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zuſammen geſetzt, wie Zeuxis ſeine Helena aus den zuſammen gegatteten ſchönſten Theilen vieler einzelner ſchöner Mädchen, die vor ihm ſaßen, heraus brachte? Höchſt wahrſcheinlicher Weiſe das letzte. Polyklet, ſo ein großer Künſtler er war, ſcheint kein Geiſt geweſen zu ſeyn, der ſich mit einem Phidias meſſen konnte. Das irrige Vorgeben, das ſo Manche einander auf Treu und Glauben nachgeſchrieben haben, als ob die von Phidias angefangene Kunſt durch ihn zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, iſt aus dem Mißverſtande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der griechiſchen Wörter Torneutike und Toreutike entſtanden. Quintilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geſchmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterſcheidenden Vorzug Polyklets, und dieß zeuget mehr von Geſchmack, als von Genie. Er bildete faſt lauter jugendliche Formen, und ſeine Werke hatten außer der Schönheit des Ebenmaßes noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge ſo wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß ſeine Amazone lange Zeit hernach

in einem Bildhauerconvent der Amazone des Phidias ſelbſt vorgezogen wurde. Die gemeine Meinung ſetzte ihn über alle ſeine Vorgänger: aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — deesse pondus putant — und aus dem Sinne der ganzen Stelle Quintilians iſt ziemlich klar, daß dieß noch etwas mehr ſagen wollte, als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie Winckelmann meint; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große, was er von Polyklet als einem erhabenen Dichter in ſeiner Kunſt ſagt, blos Hypotheſe iſt. Denn, ſpricht er als Geſchichtſchreiber, wo ſind ſeine Zeugniſſe? Oder, als Augenzeuge, wo ſind Polyklets Werke? Seine koloſſaliſche Juno zu Argos war weltberühmt und dem Quintilian gewiß unverborgen. Dennoch ſagt dieſer, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Größe nicht zu erreichen gewußt habe, — Deorum auctoritatem non explevisse — da hingegen Phidias glücklicher in Göttern geweſen, als in Menſchen, — Phidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex. Selbſt die Wahl ſeiner Subjecte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menſchenkraft iſt, ſchöne, jugendliche, ſchwebende Formen, einen Diadumenum molliter juvenem und einen Doryphorum viriliter puerum — als den Vater der Götter und Menſchen in ſeiner ganzen Majeſtät darzuſtellen. Man ſieht häufig Jünglinge von beiderlei Art, und, um ſie zu verſchönern, braucht man nur das Individuelle wegzulaſſen; aber man ſieht nirgends ein Original zu einem Jupiter Olympius.

Aus dieſem Grunde ſcheint es mir nicht ſehr wahrſcheinlich, daß der Kanon oder Doryphorus des Polyklet ein

Ideal vom ersten Rang oder von derjenigen Art, die ich aus Inspiration entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön, als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wozu hier die höchste Begeisterung? oder wie war diese bei einem solchen Werke nur möglich? Also vielmehr ein Werk der Abstraction und Wiederzusammensetzung, aus dem Schönsten in einzelnen schönen Formen entstanden, mit dem Cirkel in der Hand abgemessen, mit architektonischem Auge und fester Künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug, dieser selbst idealische Doryphorus wurde das Urbild, wonach eine Menge folgender Künstler Götter und Menschen machte. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß sie Bildsäulen nach Bildsäulen copirten — Schatten von Schatten — traf also schon viele alte griechische Künstler; und es ist leicht zu begreifen, daß die Kunst bei dieser Methode mehr verlor, als gewann. Polyklet selbst scheint sich bei seinen übrigen Werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit, die ihm Varro vorwarf, daß sie fast alle nach einerlei Modell, paene ad unum exemplum, gemacht seyen, — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht, sich von seinem Modelle zu entfernen, ziemlich stark hervorscheint. — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil dieser mehr Mannigfaltigkeit in seine Werke gebracht — numerosior in arte quam Polycletus.

Die nach Polyklets Kanon gebildeten Werke also machen das aus, was ich meine zweite Classe von Idealen nenne, und ich brauche kaum hinzu zu setzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den Künſtlern, welche nach Phidias und Polyklet über alle ihre Zeitgenoſſen und Nachfolger ſich erhoben haben, ſtehen Praxiteles und Lyſippus oben an, von denen der erſte ungefähr um die hundert und vierte, der andere um die hundert und vierzehnte Olympiade geblühet hat.

Beiden gibt Quintilian zum gemeinſchaftlichen Unterſcheidungszeichen von ihren Vorgängern, „daß ſie ſich der Wahrheit oder (wie wir zu ſagen pflegen) der Natur mehr genähert, als ihre Vorgänger“ — ad veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant. Dieß optime bezieht ſich auf accessisse, wie aus dem gleich Folgenden deutlich wird. „Denn (ſetzt Quintilian hinzu) Demetrius wird deßwegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben (tanquam nimius in ea reprehenditur), oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert,“ — d. i. (wie man die Worte »similitudinis quam pulchritudinis amantior« auch überſetzen kann) weil er ſich mehr der Aehnlichkeit als der Schönheit befliſſen, — welches (im Vorbeigehen geſagt) abermals bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein Kunſtwerk werde blos dadurch ſchön, daß es die wirkliche individuelle ſchöne Natur darſtelle, und alſo deſto ſchöner, je genauer es ſich an die Natur halte.

Jenes optime accessisse will alſo ſagen: Praxiteles und Lyſippus hätten ſich ſo nahe an die Natur gedrückt, als es das große Geſetz der Schönheit erlauben wollte. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die ſich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterſchieden, daß ſie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern

Grad von Täuſchung hervorbrachten, mehr menſchliche Empfindung einflößten, als jene.

Ich glaube aber bei dieſer Aehnlichkeit einen ſehr beträchtlichen Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Meiſtern zu finden, worüber ich mich hier ſo gut als möglich zu erklären ſuchen werde.

Ueberhaupt ſcheint mir, Praxiteles habe ſich mehr dem Phidias genähert, Lyſippus mehr dem Polyklet.

Von jenem beſaßen die Theſpier einen Liebesgott, den er ſelbſt nach dem Modell eines von ihm geliebten Knaben gearbeitet und für ſein vollkommenſtes Werk erklärt haben ſoll. Ein Satyr, der zu Pauſanias Zeiten noch in Athen zu ſehen war, wurde (nach eben dieſer Anekdote) von ihm ſelbſt nach jenem für ſein beſtes Werk gehalten. Der Satyr war von Erz, der Cupido von dem ſchönſten Marmor, der auf dem Berge Pentelikos in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrſcheinlich gehörte dieſer theſpiſche Amor — um deſſentwillen allein (wie Cicero ſagt) die Fremden Theſpien zu beſuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchſten Claſſe. Dieſer Meinung ſcheint auch der Dichter Simonides geweſen zu ſeyn, von welchem die vier ſchönen Verſe herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten, und Grotius in vier faſt eben ſo ſchöne lateiniſche überſetzt hat. Und eben dieſe Verſe — zumal, wenn ſie (wie Athenäus verſichert) an dem Fuße der Bildſäule eingegraben ſtanden — ſcheinen das Vorgeben, daß ein ſchöner Knabe dabei zum Modell gedient habe, ſehr verdächtig zu machen. „Was Wunder (ſagt der griechiſche Dichter), daß Praxiteles den Amor ſo ſchön gebildet hat? Er fühlte ihn und zog das Urbild (αρχετυπον) aus ſeinem Herzen.“ — Wie wahr! Wo hätte er auch ſonſt ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes

finden können? — Man nehme nun noch an, er habe dieſen Amor ausdrücklich für ſeine Geliebte gemacht; und denke dann, daß dieſe Geliebte die ſchöne Phryne war, und daß es ein ewiges Denkmal ſeiner Liebe ſeyn ſollte: wie groß mußte da die Begeiſterung ſeyn, in der ſeine Seele die Idee davon empfing, und die Liebe, womit er ſie ausführte! Nun iſt auf einmal begreiflich, warum dieſer Amor ein ſo herrliches Werk wurde; ſo herrlich, daß man blos, um ihn zu ſehen, nach dem Städtchen Theſpien reiſete, wie man, um die Majeſtät des olympiſchen Vaters anzubeten, nach Elis und, im Anſchauen der Liebe hauchenden Schönheitsgöttin hinzuſchmelzen, nach Knidos wallfahrtete. Und nun iſt auch begreiflich, warum die ſchöne Phryne dieſes Bild ſo heilig hielt, daß ſie es, als ein von dem Gott der Liebe erſchaffenes Werk, ihm ſelbſt wiedergeben wollte und jeden andern Ort als ſeinen älteſten Tempel deſſen unwürdig glaubte.

Alle dieſe Gründe, den theſpiſchen Amor für ein Ideal der erſten Claſſe zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch, — daß, wofern Praxiteles irgend einen ſchönen Knaben ſeiner Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große Knabenliebhaber waren, als daß ſich der Name desſelben nicht durch Tradition und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem verſichert wurde, daß er den Alcibiades in ſeinem Knabenalter vorſtellte. Wäre der theſpiſche Amor nicht ein völliges Ideal geweſen, ſo würde man gewiß den ſchönen Knaben auch genannt haben, der ſich hätte rühmen können, das Modell zu einem ſo bewunderten Werke geweſen zu ſeyn. Seine Familie und ſeine Vaterſtadt hätten ſich gewiß ſo viel auf ihn eingebildet, als auf einen pentathliſchen Sieger in den olympiſchen Spielen.

14.

Eine andere Beſchaffenheit aber hatte es mit der knidiſchen Venus, bei welcher Phryne (wie nicht geleugnet werden kann) auf gewiſſe Weiſe zum Modell diente; es ſey nun, daß ſie den Praxiteles dadurch für ſeinen Amor, oder der Künſtler ſie durch dieſen für ſeine Venus belohnen wollte.

Ich widerſpreche durch dieſes Eingeſtändniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus und das Vorgeben, „dieſe Venus ſey ein Bildniß der Phryne geweſen," behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meinung etwas ein, die ich in dieſem ganzen Aufſatz beſtreite; aber freilich nicht beſtreite, — um zu widerſprechen, ſondern nur, inſofern ich ſie für irrig halte: denn, was daran wahr iſt, ſoll ehrlich zugeſtanden werden.

Ich habe oben ſchon den Unterſchied bemerkt, den ich zwiſchen Vorbild und Urbild mache. Die knidiſche Venus war keine Copie, keine Bildſäule der Phryne, — auch nicht eigentlich eine idealiſirte Phryne; — denn ſo wär' es doch noch immer Phryne geweſen, und es ſollte eine Göttin darſtellen und in einem Tempel die Ehre der Anbetung mit ihr theilen; — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, ſondern der himmliſchen (wie Lucian in der Apologie ſeiner Bilder ausdrücklich ſagt), und dazu hätte ſich doch wohl Phryne ſelbſt ein Gewiſſen gemacht das Original zu ſeyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Phryne dabei helfen, wenn es ihr nicht ähnlich ſehen durfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken. Phryne, die ſchönſte Figur ihrer Zeit und die Geliebte des Künſtlers, ſollte ihm nur zum Mittel dienen, ſich vollkommner zu begeiſtern; nur zur Stufe, von der ſich ſeine Einbildungskraft

zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinaufſchwingen wollte. Dieß war wenigſtens ſeine Abſicht; und wenn er ſie (wie es ſcheint) nicht völlig erreichte, ſo lag der Fehler — an der Liebe — an Phrynens Schönheit, die durch die Begierde, ſeine Imagination zu überflügeln, ohne Zweifel neue Reize erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menſchlichen Natur.

Daher (däucht mich) erklärt ſich auf eine ſehr natürliche Art alle das Wunderbare und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Wirkungen dieſer knidiſchen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius ſagt, nicht nur das ſchönſte unter allen Werken des Praxiteles, ſondern unter Allem, was man auf dem ganzen Erdenkreiſe ſehen konnte. Aber ſie flößte nicht nur Erſtaunen und Bewunderung, nicht nur Liebe — ſie flößte ſogar Begierden ein. Ariſtenät, oder wer der Verfaſſer der unter Lucians Namen gehenden Liebesgötter iſt, läßt die beiden Jünglinge, deren Reiſe nach Knidos er in dieſem Dialog beſchreibt, beim Anblick dieſes Bildes beinahe von Sinnen kommen und den einen (ſonſt einen hartnäckigen Ketzer in Liebesſachen) ſchier zum Stein erſtarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beſchaut, von welcher auch die mediceiſche Venus vor Herrn Smollets Augen Gnade fand. Ja, die Küſterin des Tempels erzählte ihnen ſogar mit vielen Umſtänden die tragiſche Geſchichte eines jungen Menſchen, der ſich mit allen Symptomen der raſendſten Leidenſchaft in die marmorne Göttin verliebt und endlich (nach einem Beweiſe davon, der ſich nur auf Lateiniſch erzählen läßt) ſich aus Verzweiflung ins Meer geſtürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigern Entzücken bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekſtatiſchen Fragen aus:

Wer beseelte den Fels? Wer sah dich, Cypris, auf Erden?
Gab dem fühllosen Stein diesen allmächtigen Reiz?

Diese Beispiele und Augenzeugnisse von dem Effect, den die knidische Venus machte — wenn wir auch abrechnen, was die Imagination der Zeugen dabei gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: daß sie, zu aller der Schönheit, welche sie über sterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reiz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die schönsten, als die Lemnia eines Phidias, die Venus Hortensis (εν κηποις) des Alkamenes — wiewohl Lucian einzelne Theile von diesen beiden den nämlichen Theilen an der knidischen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man sich darüber verwundern, da so besondere Umstände zusammen kamen, sie zu dem zu machen, was sie war? Phryne das Modell, Praxiteles der Werkmeister, die Liebe, mit der er arbeitete, das beinahe unmögliche Bestreben, etwas noch Schöneres zu denken, als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden, mich däucht, Alles dieß mußte gerad ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlor etwas dabei an Göttlichkeit — aber nur so viel, als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlicherm Reiz gewann; und gerade das, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr dieß Herzenschmelzende, Unnennbare, was bei ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genusses wollüstig peinigte — vielleicht auch bei irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich die Wirkung thun konnte, welche die Küsterin des knidischen Tempels mit aller geziemenden Devotion zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die knidiſche Venus iſt es alſo, von welcher ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Claſſe mache — wiewohl ſie unter ſo beſonderm Umſtänden zur Welt kam, daß ſie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die Einzige in ihrer Art war. Ich rechne nämlich dahin alle Bilder von Göttern und Heroen, wobei ſich der Künſtler durch den Anblick ſchöner Individuen geholfen hatte, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reiz und Illuſion zu geben, als ihm möglich geweſen wäre, wenn er blos nach ſeiner Idee oder dem einmal angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil, den er dadurch erhielt, fällt ſogleich in die Augen. Die göttlichen und heroiſchen Naturen wurden auf dieſe Weiſe näher zu den Menſchen herabgezogen; hatten mehr Leben, mehr ſinnlichen Reiz; — gefielen alſo mehr — und Mehrern — verſchafften ihren Meiſtern allgemeinern Ruhm — wurden beſſer bezahlt u. ſ. w.; und Alles dieß war ſowohl auf Seiten der Meiſter als der Liebhaber ſehr natürlich. Denn im größten eigentlichſten Ideal war doch nur ein Jupiter Olympius, dem (wie Plinius ſagt) Niemand nachzueifern ſich getraute. — Wer ſich auch emporheben wollte, mußte alſo einen andern Weg einſchlagen.

16.

Phidias, Polyklet und Praxiteles hatten — wie alle Meiſter, in welcher Kunſt es ſey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und Locus communis wurde, was bei jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks oder Werk der höchſten

Anſtrengung des Geiſtes geweſen war. Nicht nur der Kanon Polyklets wurde zum Modell; alle berühmte Bilder berühmter Meiſter wurden auf tauſendfältige Art nachgebildet. Die Werke dieſer Nachahmer und Copiſten wurden kalt und kraftlos; man entfernte ſich von der Natur, ohne ſich über ſie aufſchwingen zu können, und ſo war die Kunſt im Abnehmen, als Lyſippus erſchien, eine neue Bahn betrat und Mittel fand, ohne mit einem ſeiner Vorgänger in Colliſion zu kommen, ſich den Vorzug über ſeine Zeitgenoſſen, die Gunſt Alexanders des Großen und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von ſeinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe ſchon oben bemerkt, daß der Charakter, der ihm mit Praxiteles gemein war (nämlich, daß ſie ſich der Wahrheit oder der Natur mehr näherten als ihre Vorgänger), dem Lyſipp auf eine ganz beſondere Weiſe zukam. Dieſer Künſtler ſcheint weder durch ſeinen Genie, noch durch den Zeitpunkt, worin er blühte, und die Umſtände, worin er die Kunſt fand, aufgelegt oder aufgemuntert geweſen zu ſeyn, ſich in die Sphäre der Heroen und Götter zu wagen, die ſchon mit den Werken ſo mancher herrlichen Meiſter erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenſtänden, wozu er die Originale alle Tage vor ſich ſehen konnte. Ein Apoxyomenos (ein Mann, der ſich ſelbſt im Bade ſtriegelte), eine betrunkene Flötenſpielerin haben ihn berühmter gemacht als ſein Jupiter zu Argos oder ſein Cupido zu Theſpien. Sein größter Held war Alexander, den er in verſchiedenen Stellungen ſehr oft und ſo ſehr zum Vergnügen dieſes gernſeynwollenden Götterſohns arbeitete, daß dieſer (wie man ſagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer dargeſtellt ſeyn wollte. Lyſippus bildete auch den Hephäſtion, Alexanders Liebling, und ſeine übrigen

Freunde ab, alle (wie Plinius ſagt) mit vollkommenſter Aehnlichkeit.

Ueberhaupt entfernte er ſich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleißiger, hielt ſich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte ſeine Figuren ſchlanker, nicht ſo viereckig u. ſ. w.

Als er anfing, aus eignem Triebe ſich auf die Bildnerei zu legen (er ſollte anfangs ein Grobſchmied werden), war der Kanon Polyklets das Modell, wonach er ſtudirte. Dieß iſt wenigſtens der Sinn der Antwort, die er Jemanden gegeben haben ſoll, der ihn fragte: wer ſein Lehrmeiſter in der Kunſt geweſen? — Der Doryphorus, antwortete Lyſipp. Und vermuthlich war dieß Studium, wodurch ihm die genaueſte Beobachtung des ſchönſten Ebenmaßes mechaniſch geworden, die Urſache, warum die ſehr fleißige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichſten Schönheiten ſeiner Bilder war.

In der Folge aber ermunterte ihn der Maler Eupompus, ſein Landsmann (beide waren von Sicyon), den ängſtlichen Weg zu verlaſſen, auf dem er ewig ein bloſer mechaniſcher Arbeiter geblieben wäre. Dieſer Eupompus war einer der berühmteſten Maler ſeiner Zeit, ein Rival des Timanthes und Lehrmeiſter des Pamphilus, welcher durch ſeinen Schüler Apelles berühmter geworden iſt als durch ſeine eigenen Werke. Der junge Lyſipp fragte ihn, welchen unter ſeinen Vorgängern er ſich eigentlich zum Muſter genommen? Eupomp wies auf eine Menge Volks, die eben auf einem Marktplatze vor ihren Augen wimmelte: „Hier ſind meine Modelle, ſagte der alte Maler; die Natur ſelbſt, nicht den Meiſter, muß der Künſtler nachahmen, der es verdienen will, dereinſt ſelbſt unter die Meiſter gezählt zu werden.“ Lyſipp ließ ſich's geſagt ſeyn —

aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich Alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammennehme und vergleiche, so däucht mich, es komme so viel heraus: daß er in seinen Bildnissen die Schönheit mit der Aehnlichkeit zu vereinigen gewußt und in seinen übrigen freiern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modelle genommen. Er studirte die Natur, ahmte sie nach, stellte sie dar — aber nicht, wie sie war, sondern, wie er sie sah und sehen wollte; ließ bei der Nachahmung das Fehlerhafte weg oder wußte es zu verbergen; zeigte, was an jedem das Schönste war, auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien; kurz, verschönerte seine Originale und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daß sie Täuschung hervorbrachten und also von Jedem beim ersten Anblick erkannt wurden. Dieß war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von Niemand als von Lysipp bilden, so wie er sich allein von Apelles, dem Maler der Grazien, malen lassen wollte.

Seine Werke waren also mit aller ihrer Natur dennoch eine Art von Idealen; verschönerte einzelne Naturen oder symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, aus verschiedenen Modellen zu einem homogenen Ganzen zusammengeschmelzt. Dieser Kunst, das Individuelle zu idealisirrn (einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geistes erfordert wird), hatte Lysipp eigentlich seinen großen Ruhm zu danken. Denn Demetrius, der sich bloß an die Natur hielt, wurde gerade deßwegen getadelt — nicht etwa, weil seine Statuen Flickwerke oder Carricaturen,

ſondern, weil ſie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — tanquam nimius in veritate. So gewiß iſt es, daß die Alten ſich nichts davon träumen ließen, daß Kunſtwerke deſto ſchöner würden, je mehr ſie individuellen Naturen ähnlich wären!

17.

Ich habe alſo — beim Scheine des ſchwachen Lämpchens, das uns die unvollſtändigen Nachrichten der alten Schriftſteller von ihren Künſtlern und Kunſtwerken vortragen — vier Arten von Werken unterſchieden, denen man — in ſo fern als ſie alle, nicht aus Unvermögen, ſondern aus Vorſatz ihrer Meiſter, etwas Anderes als bloſe Abbildungen einzelner Naturen waren — den gemeinſamen Namen der Ideale beilegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter dieſem Geſchlechtsnamen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern Seite den Unterſchied ſowohl zwiſchen dieſen verſchiedenen Arten ſelbſt, als zwiſchen dem Grade des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Phidias, oder einen Doryphorus des Polyklet oder eine bloſe Nachahmung dieſes Doryphorus hervorzubringen erfordert wurde, erwägen; ſo werden wir finden, daß jener Name, in ſeiner edelſten und eigentlichſten Bedeutung, nur den Bildern idealiſcher Weſen, und auch unter dieſen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchſten Grade künſtleriſcher Begeiſterung, aus der angeſtrengteſten Beſtrebung, ſich über die ſchönſte und erhabenſte ſichtbare Natur empor zu ſchwingen, entſtanden und — wie der römiſche Plato in der oben angezogenen Stelle ſagt — nach einem in der Seele des Künſtlers erzeugten Urbilde mehr als menſchlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriffe ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem, was in Bildung der griechischen Götter und anderer fabelhafter Naturen conventionell, d. i. dem, was, nach den einmal angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, und zwischen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiter, der Venus, des Apollo u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen, was man Götter-Ideal nennen kann, gearbeitet seyn und dessenungeachtet unter den großen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dieß bedarf keines weitern Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bei aller ihrer conventionellen Deität, sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olymp zu versetzen.

18.

Aber — höre ich sagen — auch ihr, mit Allem, was ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und Urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser eximia quadam specie pulchritudinis, die in der Seele des Phidias saß, als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet: daß es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als andere Gespenster — deutsch zu reden, daß ihr und euer Cicero selbst nicht recht wißt, was ihr sagt; oder daß dieser so hoch gepriesene Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut reden habt, da Niemand hingehen und

ſehen kann, was an der Sache iſt — weder mehr oder weniger war als „eine Zuſammenſchmelzung von geſehenen Wirklichkeiten und im Grunde doch nichts beſſer als Carricatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunſt, der ewig unnatürlichen Kunſt, nach der unendliche Mal ſchönern Natur der ſchönern und beſſern Menſchen, mit denen das Land der Pelasger in den goldenen Zeiten des Perikles geziert war.“

19.

Nun, ja denn! wir wollen bekennen, was zu bekennen iſt. Am Ende — behalte auch Recht, wer da kann — bleibt doch immer Gott allein die Ehre, und Niemand in der Welt kann ein Intereſſe darunter haben, die Kunſt mit der Natur zuſammen zu hetzen oder die eine auf Koſten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergeſſen wollen — auch die Natur, von der dieſe ganze Zeit über die Rede war, iſt ja wahrlich nicht die Natur ſelbſt, ſondern blos die Natur, wie ſie ſich in unſern Augen abſpiegelt — und dieß rückt Natur und Kunſt um ein Beträchtliches näher zuſammen. Es wäre freilich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenkloß ſich hinſetzen und aus Thon oder Stein — mit unſerm Herrn Gott in die Wette Menſchen machen wollte. Aber der Verſuch, ein Schattenbild (und das ſind doch wohl alle unſere Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menſchheit überſteigt. Und daß der menſchliche Geiſt — Deus in nobis! — fähig ſey, ſich etwas Schöneres, Reineres und Vollkommneres zu denken, als dieſe durch die Peccata Mundi von mehr als hundert Generationen zerdrückten, angeſteckten, verpfuſchten und verhunzten Menſchengeſichter und Menſchenleichname,

wie ſie nun bereits einige tauſend Jahre auf dieſem garſtigen Erdklumpen herumkriechen — iſt weder eine ungereimte noch gottloſe und dem Schöpfer der Natur — der (ſoviel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunſt iſt — zu nahe tretende Behauptung.

20.

Ich bekenne alſo vor allen Dingen, daß es, wenn man von dem Jupiter Olympius des Phidias ſpricht, ein ſchlimmer Umſtand iſt, ihn nicht ſelbſt geſehen zu haben. Da nun aber dieſem Uebel nicht abzuhelfen iſt, ſo kommt es jetzt nur darauf an, wie viel wir die Zeugniſſe und Urtheile derjenigen, die das Glück hatten, ihn geſehen zu haben, gelten laſſen wollen oder nicht; und hierin läßt ſich freilich Niemanden etwas vorſchreiben.

Aber dieß wenigſtens iſt gewiß, daß unter allen, die von dieſem Wunder der Kunſt als Epopten reden, Keiner ſich ſo ausdrückt, daß man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entſtandenes Werk gehalten. Wäre dieß der Fall geweſen, welcher unter allen Griechen, mit denen Phidias lebte, hätte mehr Anſpruch machen können, zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieſer Perikles Olympius, den die Theaterdichter ſeiner Zeit ſo gern — nicht zum Spott, ſondern aus demokratiſcher Eiferſucht — mit dem Beherrſcher des Olymps zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der Gönner, der Beſchützer, der Freund unſers Künſtlers war: wie glaublich, daß Phidias dieſe Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die ſeinem Stolz am meiſten ſchmeicheln mußte, die Cour zu machen! — Allein, ſo glaublich es immer ſeyn mag, ſo gewiß können wir uns darauf verlaſſen, daß Phidias der

Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen konnte. — Und daß die Griechen, der kolossalischen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der olympische nur einiger Maßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt, der Erste zu seyn, der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: „sie möchten vor der Majestät dieses vermeintlichen Jupiter nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perikles, des Xantippus Sohn, Schinokäphalos oder der Zwiebelkopf zubenamset, neun- oder zehnmal größer und dicker, als er unter seinem eigenen Namen zu seyn pflege, und, um die griechischen Ganshäupter zum Besten zu haben, in einen Jupiter travestirt.“ — Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiter erklären kann, als — daß wir annehmen, er sey entweder aus Zusammenschmelzung entstanden oder — nach einem Gespenste gebildet worden.

21.

Was die Zusammenschmelzung betrifft, so kann ich mir eine zweifache Art derselben denken. Es ist's nämlich entweder der Künstler, der die Operation vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet sie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl so etwas wie der Doryphorus des Polyklet oder ein Lysippischer Jupiter daraus werden; aber, daß ein solches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper, so symmetrisch, als man immer will, zusammengesetzt,

die große Wirkung hätte thun können, die der Jupiter des Phidias (oben bemeldeter Maßen) gethan hat, ſcheint mir ſo wenig glaublich, daß ich (wenn kein ander Mittel iſt) lieber annehmen will, die Natur ſelbſt, inſofern ſie in der Imagination der Menſchenkinder ihr verborgenes Werk und Weſen hat, habe die Zuſammenſchmelzung vorgenommen. Daß ſie eine ſolche Schmelzerin iſt, wird Niemand leugnen; allein, wie ſie es dabei anfange, iſt ein Geheimniß, das uns (meines Wiſſens) noch kein Pſycholog begreiflich gemacht hat.

Die Sache bleibt alſo noch immer ſo dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden, wie wir wollen, ſo werden wir genöthigt ſeyn zu bekennen, daß Phidias nach einer in ſeiner Seele ſchwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieſer Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher, wenn wir ſagen, ſie ſey eine Zuſammenſchmelzung geſehener Wirklichkeiten — Und im Grunde verlieren wir nichts dabei, wenn wir ſie ein Geſpenſt ſchelten laſſen und geſtehen, daß wir von der Erſcheinung dieſer Art von Geſpenſtern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Maler eben ſo wenig verſtehen, als von dem Geſpenſte, das dem Brutus zu Philippi erſchien, oder von irgend einem andern Geſpenſte, Geiſte, Kobold oder andern Einwohner der unſichtbaren Welt, weß Namens, Standes und Würde er ſeyn mag, der jemals einem Sterblichen erſchienen iſt vom Anbeginn der Dinge bis auf dieſen Tag. Ich trage für Herrn Johann Locke und ſeinen großen Grundſatz »nihil est intellectu etc.« alle gebührende Achtung. Die Epikuräer und viele andere ehrliche Leute haben ein paar tauſend Jahre vor ihm eben ſo viel davon gewußt als er. Aber trotz dieſem großen Axiom, womit man (wie mit dem Eskalibor des Königs Artus) auf einmal ſo große Stücke herunterhauen kann, wird auch von der kleinen

Welt in unſerm Hirnkaſten ewig wahr bleiben, was Shakeſpeare's Hamlet von Himmel und Erde ſagt: „Es gibt gar viele Dinge da, wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen läßt.“ — Es iſt eitle Mühe, Alles, was in dem geheimnißvollen Abgrund unſrer ſich ſelbſt ſo wenig bekannten Seele vorgeht, ſo mechaniſch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren und auch ſchon lange zuvor bei äußern Veranlaſſungen, die auf tauſend Andre nichts dergleichen wirkten, Geſpenſter und Erſcheinungen aus der idealiſchen Welt in meiner Seele ſah, die ich mir ſelbſt weder aus Zuſammenſetzung oder Aſſociation meiner damaligen Senſationen, noch aus irgend einer andern Urſache erklären kann. Denn Kunſtwörter, alte oder neu geſchmiedete, erklären nichts.

22.

Aber müſſen wir denn Alles erklären wollen? und iſt es nicht genug, wenn wir wiſſen, ſo iſt die Sache? — Man ſage mir nicht, das heiße ohne Noth die weislich verbannten Qualitates occultas zurück berufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data und durch Heiſcheſätze, denen man mehr Ausdehnung gibt, als ſie haben, zu erklären meine, was ſich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies iſt der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen. (Sprichw. Sal. Cap. 30. V. 18, 19.) Ariſtoteles und zwanzig Andre konnten wohl über die Werke Homers philoſophiren; aber Keiner von ihnen hat uns noch ein Recept

geſchrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entſtanden iſt. Warum ſollte es mit dem Jupiter des Phidias nicht eben ſo ſeyn?

Ich habe oben ſchon, wie billig, anerkannt, daß die ſchöne (wiewohl nicht eben ſchönere) griechiſche Natur und die Gelegenheiten, ſie mehr zu ihrem Vortheile zu ſehen, nothwendig das Ihrige zu den ſchönen Ideen der griechiſchen Künſtler beigetragen haben müſſen. Was ich leugne, iſt nur, daß dieſer Umſtand ſo viel, daß er Alles dabei gethan habe. Denn, that er Alles: warum machten die andern Künſtler nicht auch ſo herrliche Werke wie Phidias? Warum gab es unter den griechiſchen Bildnern und Malern, die doch alle die nämliche Natur um ſich hatten, nur einige wenige, deren Werke große Wirkung thaten?

Man wird antworten: es verſtehe ſich von ſelbſt, daß der Mann, der etwas Großes hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufaſſen, ihre mannigfaltigen Schönheiten in ſeiner Seele zu concentriren und wieder in ſeinen Werken auszuſtrahlen, in einem hohen Grade haben müſſe. Aber da ſind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe und wiſſen vom Wie des Phänomens, das erklärt werden ſoll, gerade ſo viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller Beſcheidenheit meine Meinung von der Sache ſagen? — Die Imagination eines jeden Menſchenkindes und die Imagination der Dichter und Künſtler inſonderheit iſt eine dunkle Werkſtatt geheimer Kräfte, von denen das Abcbuch, das man Pſychologie nennt, gerade ſo

viel erklären kann, als die Monadologie von den Urſachen der Vegetation und der Fortpflanzung. Wir ſehen Erſcheinungen — Veranlaſſungen — Mittel — aber die wahren Urſachen, die Kräfte ſelbſt, und wie ſie im Verborgnen wirken, — über dieſem Allem hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat. — „Hätten's nicht die beiden kleinen hitzigen Hengſte gethan und der Tollbrägen vom Poſtillion, der ſie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht in den Kopf gekommen. — Er ſchnaubte daher wie ein Blitz" — ſagt Triſtram Shandy. Dieß iſt die allgemeine Geſchichte, wie Dichter, bildende Künſtler, Componiſten und alle das Volk von ſcharfen behenden Sinnen und feuerfangender Imagination zu ihren ſchönſten Ideen, ihren glücklichſten Erfindungen kommen. — Eine Veranlaſſung von innen oder außen iſt freilich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möchte ich den ſehen, der mir erklärte, wie juſt dieſe Wirkung aus dieſer Veranlaſſung, dieſer vermeinten Urſache entſtehen konnte? entſtehen mußte?

24.

Indeſſen läßt ſich zuweilen doch wenigſtens ſo viel hiſtoriſch begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des Mannes, der ein außerordentliches Werk hervorgebracht, in dieſe ungewöhnliche Begeiſterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte geſetzt worden, worin ſie fähig ſeyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon ſein Werk die Nachahmung iſt. — Und dieß iſt, ſoviel ich weiß, auch der Fall beim Jupiter Olympius des Phidias.

Ehe ich mich in die Erzählung dieſer Umſtände einlaſſe, muß ich meine Leſer bitten, bei dem Namen Phidias ſich ſo

lebendig, als ihnen möglich iſt, einen Mann zu denken, der mit dem Genie der Kunſt geboren war — einen Mann, der in Vergleichung mit ſeinen Lehrmeiſtern ein Gott ſcheinen mußte — der nicht etwa ganz gemächlich von der neunzehnten Stufe zur zwanzigſten hinaufſtieg, wozu es freilich nicht viel mehr braucht, als daß man den einen Fuß lüpfe und den andern nachziehe; ſondern der den gewaltigen Raum zwiſchen ſeinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunſt mit zwei oder drei Rieſenſchritten verſchlang — einen Mann, der ein eben ſo großer Architekt als Bildhauer war — der immer nichts als große Werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es alſo von Natur und Gewohnheits wegen zuletzt wie mechaniſch werden mußte, Alles, was er dachte und machte, groß zu denken und zu machen — kurz; einen Mann, dem es (wie Quintilian in der oben angezogenen Stelle ſagt) leichter war, Götter zu bilden als Menſchen, und der zu allen den Wundern, womit er unter der Staatsverwaltung des Perikles die Stadt Athen verherrlicht hatte, keinen außerordentlichen Anlauf zu nehmen und, um ſelbſt ſeine Minerva, den Stolz der Athener, hervorzubringen, nur ſeine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn ſolch ein Mann, von der edelſten Art von Rache angeflammt und in der angeſtrengteſten Eiferſucht mit ſich ſelbſt, alle ſeine Kräfte zuſammen nimmt, ein Werk zu ſchaffen, das alle ſeine vorherigen auslöſche, — welch ein Werk mußte das werden!

Die Athener hatten dem Künſtler für alle Verdienſte, die er ſich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein großer Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem Wenige ſtehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden, als ſie waren, wenn ſie unter ihres Gleichen

ſtanden — das Alles zu ſeyn, war freilich in einer ſo ſchwankenden Demokratie Verbrechens genug. Man mußte aber doch einen Vorwand haben. Man ſtiftete alſo einen gewiſſen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daß er von dem Golde, welches zu der koloſſaliſchen Statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterſchlagen habe. Allein bei der Unterſuchung zeigte ſich, daß Phidias die Vorſicht gebraucht hatte — unſchuldig zu ſeyn, und daß gerade ſo viel Gold an der Statue war, als er den Athenern verrechnet hatte. Dieß ſetzte ſeine Feinde in die Verlegenheit, ihm zu einem Staatsverbrechen zu machen; „daß einer von den Kriegsmännern in der Amazonen-Schlacht, die er in halb erhobener Arbeit auf den Schild der Minerva gearbeitet hatte, dem Perikles, und ein alter kahlköpfiger Mann, der einen großen Stein mit beiden Händen aufhebt, ihm ſelbſt ähnlich ſehe" — und weil es ihm hier nicht ſo leicht war, das Gegentheil zu demonſtriren, ſo wurde er ohne Weiteres verurtheilt, ins Gefängniß geworfen und vermuthlich einige Zeit darauf — ungefähr aus eben dem Grunde, warum Plato die Dichter aus ſeiner Republik verbannt — des Landes verwieſen, oder er fand Mittel, aus dem Gefängniſſe zu entwiſchen. Kurz, Phidias begab ſich nach Elis und wurde Werkmeiſter des Jupiter Olympius.

Rollins Behauptung, daß er bei dieſem erſtaunlichen Werke die Abſicht gehabt habe, Rache an den Athenern auszuüben und ihre Minerva um den Ruhm zu bringen, daß ſie das Größte ſey, was die Kunſt jemals hervorgebracht — iſt zwar eine bloſe Vermuthung; denn ſie beruht, meines Wiſſens, auf keinem Zeugniſſe: aber ſie gehört unter die Vermuthungen, die man für ſo gewiß nehmen kann, als ob ſie gerichtlich erwieſen wären; denn ſie beruht auf der

menſchlichen Natur. So beleidigt, wie Phidias von den Athenern war, rächt man ſich ganz gewiß, wenn man kann; und welche Rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn ſelbſt ehrenvoller und für die herrſchende Leidenſchaft der Athener, ihre Eitelkeit, empfindlicher geweſen wäre?

Phidias entwarf alſo den Plan eines Werkes, wodurch er alle Meiſterſtücke ſeiner Nebenbuhler in der Kunſt und ſeine eignen zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menſchen in ſeiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und, nur den Gedanken davon zu faſſen, brauchte es ſchon eines ſo kühnen und ſolcher Kräfte ſich bewußten Geiſtes wie der ſeinige. Aber, da er ſeine Hand zur Ausführung ausſtreckte, erſchrack er vor ſeinem eignen Gedanken — fühlte, daß er nur ein Menſch war, er, der es wagen wollte, den König des Himmels darzuſtellen — und ſein Muth verließ ihn einen Augenblick.

In welcher Geſtalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung? daß Jeder, der ihn ſähe, ſchaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter, fühlen und erkennen müßte?

Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der großen Geburt, ſtieg vom größten der Menſchen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — ſtrebte noch höher empor — aber hier — hier ſank ſie immer wieder.

Die Idee des olympiſchen Vaters konnte nicht durch Abſtraction noch Zuſammenſetzung gebildet werden; erſcheinen mußte ſie ihm — und ſie erſchien ihm, da er ſich's am wenigſten verſah, — da er einſt, über den Markt gehend, einen Rhapſodiſten das erſte Buch der Ilias ſingen hörte. Im Vorübergehen trafen ſein Ohr die drei berühmten und unüberſetzlichen Verſe, in welchen Zeus der ſiehenden Thetis die

Gewährung ihrer Bitte mit einem Winke der Augenbrauen und des Hauptes, der den Olymp in seinen Tiefen erzittern macht, bestätiget. — Diese Verse trafen sein Ohr oder vielmehr sein Innerstes, und, siehe! auf einmal stand die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schließe auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Wirkung, die sie nach Allem, was sie durch ihre Einlenkung in die Materie verlieren mußte, selbst in dem unvollkommenen Nachbilde noch immer auf alle Anschauende machte!

Der große Erz-Kritikus, Julius Cäsar Skaliger, ist mir nirgends kleiner und in seiner windigen Aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese Anekdote lächerlich findet. „Entweder Phidias hat uns, oder die Herren, die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren, sagt der kunstrichterliche Julius Cäsar, ich dächte doch, Phidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um zu wissen, daß Jupiter Augenbrauen und Haarlocken habe. — Was ist einem Menschen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geist und Leben so ganz ermangelt? — Von dem kann man wohl im eigentlichsten Verstande mit Euripides sagen, er verstehe nichts von Götterſachen. — Freilich hatten zehntausend und zehntausendmal zehntausend Leute diese nämlichen Verse singen gehört, ohne in die Kraft derselben einzugehen oder — einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen diesen Myriaden war auch Keiner ein Phidias — und ein Phidias, der sich gerade in diesen eigensten Umständen, in diesem Drange der Seele, dieser Empfänglichkeit der Imagination befand, wie er in dem Augenblicke, da eine solche Wunderkraft aus Homers Genie in den seinigen überging.

25.

Uebrigens kann ich zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daß die große Wirkung, welche dieſes in der alten Welt ſo berühmte Bild auf Alle, die es — mit Menſchenaugen anſahen, machte, nicht ganz allein der Vollkommenheit des geiſtigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beigemeſſen werden könne. Wenn die Religion ſelbſt (wie Quintilian ſagt) durch die Majeſtät dieſes Werkes gewann: ſo iſt nicht weniger zu glauben, daß das religiöſe Gefühl, womit es von den Meiſten angeſehen wurde, hinwieder dem Werke Vortheil gebracht und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch jetzt ſtände, für uns Ungläubige nicht haben würde. Es kommt ſo viel darauf an, in was für einer Stimmung der Seele man ein Ding anſieht! — Auch die koloſſaliſche Größe dieſes Jupiter, und daß (wenn es erlaubt iſt, den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) ſein Saum den ganzen Tempel füllte — trug unfehlbar nicht wenig bei, den Anſchauenden dieſen ſchauervollen Eindruck der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber, was dieſen Eindruck nothwendig bis auf den höchſten Grad der Möglichkeit treiben mußte, war dieß: daß der olympiſche Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen Bilder der Götter, allein da ſtand; ſondern daß er, wie mitten im Olymp, hoch auf ſeinem Throne ſitzend und umgeben von den übrigen himmliſchen Gottheiten (deren Subordination unter ihn durch Stellung und verhältnißmäßige Größe ſichtbar wurde) dargeſtellt war.

Auch ſogar die trockene Beſchreibung, die uns Pauſanias (der Kälteſte unter Allen, die jemals ihren Mund aufgethan haben, von Kunſtwerken zu ſprechen) in ſeiner flachen

Reiſebeſchreibermanier davon hinterlaſſen hat, iſt hinlänglich, jedem Leſer, deſſen Einbildungskraft nicht eben ſo froſtig iſt, einige Ahnung von dem erſtaunlichen Effecte zu geben, den das Ganze dieſer gewaltigen Compoſition auf den erſten Blick machen mußte.

26.

Doch — ſo wenig ich auch vielleicht mit Allem, was ich bisher über die Ideale der alten Künſtler vorgebracht, geſagt haben mag — ſo viel ich ſelbſt noch darüber zu ſagen hätte, oder ein Andrer, der des Alterthums und ſeiner Ueberbleibſel kundiger iſt und tiefer ſieht als ich, darüber ſagen könnte, — es iſt Zeit aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in dieſen Dingen auf Hypotheſe und die beſondere Art, wie Jeder ſie ſieht, faßt und zuſammenſtellt, hinaus. Drei oder vier Statuen, von denen man gewiß wüßte, ſie ſeyen aus der Epoche des Perikles, — blos die Nemeſis des Agorakritos, die Soſandra des Kalamis und der Amor und die Venus des Praxiteles mit einem einzigen von den vielen Wunderwerken des Phidias würden uns ganz andre Aufſchlüſſe geben, als Alles, was man jetzt a priori oder aus den noch vorhandenen alten Kunſtwerken und aus dem, was uns die Autoren davon ſagen, ſchließen und vermuthen kann. — Meine Abſicht iſt erreicht, wenn ich einige meiner Leſer ſelbſt über die Sache zu denken veranlaßt habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich ſelbſt als problematiſch anſehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Intereſſe haben wir, als unſrer Unwiſſenheit und Irrthümer entbunden zu werden und Götter und Menſchen in ihren Werken zu ſehen, wie ſie ſind?

Miscellaneen.

Erſter Theil.

1.

Agrippa von Nettesheim
(Heinrich Cornelius).

Ein Mann von ungewöhnlichem Geiſt und Muth verdient unſre Aufmerkſamkeit, und, wenn er Beides zu Bekämpfung des Aberglaubens und der Vorurtheile — in einer Zeit, wo die Reiche des Lichts und der Finſterniß mit großer Macht um die Oberherrſchaft ſtritten — angewandt hat, ſo verdient er, im Andenken der Nachwelt zu leben, und ſeine Manen erwarten von ihr die Gerechtigkeit, die ihm ſeine Zeitgenoſſen verſagten oder zu erweiſen unfähig waren.

An Aufklärung ſeiner Zeit Antheil gehabt zu haben, wird vielleicht dermalen von Manchem als ein zweideutiges Verdienſt angeſehen. Man hat ſo lang und viel an Aufklärung der unſrigen gearbeitet, daß Männer von Einſicht endlich auf den Gedanken gekommen ſind: es ſey der Sache zu viel gethan worden, und es möchte wohl Noth ſeyn, es wieder ein wenig dunkel um uns her zu machen. Wir laſſen's für dießmal dahingeſtellt ſeyn, wie viel hieran wahr ſeyn mag oder nicht. — Aber, wenn ſich auch behaupten ließe, daß eine gewiſſe Quantität Licht für das innere Auge des Menſchen zu viel ſey, und daß es ſchattige Thäler und sacri horrori (heilige Schauer) in unſerm Mikrokosmus gebe, in

welche mit der Fackel der Unterſuchung einzudringen — geſetzwidrig ſey, ſo wird doch ſchwerlich Jemand behaupten wollen oder vielen Glauben finden, wenn er behaupten wollte, „es ſey überhaupt beſſer, im Finſtern zu wandeln als im Licht.“ Denn ſo weit ſind wir wenigſtens gekommen, daß wir gewahr worden ſind: man habe z. B. bei Tageslicht den Vortheil, vor ſich hin und um ſich her zu ſchauen und alſo entweder ſeinen Weg ohne Führer gehen oder wenigſtens ſehen zu können, wohin man geführt wird; ein Umſtand, der vielleicht den Führern nicht allezeit zu ihren politiſchen oder ökonomiſchen Geheimabſichten dienlich ſeyn mag, aber den Geführten wenigſtens (es ſey denn, daß der Weg an den Galgen ginge) nicht leicht nachtheilig ſeyn kann. Dieß vorausgeſetzt, möchte dann bisweilen, und bis Ariman ius, der Gott der Finſterniß, ſeine ſchwarze Reichsfahne wieder mitten unter uns aufgeſteckt haben wird, als eine hinlänglich begründete Maxime angenommen werden dürfen: daß Männer, die vor zweihundert und mehr Jahren zur Aufklärung der menſchlichen Köpfe etwas beigetragen haben — und alſo nunmehr todt ſind und Keinem von uns zur Unzeit mit ihrer Fackel unter die Naſe leuchten oder ihm etwa ſein eigen Laternchen aus der Hand ſchlagen können — mit allem Fug unter die Zahl der guten Geiſter, die ſich ums Menſchengeſchlecht verdient gemacht, gerechnet werden mögen. Und ſo widerfahre denn auch dem ehrlichen Cornelius Agrippa ſein Recht!

Dieſer Mann wurde in der Reichsſtadt Köln im Jahre 1486 geboren. Weil das alte und edle Geſchlecht derer von Nettesheim, woraus er abſtammte, ſich ſchon ſeit etlichen Generationen dem erzherzoglichen Hauſe Oeſterreich gewidmet hatte, ſo trat auch unſer Agrippa frühzeitig in Kaiſer

Maximilians I. Dienſte; anfangs als Secretär. Weil aber dieß ſein natürlicher Beruf wohl nicht war, ſo verwechſelte er bald die Feder mit dem Degen, den er eben ſo gut zu führen gelernt hatte, und diente dem Kaiſer einige Jahre bei der Armee in Italien. Hier that er ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten ſo hervor, daß er zur Belohnung ſeiner männlichen Thaten die Würde eines Ritters (Equitis Aurati) empfing. Da er aber mitten unter dem Geräuſche der Waffen nie aufgehört hatte, den Wiſſenſchaften, zu denen ihn ein überwiegender Hang hinzog, obzuliegen, ſo wollte er mit jenem militairiſchen Zeichen auch die akademiſchen verbinden und nahm die Würde eines Doctors der Rechte und der Arzneikunſt an. Agrippa hatte einen allumfaſſenden, freien, feurigen, unruhigen Geiſt, der keine Feſſeln duldete und ſich in keinen engen Bezirk eindämmen laſſen konnte. Er legte ſich (was damals die allgemeine Gewohnheit vorzüglicher Köpfe war) nicht auf *eine*, ſondern auf den ganzen Cyklus der Wiſſenſchaften, die hermetiſche und kabbaliſtiſche Philoſophie mit eingeſchloſſen, die durch den berühmten Reuchlin wieder in großes Anſehn geſetzt worden war; verſtand auch acht Sprachen, und darunter ſechs ſo gut, daß er darin fertig und zierlich redete und ſchrieb. Sein Wiſſenstrieb und unſteter Geiſt trieb ihn in den Jahren 1507 und 1508 in Frankreich und Spanien herum. Im Jahr 1509 hielt er ſich zu Dole in Burgund auf, wurde unter die Lehrer der Theologie bei der hohen Schule daſelbſt angenommen, las öffentlich mit großem Beifall und Zulauf über Reuchlins wunderbares Buch de Verbo Mirifico (ein Werk, worin R. dazuthun bemüht iſt, daß der Name Jeſus der wahre Schlüſſel zu allen Geheimniſſen der echten Kabbala oder heiligen Philoſophie der Hebräer ſey), kam aber darüber, wie natürlich, in

große Spannungen und Irrungen mit den Mönchen, die Alles, was von Reuchlin herkam, für höchst gefährliches, seelenverderbliches Gift und die hebräischen Buchstaben und Wörter für Zaubercharaktere und Beschwörungsformeln ansahen. Agrippa, vermuthlich, um sich Eingang und Unterstützung bei der berühmten Erzherzogin Margaretha von Oesterreich, Gouvernantin der Niederlande, zu verschaffen, schrieb seine Abhandlung: Von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts;[1] konnte aber damals nicht dazu kommen, sie gedruckt zu sehen, denn die Hand der Mönche wurde so schwer über ihm, daß er zuletzt wohlweislich die Partei der Sicherheit ergriff, an einem schönen Morgen davon ging und sich nach England flüchtete, wo er (außer einer geheimen Negociation, über deren Gegenstand er sich nirgends erklärt) im Jahr 1520 über die Briefe des h. Paulus arbeitete. Von da ging er, mit neuem theologischen Vorrath befrachtet, nach seiner Vaterstadt Köln zurück; hielt daselbst theologische Vorlesungen über die sogenannten Quaestiones Quodlibetales, konnte sich aber vermuthlich mit den Mönchen zu Köln nicht besser vertragen, als mit denen zu Dole; denn er wurde des quodlibetalischen Theologisirens bald so überdrüssig, daß er seine verrosteten Wehr und Waffen wieder hervorsuchte und sich abermals nach Italien unter die Truppen Maximilians I. begab. Seltsam genug, aber vermuthlich eine Wirkung der Reputation, worin er stand, über Religions- und Kirchensachen heller und freier zu denken als die Magistri nostri seiner Zeit, war es, daß er um diese Zeit von dem Cardinal de St. Croix den Ruf erhielt, der Kirchenversammlung zu Pisa als Theologus beizuwohnen.

[1] De nobilitate et praecellentia foeminei sexus, cjusdemque supra virilem eminentia, ist nachmals in verschiedenen Ausgaben erschienen.

Es iſt bekannt, daß dieſes Concilium auf Frankreichs Anſtiften, wider Pabſt Julius II. Willen, wiewohl in Kraft eines Verſprechens, das er bei ſeiner Erhebung auf den h. Stuhl zu Rom hatte von ſich geben müſſen, von den Cardinälen unter der vorgegebenen Abſicht, den Gebrechen und Mißbräuchen der allgemeinen Kirche abzuhelfen, ausgeſchrieben wurde. Weil es aber durch die Bemühung des Papſts nicht zu Stande kam, ſo entging auch unſerm militairiſchen Theologen dieſe Gelegenheit, neue Lorbeeren auf Unkoſten ſeiner Ruhe einzuſammeln. Indeſſen muß er gleichwohl Mittel gefunden haben, ſich am römiſchen Hofe in guten Geruch zu ſetzen; denn bald, nachdem Leo X. den päpſtlichen Thron beſtiegen hatte, wußte ſich Agrippa von dieſem Papſt ein Breve auszuwirken, worin ihm wegen ſeiner Devotion gegen den h. apoſtoliſchen Stuhl und wegen ſeines treufleißigen Eifers, die Unabhängigkeit desſelben zu befördern, viel Lobes ertheilt wird; — welches wohl ſchwerlich geſchehen wäre, wenn Leo oder der Cardinal Bembo, der das Breve unterſchrieben, gewußt hätten, daß Agrippa zu einem Verfechter der Rechte der Kirche gegen den römiſchen Hof auf dem Concilium zu Piſa beſtimmt geweſen war.

Vermuthlich machte das päpſtliche Breve unſerm gelehrten irrenden Ritter neuen Muth, auf theologiſche Abenteuer auszugehen, ſo übel ihm ſolche auch bisher bekommen waren. Er lehrte nun zu Turin öffentlich Theologie und las zu Pavia über den angeblichen Hermes Trismegiſtus. Aber ſeine Exiſtenz blieb unſtät, flüchtig und ungewiß. Endlich verſchafften ihm ſeine Freunde ums Jahr 1518 die Stelle eines Advocaten und Syndicus der Stadt Metz, wo er ſich bald durch ſeine Wohlberedenheit hervorthat und vielleicht ein ſtilles, geruhiges Leben hätte führen mögen, wenn ihm

ſein böſer Dämon nicht eingegeben hätte, die Partei ſeines Freundes, des berühmten Le Fevre d'Etaples (Faber Stapulensis),[1] gegen die drei Ehemänner der h. Anna zu nehmen.

Die Mönche, die ſich verbunden hielten, dieſes Triumvirat der h. Anna bei ſeiner längſt verjährten Exiſtenz in der Legende zu ſchützen und zu ſchirmen, nahmen ihm dieſe Ritterthat ſehr übel auf. Aber, was ſie ihm gar nicht verzeihen konnten, war die Gottloſigkeit, die er hatte, eine arme, der Hexerei ſehr unſchuldiger Weiſe angeklagte Bauerfrau gegen ihre Ankläger und den Dominicianermönch Niklas Savini gerichtlich zu vertheidigen. Zu ſeinem Unglück gewann er den Proceß, und dieß war freilich mehr, als die Mönche leiden konnten. Agrippa glaubte nicht an die drei Männer der h. Anna, glaubte nicht einmal an Hexen — konnte ein ſolcher Mann geduldet werden? Aus Furcht, daß es den Inquisitoribus haereticae pravitatis gar leicht einfallen könnte, ihn ſelbſt zum Gegenſtand des Feuerwerks zu machen, das ſie den Metzern hatten geben wollen, floh er im Jahr 1520 abermals nach Köln; von da im Jahr 1521 in die Schweiz. Hier machte er anfangs zu Genf, hernach zu Freiburg den Arzt, bis er endlich im Jahr 1524 zu Lyon in der nämlichen Qualität bei der Herzogin von Angoulesme, Mutter Königs Franz I., in Dienſte trat. Aber auch hier ging's ihm nicht beſſer. Die Herzogin, mißvergnügt darüber, daß er ihrem Glauben an die Aſtrologie und ihrem Vorwitz, mittelſt derſelben künftige Dinge voraus zu wiſſen, nicht hatte Futter ſtreuen wollen, ließ ihn zu Lyon ſitzen; ſeine Penſion wurde zurückgehalten, und nachdem er Jahr und

[1] S. über dieſen einen nachfolgenden Aufſatz.

Tage Freund und Mag (Verwandte) angeſtellt hatte, ſie bezahlt zu erhalten, erfuhr er endlich, daß er aus der Penſionsliſte ausgeſtrichen ſey. Sein Hauptverbrechen war, daß ihn die Herzogin für einen Bourboniſten hielt, weil er dem ihr tödtlich verhaßten Connetable von Bourbon ein ſehr günſtiges Prognoſtikon geſtellt hatte. Dieſe Begebenheit reizte die Galle unſers Abenteurers. Er murrte, ſchimpfte, drohte und declarirte öffentlich, daß er die H.*. nicht mehr für ſeine Fürſtin, ſondern für eine grauſame und treuloſe Jeſabel erkenne. Bayle bemerkte ſehr wohl, daß es der Prinzeſſin übel ergangen ſeyn würde, wenn Agrippa der große Zauberer und Teufelsbanner geweſen wäre, wofür er in der Folge ausgeſchrieen wurde. All dieß diente nicht, ſeine Sache beſſer zu machen; vielmehr verwickelte er ſich dadurch in Schwierigkeiten, die ihm das Leben ſehr verbitterten.

Im Jahr 1529 ſchien ihm endlich das Schickſal günſtiger werden zu wollen. Er erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf von König Heinrich VIII. in England, von dem kaiſerlichen Canzler Gatinara, von einem italieniſchen Marcheſe und von der Gouvernantin der Niederlande, Margaretha von Oeſterreich. Er begab ſich in den Schutz der letzten mit dem Charakter eines kaiſerlichen Hiſtoriographen und einer Penſion, die — ihm nie bezahlt wurde. Seine Feinde fanden Mittel, ihm bei dieſer Erzherzogin und nach ihrem Tode am kaiſerlichen Hofe eben ſo ſchlimme Dienſte zu thun als bisher; und was ihm ſeine Feinde nicht Leides thaten, that er ſich ſelbſt. Denn ſein Werk de Vanitate scientiarum (von dem eiteln Weſen der Wiſſenſchaften), das er im Jahr 1530 heraus gab, und worin er der falſchen Gelehrſamkeit ſeiner Zeit mit unerträglicher Freimüthigkeit die Maske abzog, erbitterte von Neuem alle Arten von Gelehrten-Zünften und

Innungen, am meiſten aber die Mönche und Magistros nostros. Nun redete und ſchrieb, ja, man predigte ſogar von den Canzeln gegen ihn; und übel möcht' es ihm bekommen ſeyn, wenn nicht der Cardinal Legat Campegius und der Cardinal de la Marc, Biſchof von Lüttich, ſich ſeiner noch angenommen hätten. Agrippa's Umſtände waren um dieſe Zeit kläglich genug — denn zu Allem, was er von den Hofleuten und Mönchen ausſtand, kamen noch die Verfolgungen ſeiner Gläubiger. Allem dem Elend zu entgehen, verbarg er ſich einige Zeit unter den Flügeln des Kurfürſten von Köln, Herrmann von Wied, der die Zueignung ſeines berüchtigten Werks de Philosophia Occulta (über die geheime Philoſophie) ſehr gütig aufgenommen hatte. Aber Agrippa war dazu nicht gemacht, lange ruhig zu bleiben. Eine neue Ausgabe des beſagten Werks, mit zwei Büchern vermehrt, die er bei der erſten Ausgabe aus billiger Furcht zurückgehalten, machte, daß neue Ungewitter über ihn ausbrachen. Die Mönche bewegten Himmel und Hölle, den Druck zu verhindern. Agrippa hingegen ſchrieb eine Apologie an den Magiſtrat zu Köln, worin er auf die Unwiſſenheit und Bosheit ſeiner weiß- und ſchwarzen Gegner mit weniger Schonung als jemals losging, hingegen ſeine eignen Bemühungen in der geheimern und tiefern Philoſophie mit den Beiſpielen einer Menge großer und berühmter Männer unter Alten und Neuern rechtfertigte. Mit unendlicher Mühe erhielt er endlich die Genugthuung, daß ſein Werk die erzbiſchöfliche Cenſur paſſirte und ſo im Jahr 1533 mit kaiſerl. Privilegium zu Köln ans Licht kam. Die Mönche hatten ihm über dieſe Sache ſo viel böſes Blut gemacht, daß er, um ihnen auch wieder weh zu thun, wo ſie am empfindlichſten waren, eine neue, mit den bitterſten Spöttereien vermehrte Ausgabe ſeiner

Apologie für die Monogamie der h. Anna besorgte. Nun erreichte er zwar dadurch seinen Zweck; aber der Unterschied war, daß die Mönche bei Allem, was er ihnen zu Leide that, immer röther und fetter wurden und sich Essen, Trinken und Schlaf so gut schmecken ließen, als ob kein Agrippa in der Welt wäre, er hingegen bei dem, was sie ihm thaten, um Schlaf- und Eßlust kam, und daß er, wenn ihm diese auch noch ankam, nichts zu essen hatte, ein unstätes, kummervolles, herumirrendes Leben führen mußte und nirgends sicher war. Im Jahr 1535 (nachdem er sich bis dahin zu Bonn aufgehalten) wollte er sein Glück wieder in Lyon versuchen. Er wurde aber wegen ungebührlicher Dinge, die er über die Mutter des Königs Franz I. geschrieben, unter Wegs eingekerkert; und da er die Freiheit mit Mühe wieder erhalten, begab er sich nach Grenoble, wo er im nämlichen Jahre seinen Gönnern die erste Freude dadurch machte, daß er — starb.

Agrippa scheint, wie Erasmus, anfangs den Unternehmungen des theologischen Hercules dieser Zeiten mehr günstig als abgeneigt gewesen zu seyn. Aber in seinem Buche de vanitate scientiarum schonet er Luthers eben so wenig als der römischen Klerisei; und es ist unläugbar, daß er sich von der Gemeinschaft der R. katholischen Kirche nie getrennt.

Die Meinung, daß Agrippa ein Zauberer gewesen und mit den bösen Geistern im Bündniß gestanden, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es vielleicht jetzt noch Leute (ohne Kapuz) gibt, denen die Sache wenigstens problematisch ist. Außer seiner Neigung, unschuldige Hexen in seinen Schutz zu nehmen (die freilich verdächtig ist), und seinem Buche de Occulata Philosophia, worin gleichwohl, sowie in seinen vertraulichen Briefen an seine Freunde, mehr Religion und

Glauben ans Chriſtenthum herrſcht, als man von einem Bundesgenoſſen der Hölle präſumiren ſollte — ſcheint ein ſchwarzer Hund, der ſein Begleiter in allen ſeinen Abenteuern und vielleicht der treueſte Freund war, den der ehrliche Mann jemals gehabt, den ſtärkſten Beweis ſeines Verſtändniſſes mit dem Teufel auszumachen. Johann Wier, Agrippa's getreuer Sancho, verſichert zwar, daß dieſer ſchwarze Hund — ein Hund geweſen, wie andere, Monsieur geheißen und von ſeinem Herrn ſelbſt mit einer ähnlichen Hündin, Mademoiselle genannt, vermählt worden ſey; aber der große Paulus Jovius will gewiſſe Nachricht haben, daß dieſer Hund ein Teufel geweſen ſey. Auch der theure Pater Martin del Rio weiß einige hübſche Hiſtörchen in dieſem Guſto von unſerm Helden zu erzählen, z. E. daß er auf ſeinen Reiſen in den Wirthshäuſern zwar immer mit ſchönem blankem Gelde ausgezahlt habe, nach ein Paar Tagen aber habe ſich ſolches allemal in Muſchelſchalen oder Bucheckern verwandelt. — Es iſt kläglich zu leſen, was für armſeliges Zeug eine Menge ſogenannter Gelehrten über dieſe angebliche Magie des Agrippa geſchwatzt haben. Die Financiers Königs Franz I. und Kaiſer Karls V. wußten am beſten (ſagte Bayle), wie Unrecht man dem guten Manne that. Wenigſtens müßte der Teufel, dem er ſich ergeben, der ärmſte unter allen Teufeln geweſen ſeyn.

Agrippa war unſtreitig ein herrliches Genie; aber man konnte nicht weniger Gewalt über ſeine Gemüthsbewegungen haben als er. In der erſten Hitze ſeiner Empfindlichkeit ſagte und ſchrieb er Alles, was ihm Zorn und Rachgier eingab, ſchonte keiner Seele und vergaß gänzlich, daß er eben die Perſonen, die er dadurch beleidigte, alle Augenblicke wieder nöthig hatte. Niemals hat ein Gelehrter mehr

Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen, und ſich ſeine Erfahrungen ſchlechter zu Nutze gemacht, als Agrippa.

Indeſſen kann man doch ſagen, daß er ſich die ſchwerſten Drangſale und Leiden ſeines Lebens durch ſeinen Eifer für die Ehre der h. Anna zugezogen. Hätte er doch, anſtatt zu beweiſen, daß ſie nur einen Mann und eine Tochter gehabt, (welches ihr freilich rühmlicher war), es bei ihren hergebrachten drei Männern und drei Töchtern bewenden laſſen können! — Alles Unglück ſeines Lebens vom Jahr 1520 an bis an ſeinen Tod war gewiſſermaßen die Folge dieſer einzigen unglücklichen Don Quixoterie; — Und nun denke man einen Augenblick, wovon das Schickſal eines Mannes in dieſer Zeitlichkeit abhängt!

Agrippa, der die Vorzüge des weiblichen Geſchlechts vor dem männlichen in einem eignen Tractat mit großer Beredſamkeit behauptet hat, lebte in dieſem Punkte ſeiner Theorie ſo gemäß, daß er ſich, ſeinem Schickſal zum Trotz, dreimal verheirathete. Seine erſte Frau, von der er in einem ſeiner Briefe alles Gute ſagt, was man von dem beſten Weibe ſagen kann, verlor er ſchon im Jahre 1521. Die zweite, die ihn in einem andern Briefe zweifelhaft macht, ob ſie nicht noch gar beſſer ſey als die erſte, legte er ſich im Jahr 1522 zu Genf bei. Ihre Fruchtbarkeit war, in Betrachtung ſeiner immer armſeligen und ungewiſſen Umſtände, eine gute Eigenſchaft zu viel. Sie ſtarb im Jahr 1529 zu Antwerpen, nachdem ſie ihm fünf Söhne und eine Tochter geboren hatte. Seine dritte Frau war aus Mecheln und reichte nicht an die vorigen, denn er ließ ſich im Jahr 1535 zu Bonn wieder von ihr ſcheiden.

Wegen vieler anderer beſonderer Umſtände, ſein Leben, ſeinen Charakter und ſeine Schriften betreffend, müſſen wir

unſre Leſer an Bayle (der ihm einen großen Artikel gewidmet) und an den Niceron oder, wenn ſie lieber aus den Quellen ſchöpfen, an die Briefe des Agrippa ſelbſt verweiſen. Bei Niderom (Tom. XI. ſeiner Nachrichten ꝛc.) kann man auch ein ausführliches Verzeichniß ſeiner Schriften finden. Die vornehmſten derſelben ſind mehrmals einzeln, und alle zu Lyon apud Beringos fratres in 8. zuſammen gedruckt worden.

Unter Agrippa's neueren Biographen zeichnet ſich Meiners aus, ſ. deſſen Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus der Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Eine Stelle in Gädicke's Freimaurerlexikon dürfte ihm eine von ihm zu Paris geſtiftete Geſellſchaft zu Uebung freier Künſte verſchafft haben. Zu vergleichen iſt auch der Art. Agrippa in der allgemeinen Encyklopädie, welcher Sprengl und Tennemann zu Verfaſſern hat.

2.

Ueber einige ältere deutsche Singspiele,

die den Namen Alceste führen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen das zweite Viertel des achtzehnten.

Aufgesetzt im Jahre 1773.

Man hat der neuesten deutschen Alceste die Ehre angethan, sie für das erste deutsche Singspiel dieses Namens zu halten. Wäre die Meinung blos gewesen, sie in dem Sinne die erste zu nennen, in welchem ehemals Brutus und Cassius die letzten Römer hießen, so möchte der Dichter das Compliment allenfalls haben annehmen können, ohne sich einer übermäßigen Einbildung von der Vorzüglichkeit seiner Alceste über ihre längst vergessenen Vorgängerinnen schuldig zu machen. Aber, da sich jene Meinung blos auf Unwissenheit der ehemaligen Existenz dreier Singspiele dieses Namens gründet, die zwischen den Jahren 1680 und 1720 auf deutschen Schauplätzen gegeben worden sind, so glaubte der Verfasser etliche müßige Stunden nicht übel anzuwenden, wenn er sie dazu widmete, über diese in Vergessenheit versunknen älteren

Versuche der lyrisch-dramatischen Muse in Germanien einige Nachforschungen anzustellen und die Resultate derselben den Freunden unsrer Literatur, denen auch die Kindheit und die allmähligen Fortschritte derselben nicht gleichgültig seyn können, in gegenwärtigem Aufsatze mitzutheilen.

Glücklicher Weise kam ihm zum Behuf dieser kleinen Arbeit der Umstand zu Statten, daß ein Exemplar von den besagten Singspielen sich in der berühmten Gottschedischen Sammlung deutscher Schauspiele befand, welche J. D. die damalige Vormünderin und Landesregentin von Weimar, Mutter des jetzt regierenden Herzogs, die verwittwete Herzogin Anna Amalia, geborne Herzogin von Braunschweig, von den Erben jenes durch gute und böse Gerüchte berühmten Gelehrten an sich gebracht hatte. Es wird nämlich Vielen noch bekannt seyn, daß Gottsched zwanzig bis dreißig Jahre lang alle Arten von Schauspielen, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland zum Vorschein gekommen, geistliche und weltliche, tragische und komische, Helden-, Schäfer- und Possenspiele, Opern, die auf fürstlichen Hoftheatern aufgeführt, und Tragikomödien von Simson und Delila, Daniel und der keuschen Susanna, Judith und Holofernes und so weiter, welche zur Uebung der lieben Jugend von irgend einem Collegen einer lateinischen Stadtschule in kurzweilig-erbaulichen Reimweisen abgefaßt worden, aus allen Bücherſammlungen, Plunderkammern, Maculaturgewölben und Pfefferbuden des heiligen römischen Reichs deutscher Nation mit unermüdetem Eifer aufgestöbert und mit Beistand seiner unzähligen Freunde und Schüler zusammengebracht hatte; eine Sammlung, welche (damals wenigstens) an Vollständigkeit einzig in ihrer Art war und einem kritischen Geschichtschreiber unsrer Sprache und Literatur zu

Bezeichnung der Stufen, auf welchen beide bis zu ihrem gegenwärtigen Zuſtand emporgeſtiegen, unentbehrlich zu ſeyn ſchien.

Dieſe vorberührter Maßen nach Weimar gekommene Sammlung wartete ſchon ſeit mehrern Jahren auf den Gebrauch, welchen (wie man ſagte) ein damaliger hieſiger Gelehrter von den Schätzen, die ſie enthielt, zu einem Beitrag für die kritiſche Geſchichte des deutſchen Theaters zu machen geſonnen war: als (bei Gelegenheit der Frage, ob die damals in Weimar erſchienene Alceſte wirklich die erſte in Deutſchland ſey) die drei ältern Alceſten wieder ans Licht gezogen wurden und den folgenden Aufſatz veranlaßten, der bereits im Jahre 1773 im deutſchen Mercur erſchien und den Platz, den er hier in etwas veränderter Geſtalt einnimmt, um ſo mehr verdienen dürfte, da die ganze Gottſchediſche Schauſpielſammlung, ſammt den beſagten drei Alceſten, bei dem unglücklichen Schloßbrande im Jahre 1774 ein Raub der Flammen wurde.

Das erſte der deutſchen Singſpiele, wozu die durch ihre heldenmüthige Aufopferung und wunderbare Wiederbelebung berühmte Gemahlin des alten theſſaliſchen Fürſten Admet den Stoff gegeben hat, führt die Aufſchrift: Alceſte, in einer Opera, mit kurfürſtlich ſächſiſcher Verwilligung auf dem neu erbauten Schauplatze zu Leipzig in der Oſtermeſſe des 1693. Jahres vorzuſtellen. — Es iſt in der kurfürſtlichen Hofbuchdruckerei bei Immanuel Bergen gedruckt und beträgt ſiebzig Quartſeiten. In einem kleinen Vorberichte ſagt dem hochgeneigten Leſer ſein ergebenſter Diener, der Ueberſetzer: „Weil gegenwärtiges Drama, welches ehemals aus der Feder des

berühmten Aurelio Aureli[1] geflossen, auf denen adriatischen Scenen ein ungemeines Lob erhalten; so sey solches auch zum erstenmal auf dem neu erbauten Leipziger Schauplatz aufzuführen beliebt worden."

Das Singspiel, oder die sogenannte Opera, war zu der Zeit, da Aurelio Aureli für einen großen Operndichter galt, von der Würde, wozu es durch Apostolo Zeno und Pietro Metastasio erhoben worden ist, noch unendlich weit entfernt. Es war eine Art von Raritätenkasten, worin Alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde zu sehen ist, in schönster Unordnung vor den Augen der Zuschauer vorbei zog; wo alles Natürliche durch Wunderwerke geschah; wo die Sinne immer auf Unkosten des Menschenverstandes belustiget, und das Wahrscheinliche, Anständige und Schickliche eben so sorgfältig vermieden wurde, als ob es mit dem Wesen der Opera nicht bestehen könnte. Je unnatürlicher, je besser, war das erste Gesetz eines Schauspiels, welches durch den großen Aufwand, den es erforderte, eine Belustigung der Fürsten wurde und kaum würdig war, Kinder zu belustigen.

[1] Dieser Aurel. Aurelio oder Aureli, ein geborner Venetianer, lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Hofe zu Parma und machte sich zu seiner Zeit einen Namen durch eine große Anzahl musikalischer Schauspiele, welche von 1652 an nach und nach auf der Bühne und im Druck erschienen und, nach dieser Alceste zu urtheilen, in dem schlimmen Geschmack geschrieben waren, womit Marino und Loredano damals alle Dichter und Prosaisten ihrer Nation ansteckten, und der von ihnen auch zu unserm Lohenstein, Hofmannswaldau, Postel u. A. überging und sich durch ihre Nachahmer über ganz Deutschland ausbreitete. Der Operndichter Aureli muß nicht mit einem andern Aurelio Aureli aus Mantua verwechselt werden, der einer der vorzüglichsten lateinischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts war, und dessen Gedichte den Deliciis Poetarum Italorum einverleibt sind.

Aurelio Aureli scheint bei Entwerfung seines Plans nichts Angelegners gehabt zu haben, als in seinen Zuschauern auch nicht den Schatten eines Zweifels zu erwecken, als ob er die Alceste des Euripides kenne. Das ganze Stück hat von Anfang bis zu Ende, die Namen ausgenommen, nicht den mindesten Geschmack von dem Lande und der Zeit, woraus die Begebenheit genommen ist. Admet, Alceste und alle übrige Personen dieser Oper sind Leute aus einer andern Welt, die den Leuten unsrer Welt ungefähr so ähnlich sehen, wie die Amadis und Esplandians, die Magellonen und Orianen der alten Ritterbücher den Helden und Heldinnen der Geschichte. Sie empfinden, reden und handeln nach ganz andern Naturgesetzen, als wir arme Erdenbewohner. Die Dichter dieser wundervollen Schauspiele verdienten den Namen der Schöpfer in einem viel höhern Sinne, als Homer oder Sophokles. Diese bilden ihre Personen nach den Menschen, welche Gott geschaffen hat: jene bringen Wesen von ihrer eigenen Erfindung hervor; Geschöpfe, die uns zwar zu wenig ähnlich sind, um uns interessiren zu können, aber eben dadurch desto geschickter sind, uns in Erstaunen zu setzen, welches die einzige Absicht der ältern Opernmacher gewesen zu seyn scheint.

Das Einfache im Plan würde in den Augen dieser seltsamen Schöpfer ein eben so großer Fehler gewesen seyn, als das Natürliche in der Ausführung. Aurelio würde mit so wenig Personen, als Admet, Alceste, Parthenia und Hercules, seine adriatische Zuhörerschaft übel unterhalten haben. Er hat also sehr sinnreich noch einen Thrasymedes, Bruder des Admet, und eine Antigone, Prinzessin von Troja, nebst Meraspe, ihrem Großvater, beide im Hirtenhabit, eingeflochten, deren Helden- und Liebesgeschichte das Interesse des Stücks vermehren helfen muß. Ueberdieß spielen die Hof-

dame Eurilla, die Cavaliers Trineus und Orindus, Lillo, der Page der Königin, und Lesbus, des Königs Liebling, theils die Vertrauten, theils die luſtigen Perſonen mit einer angenehmen Abwechſelung, welche den Zuſchauer, wenn es auch möglich wäre, gerührt zu werden, keinen Augenblick in einem ſo beſchwerlichen Gemüthszuſtande ſchmachten läßt.

Von der Poeſie des Styls und von der Sprache des Originals können wir nicht beſtimmt urtheilen, da wir es nur aus der vor uns liegenden Ueberſetzung kennen. Aber, was der deutſche Ueberſetzer für ein Mann war, werden unſere Leſer am beſten aus den Proben abnehmen, die ihnen der folgende Auszug vorlegt.

Im erſten Auftritte ſehen wir, im königlichen Gemach, den Admet bettlägerig. Lesbus, ſein Liebling, ſchläft und träumt neben ihm. Der König ſucht ſich eine Erleichterung ſeiner Schmerzen durch eine Arie zu verſchaffen. Lesbus im Schlaf ſingt mit; und daraus entſteht eine Art von poſſirlichem Duett: denn Lesbus, dem von Wiedergeneſung des Königs träumt, ſingt große Freude, und der König, der in Schmerzen liegt, beklagt ſich über große Plagen. Endlich wacht Lesbus auf und fragt den König:

Ach! ſagt, ob Euer Krankheitsjoch
Sich unterdeß verzogen?
Mich dünkt jetztund,
Ihr würdet durch ein blutig Eiſen
Im Augenblick geſund,
Darüber wollt' ich mich ſo froh erweiſen.

Admet antwortet in einer Ariette:

Wenn der Parzen Schere nicht
Herz und Schmerz zugleich zerbricht,
Kann mich wohl kein ander Eiſen
Zur beſtänd'gen Ruhe weiſen.

Im zweiten Auftritte meldet der Kammerjunker Olindus den Hercules beim Admet an:

Herr, der großmüth'ge Hercules,
Der ſich der Tugend ſtets befliſſen,
Verlangt vor ſeiner Reiſe,
Nach der bekannten Art und Weiſe,
Die königliche Hand zu küſſen.

Admet verſpricht, ſeinen Schmerz zu bezwingen, und Hercules wird vorgelaſſen. Dieſer Hercules iſt Held und Freund ſo ſehr, als er es in der älteſten und jüngſten Alceſte iſt; aber die Art, wie er Beides zu Tage legt, muß man von ihm ſelbſt hören.

Hercules.

Der güt'ge Himmel gebe doch,
Daß meinem Freund in dieſem Krankheitsjoch
Von den geſtirnten Höhen
Auch wieder mög' ein Freudenlicht aufgehen.

Admet erwiedert dieſen wohlgemeinten Wunſch in gleichem Tone:

Alcides reiſe wohl!
Wenn Fama ſeine Thaten
In die Trompete ſtößt
Und durch die Lüfte bläst,
So wird auch meiner Noth gerathen.
Jedoch, wenn geht die Reiſe fort?

Hercules.

Mit einem Wort, unfehlbar auf den Morgen.

Admet.

Will denn Alcides ſorgen,
Daß ſich ſein Fuß zu uns bemüht,
Eh' er von dannen zieht?

Hercules.

Weil noch die Sonn' am Himmel ſteht,
Will ich nach meinen Pflichten
Dem Könige berichten,
Wohin die Reiſe geht,
Und ſeiner Majeſtät daneben
Das letzt' Adio geben;
Denn die Begier nach Ruhm und Ehr'
Erregt mein Herz viel mehr
Als der Jolen Blicke,
Und was noch ſonſt von Cypripor zurücke.

Arie.

Nichts klingt ſchöner auf der Welt
Als der Famen Ruhmtrompete,
Wenn ſie bei der Grabesſtätte
Noch die Heldenthaten meldt;
Nichts klingt ſchöner auf der Welt.

Mit dieſer Arie geht Hercules ab, um Alceſten Platz zu machen, und es erfolgt ein Dialog zwiſchen den beiden Eheleuten, worin Alceſte, als eine wohlerzogene Prinzeſſin, mit ihrem Gemahl immer in der dritten Perſon ſpricht. Von der Art, wie ſie ihm ihre Zärtlichkeit zu erkennen gibt, mag folgende Art zur Probe dienen:

Werther Bräut'gam, Seine Schmerzen
Gehn mir eben auch zu Herzen,
Seine Pein iſt meine Noth,
Sein Betrübniß meine Plage,
Die ich in dem Buſen trage,
Bis ſie tilgt ein ſanfter Tod.

Admet wendet ſich in ſeiner Angſt an eine Bildſäule des Apollo, die in ſeinem Schlafzimmer ſteht, und die Statue antwortet:

Admetus ſtirbet und verdirbt
Wie die verwelkten Amaranthen,
Wenn nicht Jemand von nächſten Anverwandten
Sein Leben durch den Tod erwirbt.

Lesbus, des Königs Liebling, hat die Ehre ein Anverwandter zu ſeyn; aber, da er hört, wie gefährlich dieſe Ehre iſt, macht er ſich ſogleich auf die Füße. So weit geht bei ihm die Freundſchaft nicht.

Lesbus (ſingt er) will wohl gerne dienen,
Aber ſterben mag er nicht.
Welcher ſich dazu verpflicht't,
Wird gewiß nicht lange grünen. D. C.

Alceſte.

Du darfſt gar nicht erſchrecken.

Lesbus.

Ja, ja, wenn's ſo gefährlich ſteht
Und bis ans Leben geht,
Muß man ſich nach der Decke ſtrecken:
Ich bleibe nicht!

Alceſte.

Hör' auf, du Böſewicht!
Der König ſchließt die Augenlieder.

Lesbus.

Adieu, zu tauſend guter Nacht!
Nehmt meinen Herrn fein wohl in Acht:
Ich komme nun ſo bald nicht wieder.

Alceſte, die nun allein iſt, entdeckt, während der König ſchlummert, ihren Entſchluß in einem an ſeine Augen gerichteten Liede von drei Strophen:

Ruhet wohl! ihr ſchönſten Sterne!
Liebſte Lichter, gute Nacht!

Wenn ihr ungefähr erwacht
Und erblickt etwan von ferne,
Was die Liebe hat verricht't,
So entsetzet euch nur nicht.
Euch zu helfen, euch zu retten,
Euch zu lindern euren Schmerz,
Wählet sich mein treues Herz
Die pechschwarzen Todesfetten u. s. w.

Sie geht hierauf ab, und damit die Bühne nicht leer stehe, bleibt der Page Lillo zurück und unterhält die Zuschauer mit folgenden sinnreichen Betrachtungen:

Die Königin klagt nicht vergebens.
Weil doch der Zucker ihres Lebens
So jämmerlich verdirbt
Und in der ersten Blüthe stirbt.
Admetus lieget krank,
Drum muß auch sie der Liebe Nektartrank
Sammt tausend süßen Küssen
Noch immerfort vermissen.

Aria.

Himmel, was für Bitterkeit
Heget doch die süße Liebe!
Heute helle, morgen trübe
Ist ihr bestes Ehrenkleid. D. C.

Der Schauplatz verändert sich nunmehr, und nach einigen Auftritten, welche die Liebesnöthen des Thrasymedes und der Antigone, der Eurilla und des Trineus zum Gegenstand haben, erscheint in der dreizehnten Scene Admet wieder frisch und gesund und empfängt die Glückwünsche seines Hofes und des Hercules, wird aber bald durch den unversehenen Anblick der Königin, die sich selbst neben einem

Springbrunnen im Garten erſtochen hat, wieder in große Traurigkeit verſetzt. Eine Schrift, welche ſie zurück gelaſſen, entdeckt:

Daß ſie ſich ſelbſt dem Tod' ergeben,
Daß ihr Admetus möge leben.

Hierüber bricht der Unglückliche in folgende Klage aus:

O Unglück! ach ja, ja,
Schießt auf mich los,
Ihr ſchändlichen Kometen!
Ob ihr mich gleich noch nicht gedenkt zu tödten.
Mein Unſtern iſt zu groß.
Ich ſoll noch länger leben
Und meiner Bruſt ſtets neue Marter geben,
Weil ich nicht folgen kann
Der Sonne meiner Seele,
Die eure finſtre Todeshöhle
Aus treuer Liebe lieb gewann.
Jedoch, ihr meine Treuen,
Räumt dieſes Jammerbild hinweg
Und endet meinen Lebensweg.
Doch nein, es möchte mich gereuen;
Ich will, mein liebſtes Herz,
Ich will noch länger leben
Und auch dem Tode widerſtreben.

Hercules bittet ihn, ſein benetztes Augenpaar zu wiſchen; aber Admet läßt ihm unverhohlen, daß er mehr als eine bloſe Condolenz von ihm erwarte. Habe er den Himmel tragen und ſeinen treuen Geſellen (Theſeus) aus des Orcus Schwellen erlöſen können; ſo ſey es ſeiner Fauſt auch nur ein Kleines, Alceſten wieder zu holen. Ich thu', was mir der König hat befohlen, antwortet Hercules; und ſo zieht

er zum Höllenſchlund: der König geht wohl getröſtet ab; und die Hofjunker, Lillo und Orindus, narriren inzwiſchen über die That der Königin und das Unternehmen des Hercules; ſie finden jene ſehr ſeltſam und ſetzen wenig Vertrauen in dieſes. Lillo ſchließt mit einer Arie, in welcher der Dichter einen ſatiriſchen Seitenblick auf die ehrlichen Bürgersfrauen in Leipzig wirft:

Wie viel Männer in der Stadt
Stellten ſich wohl krank und matt,
Hätten ſie nur einen Bürgen,
Daß ſich ihr verdrießlich Weib
Auch einmal zum Zeitvertreib
Mit Alceſten möchte würgen.

Den Reſt dieſes erſten Acts füllen Thraſymedes und Trineus mit ihren reſpectiven Herzensangelegenheiten aus, und der Act ſchließt mit einem Ballet von des Thraſymedes Cavalieren.

Die erſte Scene des zweiten Aufzugs zeigt uns Alceſten in der Unterwelt; aber nicht etwa im Elyſium, ſondern in der Hölle (wohin ſie vermuthlich der Dichter als eine Selbſtmörderin ſchicken zu müſſen glaubte), mit Ketten an einen Steinfelſen gefeſſelt und von zwei Furien geplagt. Alceſtens Standhaftigkeit hält gegen eine ſolche Belohnung ihrer Tugend nicht aus, und ſie bereut ihre That in folgender Ariette:

Verdammter Stoß,
Der mir das Herz durchſtochen
Und meinen Lebensdraht zerbrochen!
Wer macht mich wieder los?
Verdammter Stoß!

Indem ſie ſich der Verzweiflung über die Unmöglichkeit ihrer Befreiung überläßt, erſcheint Hercules, mit dem dreiköpfigen

Cerberus kämpfend. Alceste ruft ihn um Hülfe an. „Euch zu vergnügen, antwortet er, hab' ich das ungeheure Loch mit kühnem Muth erstiegen.“ Nun mischt sich auch Klotho in die Sache und erklärt sich, daß sie aus Hochachtung für einen so großmüthigen Bestreiter Alles, was er noch weiter begehren werde, zu thun bereit sey. Der bescheidene Hercules begnügt sich zu verlangen, daß sie Alcestens abgeschnittenen Lebensfaden wieder zusammen knüpfe. Klotho verspricht es ihm und geht ab. Hercules verjagt indessen die Furien, welche durch die Luft abgehen und dadurch dem Helden und der befreiten Königin Gelegenheit zu diesem schönen Duett geben:

Von dem Tode zu dem Leben,
Von der Finsterniß zum Licht
Will { mich / dich } Hercules erheben.
Und { mir meine / dir deine } Freiheit geben,
Drum fürcht' sich Alceste nicht.

Indem sie davon gehen wollen, erscheint Pluto und erbost sich sehr darüber, daß „die Geister seines Schwefelpfuhls“ sich die Seelen mit Gewalt rauben lassen. Er ruft die Furien zurück und befiehlt ihnen, sich der Alceste wieder zu bemächtigen. Aber Mercurius kündigt ihm an, der Gott, der in der Luft mit Blitz und Donner spielet, verlange Alcestens Befreiung. Pluto gibt sich sogleich ohne Widerrede zur Ruhe:

Hat's dieser so versehn,
Will ich auch seinen Willen

Den Augenblick erfüllen
Und wieder in den Schatten ziehn! —
Ich aber in den Himmel fliehn,

antwortet Mercur; und damit ſchnappt die Scene zu. Erſt in der dreizehnten finden wir Alceſten und ihren Erretter wieder in einem Dorfe unweit Lariſſa; aber Alceſten in einem Panzerhemde, um ſich unkenntlich zu machen, weil ſie ſich auf einmal von einer heftigen Eiferſucht befallen fühlt und Admets Treue auf die Probe ſetzen will.

Die Prüfung ſchlägt übel aus. Denn wirklich hat Admet ſich inzwiſchen mit der Schäferin Antigone in ein Liebesbündniß eingelaſſen, wobei an Alceſten gar nicht mehr gedacht wird. Es findet ſich auch, daß Antigone eben dieſelbe trojaniſche Prinzeſſin iſt, um welche er ehemals durch einen jüngern Bruder Thraſymedes hatte werben laſſen. Zum Unglück hatte ſich der Prinz ſelbſt in Antigonen verliebt und dem Könige, ſeinem Bruder, anſtatt des Portraits der Prinzeſſin ein anderes gebracht, welches ihm ſo wenig gefiel, daß er von ſeinem Vorhaben abſtand und Alceſten heirathete. Alles dieſes entdeckt ſich nun nach und nach und gibt, wie man ſich vorſtellen kann, zu gewaltigen Mißverſtändniſſen, zu vielen großen und kleinen Arien und den ſchnakiſchen Hofſchranzen Lesbus und Lillo zu ziemlich froſtigen Späßen und Epigrammen über die armen Leipziger Jungfern Anlaß.

Aber die Entwicklung übertrifft Alles, was man von Genien wie Aurelio und ſein Ueberſetzer erwarten konnte. Admet und Antigone ſehen ſich nun „trotz Thraſymedens Trügereien“ am Ziel ihrer Wünſche und haben eben ein ſehr zärtliches Duett angeſtimmt, als Alceſte dazu kommt.

Was (ruft ſie) muß mein Auge hier erblicken?
Soll's dieſer Hirtin ſo gelücken?

Ja, ja; doch nein,
Sie muß was mehr als eine Närrin ſeyn!

Admet und Antigone fahren fort, einander Süßigkeiten zu ſagen:

Antigone.

Mein König, mein Gemahl!

Admet.

Du Schauplatz meiner Freuden!

Beide.

Nun weichet alle Qual.

Thraſymed, der dieſem zärtlichen Auftritte ſeitwärts zugeſehen hat, ruft:

Ich kann's nicht länger leiden.
Er ſterbe!

und geht mit gezücktem Degen auf den König los. Aber die in ihrer ſoldatiſchen Verkleidung noch immer unerkannte Alceſte ſchlägt ihm den Degen aus der Hand und rettet dadurch das Leben ihres Ungetreuen. Zum Dank läßt ſie Admet greifen und vor ſich führen. Aber wie wird ihm, da er ſieht, daß es Alceſte iſt!

„O Glück (ruft er), wie hab' ich dieß verſchuldt?
Alceſte! —"

Was, Alceſte? (ruft die Prinzeſſin) nun brechen meine
Hoffnungsäſte! —"

Admet fühlt ſich keinen Augenblick in Verlegenheit über eine ſo unerwünſchte Erſcheinung:

So weichet dann, Prinzeſſin, eurem Glücke
Und nehmt den Thraſymedes an!
Mein Herz vergißt, was er gethan,
Weil ich Alceſten lebendig erblicke.

Alceſte hat natürlicher Weiſe gar nichts bei Allem dieſem zu ſagen. Antigone, mit ihrem Loſe wohl zufrieden, verbindet ſich den Thraſymed, der ſie mein Kind nennt, mit einem Kuſſe. Trineus und Eurilla, welche, ich weiß nicht wie, Mittel gefunden haben, auch ein Paar zu werden, miſchen ſich mit ein; nur

Lesbus geht von dieſem Schmauſe
Ganz leer und ohne Braut nach Hauſe.

Der Großpapa Meraspe hingegen
iſt erfreut,
Daß ſich der Streit
So glücklich hat geendet,
Weil jedes Paar im Liebeshafen ländet.

Um dieſen Auszug aus einem ſo ſeltſamen literariſchen Product vollſtändiger zu machen, ſey mir erlaubt, noch eine Probe von den ſcherzhaften oder vielmehr ſchnakiſchen Scenen zu geben, worin Lillo oder Lesbus die Zuhörer von Zeit zu Zeit wegen der Thränen, welche ſie etwan in den ernſthaftern vergoſſen haben könnten, zu entſchädigen ſuchen. Die folgende zwiſchen Lillo und Orindus kann für alle übrige gelten.

Lillo.

Wie ſteht's denn, guter Freund?
Seyd Ihr auch durch den Korb gefallen?
Ich hätt' es nicht gemeint,
Daß Euch das Herz ſo trefflich ſollte wallen.

Orindus.

So haſt du mich ertappt?

Lillo.

Du weißt ja meine Pflicht,
Daß Alles, was mein Ohr erſchnappt,
Dem Hofe wird berichtet.

Orindus.

Verrathe mich nur nicht!
Ich will mich dankbarlich erzeigen.

Fillo.

Du wirſt dich gar zu hoch verſteigen,
Weil dir die Schöne widerſpricht.

Orindus.

Roſilde ſoll ſich doch noch geben.

Fillo.

Gedenkſt du dieſes zu erleben?

Orindus.

Ja, ja.

Fillo.

Ich ſage nein,
Sie wird gewiß nicht ſo einfältig ſeyn.

Orindus.

1.

Jedes Weib iſt ſolcher Art.
Durch ihr Weigern, durch ihr Wehren
Will ſie unſre Gluth vermehren,
Bis ſich Lieb' und Glücke paart.
Jedes Weib iſt ſolcher Art.

2.

Denn ich weiß ſchon, wie es geht;
Frauenzimmer muß man bitten,
Weil in ſolchen ſpröden Sitten
Ihre ganze Kunſt beſteht.
Denn ich weiß ſchon, wie es geht.

Er geht ab.

Lillo.

Ach geh, du kleiner Narre,
Daß dich der große Sparre
Nicht etwan ganz und gar erdrückt.
Du bist gewiß noch viel zu ungeschickt.
Denn, wer die Mädchen will bezwingen,
Muß allgemach
Die Pfenn'ge lassen klingen;
Das Bitten ist umsonst, die Seufzer sind zu schwach.
Wären die Ducaten nicht,
Würd' ein schönes Angesicht
Nimmermehr so theuer stehen,
Als es jetzund pflegt zu gehen;
Jedes thäte seine Pflicht,
Wären die Ducaten nicht.

Orindus hat in dieser Scene noch Muth, wie wir sehen. Aber bald darauf bringt ihn der unglückliche Fortgang seiner Versuche zu dem grausamen Entschluß, „der weiblichen Gestalt" auf ewig zu entsagen. Er singt:

Gute Nacht, ihr schönen Kinder,
Meine Freiheit ist gesünder
Als der Strick.
Denn durch einen bloßen Blick
Macht ihr euch zum Ueberwinder:
Gute Nacht, ihr schönen Kinder!

Sed ohe jam satis est! werden mir die Leser zurufen und sich vielleicht wundern, wie es möglich gewesen sey, daß eine Alceste wie diese vor dem Kurfürsten Johann Georg IV. und seinem Hofe (denn vor diesem wurde sie im Jahre 1693 aufgeführt) Gnade habe finden können. Aber im Jahre 1693 hatte man noch ein ganz anderes Maß für das Schöne

in der Dichtkunſt als jetzt. Herr Paul Thiemich, der Schule zu St. Thomas in Leipzig Collège, welchen uns Stolle[1] als den Verfaſſer dieſer Alceſte nennt, war ein großer Dichterſchwan zu ſeiner Zeit. „Er ſcheint (ſo ſpricht ein gleichzeitiger gelehrter Kunſtrichter) zu Opern recht geboren zu ſeyn. Wir kennen die glückliche Leichtigkeit und Anmuth ſeines Ausdrucks nicht genug bewundern. Seine Arien und ſeine Chöre ſind zum — Küſſen. Man kann nichts Lieblicheres hören," und ſo weiter.[2] Er beruft ſich hierüber auf die Offenkundigkeit der Sache und auf den lauten Beifall, der den Opern dieſes ungemeinen Dichters ſowohl auf dem Hoftheater des Herzogs Johann Adolf von Weißenfels, als auf dem neuen Schauplatze zu Leipzig ſo oft und von einer ſo großen Menge entzückter Zuſchauer zugeklatſcht worden. Indeſſen verbirgt uns eben dieſer Kunſtrichter nicht, daß kein kleiner Theil dieſes Beifalls auf die Rechnung der bewundernswürdig ſchönen Stimme und Action der Madame Thiemich, der Ehegattin des Dichters, und der vortrefflichen Compoſition des damaligen kurſächſiſchen Capellmeiſters Strunk — von welchem dieſe Alceſte in Muſik geſetzt worden — zu ſchreiben ſey.[3] Auch trug ſonder Zweifel die Kunſt des kurfürſtlichen Hof-Baumeiſters Signor Sartorio, von welchem die Decorationen und Maſchinen zu dieſer Alceſte herrührten, nicht wenig zu jener großen Wirkung bei.

1 Anleitung zur Hiſtorie der Gelahrtheit, S. 192.

2 S. Neumeiſters hiſtoriſch-kritiſche Diſſertation de Poetis Germanicis hujus Seculi praecipuis MDCXCV. Miramur certe Thimichianae dictionis facilitatem; suavitatem, quae Ariae (quas ajunt), qua Chori interpositi pollent, exosculamur, etc. pag. 109.

3 Attonito similes, si quando illorum Musurgetarum, Strunkii puto et Kriegeri, numeri accedunt musici, voxque et actio conjugis Thimichianae mirifice suavis et apta mirificc. Ibid.

Wenn wir dieß Alles zuſammen nehmen, ſo werden wir nicht unbegreiflich finden, daß Madame Thiemich, als Alceſte, mit ihrem — „Werther Bräut'gam, Seine Schmerzen gehn mir eben auch zu Herzen," im Jahre 1693 zu Weißenfels vielleicht eben ſo viel Thränen aus den Augen gelockt habe, als die von Madame Koch mit ausgezeichnetem Beifall vorgeſtellte Alceſte im Jahre 1773 zu Weimar gethan hat.

Was uns übrigens das Beſte an der Sache zu ſeyn und dem Genius der damaligen Zeit in Leipzig Ehre zu machen ſcheint, iſt dieß, daß ein Schulkollege von St. Thomas Opern machen, und ſeine Frau Eheconſortin die Hauptrolle darin auf öffentlicher Schaubühne ſpielen durfte, ohne daß (wie es ſcheint) Jemand etwas dawider einzuwenden hatte. In dieſem Stücke haben ſich die Zeiten mächtig verändert. Wehe dem Schulcollegen und der Schulcollegin, die ſich in unſern Tagen ſo etwas zu Sinne kommen laſſen wollten! Im vorigen Jahrhundert dachte man freilich noch natürlicher über dieſe und tauſend andere Dinge. Finden wir nicht unter den alten hamburgiſchen Operndichtern ſogar einen Pfarrherrn (Heinrich Elmenhorſt), der ſich nicht begnügte, in eigner Perſon Opern zu machen, ſondern ſogar den Muth hatte, dieſe muſikaliſchen Schauſpiele in einer beſonderen apologetiſchen Schrift, Dramatologia genannt, da er bereits im Predigtamte ſtand, ritterlich zu vertheidigen?[1]

Ich würde vermuthen, daß eben dieſer ehrwürdige Herr Heinrich Elmenhorſt, Paſtor zu St. Katharina in Hamburg, derjenige ſey, dem die zweite Alceſte, von welcher ich meinen Leſern Nachricht ſchuldig bin, ihr Daſeyn zu danken habe,

1 Neumeiſter l. c. pag. 29. Legi meretur Elmenhorsti Dramatologia, qua Dramata hodierna musica, quae Operas vocare amant, in ministerio ecclesiastico jam tum constitutus, strenue defendit.

wenn Mattheſon in ſeinem muſikaliſchen Patrioten ſolche nicht einem gewiſſen Herrn Matſen zuſchriebe, der übrigens ein unberühmter Erdenſohn geweſen ſeyn muß, weil er ſogar in dem Neumeiſterſchen Dichterverzeichniſſe keine Stelle gefunden hat. Laut Berichts des vorbenannten muſikaliſchen Patrioten wurde dieſe nach der Alceſte des Quinault gemodelte deutſche Alceſte im Jahr 1680 zu Hamburg aufgeführt und war unter den ſeit 1678 bis 1738 daſelbſt öffentlich gegebenen deutſchen Opern und Operetten (deren Zahl über zweihundert ſteigt) die dreizehnte.

Das Exemplar, das ich vor mir habe, führt folgenden Titel: Alceſte, aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche überſetzt und in die Muſik gebracht von Joh. Wolfgang Franken, C. M. dritter Druck (ohne Benennung des Orts und der Zeit). In dem ziemlich weitläufigen Vorberichte glaubt der Dichter, es werde nicht undienlich ſeyn, „wegen der heidniſchen Götter, die in ſeiner Oper hin und wieder vorkämen, Ein und Anderes zu erinnern, indem Etliche der Meinung ſeyen, daß man vermöge Exod. XXIII, 13. der heidniſchen Götter nicht einmal gedenken, viel weniger dieſelbigen auf einem öffentlichen Schauplatze aufführen ſollte.“ Er ſetzt aber dieſer ſtrengen Meinung unterſchiedliche triftige Gründe entgegen, und zwar, 1) „daß nach aller verſtändigen Theologen Auslegung die beſagte Schriftſtelle blos von einem gottesdienſtlichen Gedanken rede, allermaßen anſonſten die heilige Schrift mit ſich ſelbſt uneins ſeyn müßte, als welche an unzähligen Orten der heidniſchen Götter Meldung thue. 2) Sey die Wiſſenſchaft von den heidniſchen Göttern nicht allein zu vielen Dingen nütze, ſondern auch einem Gelahrten hoch nöthig, zumal einem Theologo, als welches er (der Vorredner) mit Zeugniſſen und Beiſpielen ſtattlich erweiſet.

Ferner und 3) könne ja von den heidnischen Autoribus kein einziger ohne rechte Kenntniß der falschen Götter verstanden werden; und wiewohlen freilich unterschiedliche schon geachtet hätten, diese Heiden aus den christlichen Schulen auszustoßen, so hätten sie dennoch nichts ausgerichtet, weil verständige Leute gesehen, daß alsdann die alte Barbaries in rempublicam literarum wieder einschleichen würde. Hiezu komme noch, 4) daß bishero fast von keinem rechtschaffenen Theologo die Schildereien der heidnischen Götter (wann nur dieselben in keiner ungebührlichen und ärgerlichen Gestalt [1] vorgestellt würden) in totum improbirt worden, weil ansonsten aus den meisten Bibeln und kleinen Kinderlehren die Abbildung des güldnen Kalbes und des abgöttischen Tanzes der Kinder Israel um dasselbe her und aus der Katharinenkirche in Hamburg die Schilderei des großen güldnen Bildes, welches der König Nebukadnezar (Nabuchodonosor) setzen lassen, nothwendig müsse verbannt werden; ja überdem man auch s. v. den Satan selbst in die Kirche male." Nun (fährt der wohlmeinende Vorredner fort) folge ganz natürlich, daß, wenn man Bücher von heidnischen Göttern lesen und ihre Bildnisse, ja sogar den leidigen Satanas an heiliger Stätte aufstellen dürfe, es auch erlaubt seyn müsse, selbige in einer dramatischen Vorstellung aufs Theater zu bringen; „sintemalen ein solches ja nicht geschehe, daß man sie verehren wolle, sondern die Evolutionem fabulae oder vielmehr die ehemalige Blindheit der Welt daraus zu erkennen," und so

[1] Zum Beispiel, nicht gewandlos. Man weiß, wie übel gewisse Zeloten nach Constantins des Großen Zeiten den unbekleideten Statuen mitspielten. Die meisten wurden zertrümmert oder auf eine lächerliche Art umgeschaffen; und ein elender Bildhauer, der eine Venus von Alkamenes bekleidete, glaubte ein gutes Werk gethan zu haben.

weiter. — „Wollte man übrigens einwenden, ob auch wohl eine Perſon, die einen ſolchen Abgott — zum Exempel einen Apollo, eine Venus, eine Diana und ſo weiter — vorſtelle, in einem chriſtgebührlichen Stande ſey? — ſo könne man per instantiam antworten; ob auch ein Präceptor, der in Schulen den atheiſtiſchen Lucianum oder die heidniſchen Poeten, Horatium, Virgilium, erkläre, oder ein Maler, der den Teufel in die Kirche oder anderswo hinmale, in einem ſolchen Stande ſich befinde? Welches denn wohl kein Vernünftiger werde läugnen wollen. Und da man noch zum Ueberfluß in dieſer neuen Ausgabe wegen der Schwachen und Unverſtändigen unterſchiedliche Redensarten geändert; ſo werde nichts mehr nöthig ſeyn, als daß man die gemeine Proteſtation der Verfertiger der italieniſchen Opera hierher ſetze, nämlich: „Man ſchreibe als ein Poet und glaube wie ein Chriſt.“ Dieſem noch mit anfügend: „Man ſtelle eine Sache für mit ihren Farben, nicht Jemand zu verführen, ſondern für den Fall zu verwahren,“ und ſo ferner. Aus welchem Allem denn erhellet, daß unſer Dichter wenigſtens ſeine Orthodoxie gegen die Belialsſöhne ſeiner Zeit in Sicherheit zu bringen gewußt habe.

Das Stück ſelbſt iſt eine freie Ueberſetzung der Alceſte des Quinault, und wir finden alſo darin, außer den Hauptperſonen und einem Lykomedes, der Alceſte Liebhaber, einer Cephiſe, derſelben Staatsjungfer, dem alten Pheres, dem Kleanth, einem theſaliſchen Oberſten, und zwei Bedienten, welche ſich ziemlich unnütz machen, noch den Apollo, die Diana, die Thetis, die Proſerpina, den Pluto, den Aeolus, den Mercur, die Alekto und den Charon in Maſchinen. Alle dieſe Perſonen führt ſchon Quinault auf; aber unſer ſinnreicher Landsmann, zu ſtolz, um ein bloſer Ueberſetzer zu ſeyn, hat ihnen

noch eine Perſon von ſeiner eignen Schöpfung zugegeben, einen gewiſſen Rochas, der die Stelle des Hanswurſts vertritt, deſſen man damals noch auf keiner deutſchen Bühne entbehren konnte.

Alceſte mit Hanswurſt — ein barockiſcher Einfall, wobei wirklich dem Poeten ſelbſt das Herz ein wenig geſchlagen zu haben ſcheint! Allein er rechtfertigt ſich in ſeiner Vorrede damit, „daß dieſer Rochas nicht für moroſe und ſtoiſche Köpfe, ſondern für Leute, welche einen zuläſſigen Scherz lieben, hinzugefüget worden," und beweiſet die Zuläſſigkeit der Sache mit einer Stelle des gelahrten Dr. Marhofs, welche unglücklicher Weiſe für ſeinen Rochas nichts beweiſt.

Wie der Ueberſetzer dem armen Quinault mitgeſpielt habe, könnte ſich der Leſer vielleicht ohne nähern Beweis einbilden; aber wir ſind ihm wenigſtens ein paar Arien zur Probe ſchuldig.

Im vierten Auftritte des erſten Acts läßt ſich die Staatsjungfer Cephiſe mit Junker Strato, des Königs Lykomedes Vertrauten, in „eine galante Converſation" ein. Cephiſe fragt ihn: warum er an einem ſo ſchönen Tage ein ſo finſtres Geſicht mache? Strato antwortet kurz und verdrießlich: weil er unter die Zahl der mißvergnügten Liebhaber gehöre. Die franzöſiſche Cephiſe verſetzt hierauf:

Un ton grondeur et sevère
N'est pas un grand agrément;
Le chagrin n'avance guère
Les affaires d'un Amant.

Dieß gibt der deutſche Ueberſetzer, wie folget:

Brummen, Grunzen und Betrüben
Bringet wahrlich ſchlechte Freud'
Und befördert nicht im Lieben
Der Verliebten Nutzbarkeit.

Cephiſe ſagt dem Strato geradezu, daß ſie ihn nicht mehr liebe. Aber wie viel anders klingt dieß in Quinault's Sprache, — welche freilich nicht die Sprache der Götter, aber doch die Sprache der feinen Welt in Ludwigs des Vierzehnten fröhlichern Jahren iſt — als in dem plumpen Deutſch der Hamburgiſchen Staatsjungfern vom Jahre 1680.

Cephiſe.

Si je change d'amant,
Qu'y trouves-d'estrange?
Est-ce un sujet d'tonnement
De voir une fille qui change?

Straton.

Après deux ans passés dans un si doux lien
Devois-tu jamais prendre une chaîne nouvelle?

Cephiſe.

Ne contes-tu pour rien
D'estre deux ans fidèle?

Der Ton dieſer Cephiſe iſt der leichte ſcherzende Ton eines jungen muthwilligen Mädchens. Wie platt und ſchwerfällig iſt hingegen der Ton der Staatsjungfer:

Unbeſtändigkeit im Lieben
Wird den Mädchens nachgeſagt:
Aber wer iſt treu geblieben,
Wenn man bei den Männern fragt?
Sind wir von der Treu' entfernet,
Haben wir's von euch gelernet.

Strato.

Ich habe dich ins zweite Jahr gekannt,
So lange hat die Lieb' uns ſchon verbunden:
Wie iſt denn nun dieß angenehme Band
So lüderlich verſchwunden?

Chephiſe.

Bedenkſt du dann dieß nur ſo obenhin,
Daß ich ſo lang getreu geweſen bin?

Vermuthlich ſind unſre Leſer nicht ſehr begierig, noch mehr Probeſtücke von dem Geſchmack und der Poeſie des Styls dieſes Operndichters zu ſehen. Aber ein kleines Beiſpiel von den Faceties und saillies de gayeté des kurzweiligen Rochas können wir ihnen nicht erlaſſen. Man höre alſo das Brautlied, welches er Admeten und Alceſten ſingt:

Es iſt das beſte Thun der Welt,
Das zuckerſüße Freien.
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Den wird es nicht gereuen.
Es ſchmeckt als lauter Marcipan,
Wenn man ſelbander ſchlafen kann.

Es iſt ſo ſüß als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß
Viel Stunden darf erſuchen.
Ich halt', es thut doch trefflich facht,
Wenn man ſich ſo gemeine macht.

Und will man letztlich denn dazu,
Die Braut ins Bette bringen —

Lichas.

Pfui, Rochas, ſtill! was denkeſt du?
Mit ſolchen lahmen Dingen!

Bachas.

Ha, ha! Ein Jeder weiß doch wohl,
Daß dieß zuletzt geſchehen ſoll.

„Welch eine Zeit war das (werden manche unſrer Zeitgenoſſen denken), wo man in Städten, wie Hamburg und Leipzig, auf der Schaubühne ſingen hörte, was man zu unſrer Zeit höchſtens noch in einigen kleinen Reichsſtädten Nachts von trunknen Handwerksburſchen auf den Gaſſen plärren hört! — Und, was das Schlimmſte iſt, damals hatte Frankreich bereits einen Corneille, einen Racine, einen Moliere, einen La Fontaine, einen Boileau!“ — Gut, hatte ſie und hat ſie gehabt! — Hat gehabt?“ was wir noch zu hoffen haben. Was für armſelige Sänger hatten die Franzoſen zu einer Zeit, da die Italiener auf ihren Petrarca, ihren Arioſt, ihren Taſſo, ihren Guarini ſtolz waren! Zufällige Umſtände und gutes Glück haben entſchieden, welche von den barbariſchen Nationen des neuern Europa zuerſt den wohlthätigen Einfluß der Muſen und Grazien empfinden ſollten. Keine hat Urſache, den frühern Genuß dieſes Glückes ſich für ein Verdienſt anzurechnen; und vielleicht iſt diejenige am glücklichſten, die es unter allen am letzten erhält.

Wenn man übrigens von dieſen beiden Alceſten auf die Poeſie der andern Opern der damaligen Zeit ſchließen darf, ſo kann man ſich nicht erwehren, die zum Theil vortrefflichen Sujets zu bedauern, die unter den Händen dieſer Elmenhorſte, Richter, Matſen, Hinſche, Schröder, Fiedeler, Breſſande, und wie die Herren weiter hießen, zu den kläglichſten Carricaturen verunſtaltet wurden. Ich finde darunter (Adam und Eva, eine geiſtliche Oper, womit die Unternehmer im Jahre 1668 ihren Schauplatz eröffneten, nicht mitgerechnet) Theſeus, Semiramis, Alexander in Sidon (das nämliche

Sujet, woraus Metaſtaſio ſeinen Re Pastore gemacht), Xerxes, Numa und ſo weiter und eine Menge der ſchönſten mythologiſchen Sujets, Ariadne, Semele, Aeis und Galathee, Echo und Narciß, Pygmalion, Medea, Adonis, Endymion, Pſyche und ſo weiter. Von welchen verſchiedene den einſt berühmten, jetzt ganz unbekannten Lic. Heinrich Poſtell zum Verfaſſer haben.

Vermuthlich ſind meine Leſer müde, von alten mißlungenen Alceſten reden zu hören; ich bin es wenigſtens, davon zu ſchreiben. Aber gleichwohl, um meine Nachricht etwas vollſtändiger zu machen, kann ich ſie nicht eher entlaſſen, bis ich auch noch ein paar Worte von der dritten Alceſte geſagt habe, welche den berühmten Johann Ulrich König zum Verfaſſer hat und im Jahre 1719 auf dem groſſen Braunſchweigiſchen Theater aufgeführt wurde.

König ſagt uns in ſeinem Vorberichte, daß ſein Werk eines Theils eine Ueberſetzung der franzöſiſchen Alceſte ſey; aber in der That hat er durchaus ſo viel an dieſer verändert, davon und dazu gethan, daß er ſeine Alceſte mit gutem Fug für ſeine eigne Schöpfung hätte ausgeben können. Was am meiſten an ihm gelobt zu werden verdient, iſt, daß er die Würde des Sujets beſſer in Acht genommen und die komiſchen Scenen weggelaſſen hat, welche im Quinault das wenige Intereſſe, das die ernſthaften allenfalls erregen könnten, faſt gänzlich zernichten. Hingegen hat er durch Vermehrung der Intriguen und Maſchinerien oder (wie er ſelbſt ſich ausdrückt) durch Vereinigung des italieniſchen und franzöſiſchen Geſchmacks (worauf er ſich nicht wenig zu gute thut) den Vorzug erhalten, daß ſein Stück ohne alle Vergleichung abenteuerlicher, unnatürlicher und ungereimter wurde und alſo (weil eine Oper damals eben dadurch ſich empfehlen mußte) auch deſto beſſer

gefiel, je abgeſchmackter ſie war. Zur Probe ſchreibe ich nur das Regiſter der Maſchinen und Flugwerke ab. „Eine Brücke, worüber man zu Schiffe geht, welche einfällt. Thetis in ihrem Wagen mit Seepferden, nebſt den Nordwinden, welche einen Seeſturm erregen. Aeolus in der Luft mit den Weſtwinden. Des Lykomedes Reſidenz, ſo beſtürmt und eingenommen wird. Pallas in ihrer Maſchine von Trophäen. Diana in einer feurigen Kugel, welche ſich theilt und einen halben Mond vorſtellt. Mercurius fliegend. Des Charons Kahn, worin er die Seelen überfällt. Des Pluto und der Proſerpinen Thron. Der Höllenhund Cerberus, ſo Feuer ſpeit. Des Pluto Wagen, worauf Hercules und Alceſte wegfahren.“ — Man nehme zu allen dieſen ſchönen Raritäten noch die mit eingeflochtenen Tänze der verkleideten[1] Grazien und Liebesgötter, Najaden und Tritonen, der Weſtwinde, welche die Nordwinde vertreiben, der Künſte, welche den Tempel der Ehre bauen, und des Pluton'ſchen Hofſtaats, der über Alceſtens Ankunft ſeine Freude bezeigt — und dann geſtehe man, daß die St. Evremond, die Remond von St. Mard und andere ihres Gleichen nicht ſo gar Unrecht hatten, ſolche Singſpiele (und von andern hatte man zu ihrer Zeit keinen Begriff) unſinnig zu finden!

Daß die Poeſie, die Sprache, die Recitative und die Arien ſchon um vieles beſſer ſeyn müſſen, als in den vorigen, kann man dem Verfaſſer des Gedichtes, Auguſt im Lager, voraus zutrauen; und in der That iſt der Fortſchritt, welchen unſere Sprache und Dichterei binnen der ſechsundzwanzig

[1] Dieß ſoll eigentlich ſo viel ſagen, als bekleideten. König beſorgte vermuthlich, man möchte glauben, daß er die Grazien und Najaden in naturalibus aufführen werde, wenn er nicht ausdrücklich das Gegentheil verſichere.

Jahre, die von Thiemens Alceste bis zu der König'schen verflossen waren, gemacht hatte, ein wahrer Riesenschritt. Im Recitativ trägt König (einem Gesetze zufolge, welches damals Niemand abzuschütteln wagen durfte) noch die Fesseln des Reimes, welche seinen Gang meistens ziemlich ungemächlich, schleppend und schwerfällig machen; aber seine Arien sind größtentheils ohne Vergleichung schöner und singbarer, als in den älteren Alcesten. — Hier einige Proben, welche, wie mich däucht, dieß Urtheil rechtfertigen.

Hercules — der in Quinaults und Königs Alceste zugleich der Freund und der heimliche Nebenbuhler Admets ist, aber seine Liebe wie ein Held bestreitet und zuletzt besiegt — scheidet von Admet und Alcesten, nachdem er sie aus Lykomedens Gewalt befreit hat, mit dieser Arie, deren Anfang sich auf Admets dringendes Bitten, länger zu bleiben, bezieht:

Der Himmel weiß (und meine Liebe)
Wie gern ich länger bei euch bliebe:
Doch die Vernunft spricht Nein!
Laßt ab, noch mehr in mich zu dringen;
Mich hierin selber zu bezwingen,
Das muß mein größter Sieg für dießmal seyn. V. A.

„Hierin" und „für dießmal" sind sehr entbehrliche Bestimmungswörter, welche die Sprache und den Vers schleppend machen. Mit einer kleinen Veränderung wäre der Schluß dieser Arie runder und zugleich singbarer geworden:

Mich selber zu bezwingen,
Soll meiner Siege größter seyn.

Erst, nachdem Alceste nicht mehr ist, entdeckt Hercules seinem Freunde, daß auch er Alcesten geliebt habe und noch liebe, und daß er, wenn Admet ihm sein Recht auf sie (die er nun ohnehin auf ewig verloren habe) abtrete,

Bis in das finstre Land
Der nie bestürmten Hölle dringen,
Den Pluto selbst zur Wiedergabe zwingen,
Und aus dem Grab' Alceſten wiederbringen

wolle. Dieſe Erklärung beſtätigt er mit einer Arie, die Alles enthält, was ein Tonkünſtler verlangen kann:

Mich ſpornet der Eifer, mich waffnet die Liebe.
So ſtürm' ich die Hölle, ſo trotz' ich dem Tod.
Laß den Abgrund Flammen ſpeien!
Das Geliebte zu befreien,
Verachtet mein Herze die grauſamſte Noth. V. A.

Noch eine Arie des Hercules, da er im Begriff iſt, dem Höllengott Alceſten zu entführen —

Ein großes Herz kann Alles in der Liebe,
Verlacht den Zwang und trotzt der Noth;
Denn Amor thut durch ſeine Stärke
In edlen Seelen Wunderwerke
Und zwingt zuletzt auch ſelbſt den Tod.

Auch die folgende Arie, worin Alceſte ſich entſchließt, für Admet zu ſterben, iſt in ihrer Art vorzüglich:

Da mein Leitſtern muß entweichen,
Schließt ſich auch mein Auge zu.
Da das ſchönſte Licht verſchwindet,
Deſſen Glanz mein Herz entzündet,
Eilet auch mein Geiſt zur Ruh.

Noch ſingbarer und effectvoller iſt die folgende, womit Cephiſe ſie von ihrem Entſchluß abhalten will.

Ach! löſche doch nicht ſelbſt die holden Kerzen!
Ach! trenne doch nicht ſelbſt das ſüße Band,
Das ſeine Seele deinem Herzen

Und deine Hand verknüpft mit seiner Hand,
Ach! trenne doch nicht selbst das süße Band.

Und die ganze Scene, wo Alcestens Schatten in Elysium eingeführt wird, welchen Reichthum von schönen Gemälden, empfindsamen Modulationen und entzückenden Melodien bietet sie einem großen Componisten dar! — Der Schauplatz stellt den Palast des Höllengottes vor; in der Ferne sieht man einen Theil der elysäischen Felder. Pluto und Proserpine, von einem Chor von Geistern umgeben, empfangen Alcestens Schatten:

Pluto.

Empfange nun den Preis der allerhöchsten Treu
In ewig stiller Ruh.
Dein neuer Stand läßt nichts als Freude zu;
Hinfort sey dir kein Schmerz bekannt.
Damit dein edler Geist unendlich sich erfreue.

Der Chor.

Empfange nun den Lohn der allerreinsten Treue!

Proserpine.

Es soll allhier dieß stille Leben
Dir ewig süße Ruh und steten Frieden geben.

Der Chor wiederholt diese Worte.

Proserpine.

Du sollst hinfort mir stets zur Seite schweben.

Pluto.

Das Höllenreich mach' alle seine Lust
Dir, alleredelster und schönster Geist, bewußt,

Der Chor.

Einsame Stille! seliger Ort!
Welchen ohn' Unterschied endlich die Seelen
Willig oder gezwungen erwählen!

Selige Stille! ruhiger Ort!
Du biſt nach Sorgen, nach Kummer, nach Qualen
Allen Verfolgten der ſicherſte Port.

Freilich müſſen uns die Ausfüllungswörter, die ſo leicht hätten vermieden werden können, anſtößig ſeyn. Und warum anſtatt des Höllenreichs, welches für uns mit ſo widrigen Eindrücken vergeſellſchaftet iſt, nicht lieber Schattenreich? — Wie kann man ſagen: gezwungen erwählen? — Und wie kommt dieſer ungleichartige Begriff in Vorſtellungen, welche nichts als Ruhe, Frieden und Seligkeit athmen ſollen? — Aber ſo genau nahmen es freilich die beſten Dichter des erſten Drittheils unſers Jahrhunderts noch nicht. Einheit des Tons, Reinigkeit des Ausdrucks, Rundung und Glätte des Styls waren Grade von Vollkommenheit, die man von der Zeit, worin König ſeine Alceſte ſchrieb, noch nicht verlangen kann. In der unſrigen kann man es mit beſſerm Rechte; aber noch immer laſſen ſich die meiſten Leſer mit wenigern abfinden. Und wie wenig ſind der Dichter, welche mehr von ſich ſelbſt fordern als die Leſer, und die nicht zu ungeduldig oder zu träge ſind, die Feile ſo lange zu gebrauchen, bis Alles teres atque rotundum iſt!

3.

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule.

Indem ich zufälligerweiſe im achten Buche der alten deutſchen Ueberſetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beim erſten Anblick in die angenehme Ueberraſchung ſetzte, womit man in einer Wildniß mitten unter Diſteln und Unkraut eine ſchöne Gartenblume erblicken würde. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, daß dieſe Stelle eine ziemlich wörtliche, wiewohl ſehr entſtellte Ueberſetzung der zweiundvierzigſten und dreiundvierzigſten Stanze im erſten Geſang des Orlando Furioso ſey, welche bekanntlich ſelbſt eine freie und verſchönerte Ueberſetzung des Catulliſchen »Ut flos in septis« iſt. Vielleicht iſt es einigen Leſern nicht unangenehm, zu ſehen, wie es der unbekannte deutſche Ueberſetzer des Amadis angefangen, um dieſe zwei Stanzen, die unter die ſchönſten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unſre Helden- und Mutterſprache vor mehr als zweihundert Jahren war, zu transferiren.[1]

[1] Das Wort Ueberſetzen muß damals noch nicht üblich geweſen ſeyn; denn der Ueberſetzer des Amadis bedient ſich immer des Wortes transferiren, nennt ſich auch ſelbſt in der Vorrede den Translatorem.

Hier iſt zuvörderſt das Original.

La verginella è simile alla rosa,
Che'n bel giardin su la nativa spina
Mentre sola e sicura si riposa,
Ne gregge ne pastor se li avvicina;
L'aura soave e l'alba ruggiadosa,
L'acqua, la terra al suo favor s'inchina
Giovani vaghi e Donne inamorate
Amano averne e seni e tempie ornate:

Ma non si tosto del materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli nomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.
La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de',
Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti.
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Bevor ich die Stelle aus dem deutſchen Amadis abſchreibe, die man ſogleich für etwas mehr als eine bloſe Nachahmung dieſer Stanzen erkennen wird, muß ich bemerken, daß dieſer literariſche Diebſtahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfaſſer des achten Buchs des ſpaniſchen Amadis zurückfällt) ſich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circaſſien im erſten Geſang des Orlando Furioſo und alſo auf die vier Stanzen ein und vierzig bis vier und vierzig erſtreckt; als deren Inhalt er mit ſehr wenigen Veränderungen oder vermeinten Verſchönerungen dem Sultan Zair, einem verſchmähten und von Eiferſucht über ſeinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der Prinzeſſin Onoloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Arioſts Sakripant (dem er alle Worte

nachſpricht) auf ſich ſelbſt zu ſchmälen, daß er ſich um eine Schöne

„plage und peinige, die ſich einem Andern ſchon ergeben und zugeeignet und durch ſolche Mittel das Beſte, ſo in ihr geweſen, verloren habe.“

Und nun fährt er fort:

„Denn recht zu ſagen, eine Tochter und ſchamhafte Jungfrowe vergleichet ſich einer Roſe, welche dem ſchönen Roſengarten zugehan iſt, damit ſie kein Schaden weder von den Thieren noch Ungeſtümme der Zeit empfahe, und die Morgenröthe voller Thawes zu ihrem Gunſt ſich neiget, und umb ſolcher Urſachen willen begehren jhr oft die jungen liebhabenden Jungfräwlein, welche deren brechen, und ſich ſetzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, ihre Häupter damit zu zieren und ihre kleine Brüſtlein oder runde Oepfelein damit zu beſtecken, auf ihren zarten und eingebundenen Magen zu pflanzen; ſie aber wirdt nicht ſo bald von ihrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß ſie nicht allgemach die Gunſt und Schönheit, ſo ſie beide vom Himmel und Menſchen begehren möcht, verleurt: gleichfalls auch die Fraw oder Jungfraw, ſo jhr ein andern die Blumen der Jungfrawenſchaft nemmen läßt, welche ſie doch höher und wehrter denn ihr Gut und ihr eigen Leben achten ſollte, wird ihr aller Preiß benommen, der ſie achtbar und gunſtreich bei allen, ſo ihren Dienſt und guten Willen trugen, machen ſollte.“

Man ſieht, daß Arioſt nicht viel dabei gewinnen würde, in dieſem Geſchmack und in dieſe Sprache überſetzt zu werden, welche eben ſo weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minneſängerſprache des dreizehnten Jahrhunderts als von unſrer heutigen und wie unendlich weit erſt

von der Schönheit und Grazie des florentinischen Dichters entfernt ist. Gleichwohl war dieser mit der plumpesten Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferirte Amadis ein Lieblingsbuch der damaligen schönen Welt und wurde so stark gelesen, daß die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bei aller Gelegenheit dagegen zu eifern.

Vielleicht könnte Jemand denken, ob es nicht eben so möglich sey, daß Arioſt das Selbſtgeſpräch ſeines Sakripants dem Amadis geſtohlen haben könnte? In dieſem Falle hätte er ſich durch die Verſchönerung desſelben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unſchuld Arioſts iſt, was dieſen Punkt betrifft, außer allem Zweifel; denn die erſte Ausgabe ſeines Orlando Furioſo iſt vom Jahre 1515, und Johann Diaz ſtellte ſeinen achten Theil des Amadis, enthaltend die ſeltſamen Abenteuer und großen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erſt im Jahre 1525 ans Licht. Die franzöſiſche Ueberſetzung, welche der deutſche Translator irrig für das Original ſelbſt hielt, erſchien zuerſt im Jahre 1543, und die deutſche folgte ihr im Jahre 1573. Arioſt kann alſo unmöglich der Plagiarius ſeyn.

Indem ich fortfahre, dieſes achte Buch des Amadis zu durchblättern, ſtoße ich S. 354 noch auf eine Stelle, die augenſcheinlich nicht nur eine Nachahmung, ſondern eine wörtliche Ueberſetzung der neun und vierzigſten und fünfzigſten Stanze im achten Geſang des Orlando iſt. Ich vermuthe und hab' es auch zum Theil wirklich ſo gefunden, daß die meiſten Abenteuer aus Arioſts Rittergedichte auf dieſe Art in den Amadis übergegangen ſind. Die erſten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Arioſt ſind und das eigentliche Original dieſes berühmten Romans

ausmachen, sind mit dem Stempel des Genies bezeichnet und von dergleichen Diebstählen gänzlich frei. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also, wo sie konnten; erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid, und was ihnen in die Hände fiel. Endlich, da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beinahe alle Begebenheiten von Wort zu Wort, blos mit veränderten Namen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

4.

Anekdoten aus der Kunstgeschichte.

1. Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich einen Spaß zu machen, machte er ihr Portrait und stellte das Bild an ein offenes Fenster, aus dem sie mit den Nachbarsleuten oft lange Conferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn sahen das Bild für die Magd selbst an, kamen sogleich herzu, um sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen, und schwatzten lange, bis sie endlich gewahr wurden, daß das Mädchen noch kein Wort gesagt hätte. Da dieß nicht mit natürlichen Dingen zugehen konnte, so machten sie die Augen besser auf und wurden endlich ihres Irrthums gewahr.

Man erinnert sich hiebei der Trauben des Zeuris, der die herzufliegenden Vögel, und des Vorhangs, den Parrhasius darüber malte, der den Zeuris selbst betrog. Rembrandts Nachbarn (so wie ohne Zweifel ehemals die Nachbarn des Zeuris und Parrhasius) mögen sich wohl nach solchen Wundern einen großen Begriff von ihrem Herrn Nachbar, dem Maler, gemacht haben; aber, daß Zeuris, Parrhasius und Rembrandt sich viel darauf sollen eingebildet haben, ist mir nicht wahrscheinlich.

2. Rigaud (einer der berühmtesten französischen Portraitmaler), während daß ihm eine gewisse Dame saß, wurde,

indem er am Mund arbeitete, gewahr, daß ſie gewaltige Grimaſſen machte, um durch Zuſammenziehung der Lippen ſich einen kleinen Mund zu machen. Der Maler ward des Geziers endlich überdrüſſig. Geben Sie ſich nicht ſo viel Mühe, gnädige Frau, ſagte er; Sie haben bei mir gar nicht nöthig, Ihrem Mund ſo viel Gewalt anzuthun; wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweiſen kann, ſo mache ich Ihnen gleich gar keinen. (Man erzählt dieſes Bon Mot auch von dem Maler Vigne.)

3. Mignards (erſten Malers des Königs Ludwigs XIV. in Frankreich, der durch die Zeit einen großen Theil des übertriebenen Ruhms verloren, deſſen er in ſeinem Leben ſich zu bemächtigen das Glück und die Adreſſe hatte) Mignards größtes Talent war, die Manier einiger berühmten italieniſchen Maler ſo gut zu erhaſchen, daß es beinah unmöglich war, ſeine Copien von Originalen zu unterſcheiden. Einsmals malte er eine Magdalene in Guido Reni's Manier und verkaufte ſie, als ein ganz friſch aus Italien angekommenes Stück von Guido, an einen ſo genannten Amateur um 2000 Livres. Bald darauf ließ er dem Käufer durch die dritte Hand ſtecken: er ſey betrogen worden; das Stück ſey nicht von Guido, ſondern von Mignard. Der Amateur wußte ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er ſich an Mignard ſelbſt wandte. Dieſer verſicherte, er hätte die Magdalena nicht gemalt, und berief ſich auf Le Brun, der damals erſter königlicher Maler war und für ein Orakel in ſeiner Kunſt galt. Der Amateur lud beide Maler zur Tafel ein und legte dem erſten den Caſus zur Entſcheidung vor. Le Brun, nachdem er die Magdalena lang und ſcharf unterſucht hatte, that den Ausſpruch, ſie ſey von Guido. Nun hatte Mignard, was er wollte. Jetzt will ich geſtehen, daß

ich das Stück selbst gemacht habe, sagte er; und damit kein Zweifel bliebe, versicherte er, man werde unter den Haaren der schönen Bußfertigen einen Cardinalshut finden. Da dieß nicht anders als durch den Augenschein bewiesen werden konnte, so holte er flugs, was vonnöthen war, wischte die Haare weg und das Cardinalsbaret wurde sichtbar. Hier ist Ihr Geld wieder, sagte er zum Käufer; und das Gemälde ist mein: wer's gemalt hat, wird's auch wieder herzustellen wissen. Und Mignard ging von dannen und dachte, was für ein großer Mann er wäre, und wie er den ehrlichen Le Brun erwischt hätte.

4. Ludwig XIV. wollte einstmals vom Duc de Montausieur wissen, was er von Le Brun und Mignard als Malern hielte. Sire, antwortete dieser Herr (der sich durch eine Freimüthigkeit, die noch ein Rest aus Heinrichs IV. Zeiten war, von den Höflingen Ludwigs unterschied), ich verstehe mich nicht auf die Malerei; aber mich dünkt, die beiden Leute malen, wie ihr Name lautet. Und so war es auch. Le Brun affectirte, um den großen Meistern der römischen Schule auch in diesem Stücke zu gleichen, sehr ins Braune zu malen; und Alles, was Mignard malte, hatte ein air de mignardise.

5. Le Sueur — (dessen ungleich mächtigerm Genius die Nachwelt endlich die Gerechtigkeit erwiesen hat, die ihm seine Zeitgenossen und Ludwig der Große, der so wenig Gefühl fürs wahre Große, welcher Art es seyn mochte, hatte, zu erweisen unfähig waren) — dieser Le Sueur, der jetzt der französische Rafael heißt, wurde zur Zeit, da Le Brun der große Mann war, wenig geachtet. Als Le Brun die Galerie des Herrn Lambert de Thorigny ausmalte, arbeitete Le Sueur in einem daranstoßenden Cabinet an einigen kleinen

Figuren von ſchlechtem Belang. Der damalige päpſtliche Nuntius kam, die Galerie zu ſehen. Le Brun, der dem Prälaten von Perſon unbekannt war, eilte ihm ſogleich mit allem empressement eines Galant-Homme, der die Honneurs ſeiner Galerie machen wollte, entgegen und führte ihm die Schönheiten derſelben gehörig zu Gemüthe. Der Nuntius wollte nun auch ſehen, was in dem Cabinet gemalt würde. Le Sueur, der da in ziemlich armer Geſtalt ſaß und arbeitete, begnügte ſich, ſeine ſchmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen und fuhr fort, zu arbeiten, ohne ſich deſſen zu kümmern, was neben und um ihn vorging. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Sueurs Figuren geworfen, ſagte zu Le Brun, den er für einen Monsieur vom Hauſe hielt: Man hätte die großen Stücke, die wir dort geſehen haben, durch dieſen Mann da (auf Le Sueur deutend) ausführen laſſen ſollen und dieſe kleinern Figuren hier dem Andern überlaſſen, der die Galerie gemalt hat. Jugez, comme Mr. L. B. étoit capot!

5.

Apelles.

(Eine Handlung deſſelben, die ſein beſtes Gemälde werth war.)

Man hat immer vom Neid der Künſtler oder, wie man's verächtlicher Weiſe nennt, vom Handwerksneid ſo geſprochen, als ob es eine Art von moraliſchem Wunder wäre, wenn zwei Nebenbuhler in einer Kunſt, die zu Ruhm, Anſehen und Reichthum führt, einander Gerechtigkeit widerfahren ließen oder gar Freunde wären.

Man pflegt immer als etwas ganz Natürliches vorauszuſetzen, ſie müßten einander herzlich gram ſeyn, und dieß Vorurtheil iſt zum Sprüchwort geworden, weil es immer und überall durch die gemeine Erfahrung beſtätiget zu werden geſchienen hat. Nun möcht' ich zwar nicht läugnen, daß wohl auch dann und wann große Männer, die vor Satans Macht und Liſt nicht ſichrer ſind, als wir Andere, Anfälle von dieſer garſtigen Leidenſchaft erfahren könnten; aber gleichwohl ſcheint ſie mir an edlen Seelen überhaupt und beſonders an großen Künſtlern, die ich mir eben ſo wenig ohne enthuſiaſtiſche Liebe zu ihrer Kunſt als ohne beſcheidne Meinung von ſich ſelbſt gedenken kann, etwas ſo Unnatürliches zu ſeyn, daß ich ſehr geneigt bin, gerad im Gegenſatz

mit der gemeinen Meinung die Fälle, wo ein großer Künstler gegen den andern ungerecht und mißgünstig gehandelt, unter die Ausnahmen zu rechnen und alle Erzählungen dieser Art für eben so verdächtig zu halten, als sie dem großen Haufen wahrscheinlich dünken und begierig von ihm angenommen werden. Und wirklich, wenn sich Jemand die Mühe nähme, die hieher gehörigen Beispiele zu sammeln, so würden sich vielleicht zehn finden, wo Männer, die in der nämlichen Kunst vortrefflich waren, einander wenigstens völlige Gerechtigkeit bewiesen, gegen eines, wo ein solcher sich jenes kleinherzigen Neides oder einer — es sey nun wirklich gefühlten oder nur affektirten — Verachtung fremder Talente und Vorzüge schuldig gemacht. Wie viel oder wenig solcher Beispiele aber auch zu finden seyn mögen, ein edleres wenigstens, und das mehr zum Vorbild aufgestellt zu werden verdiente, kenne ich nicht, als das Betragen des größten Malers seiner Zeit, des Apelles, gegen einen seiner vorzüglichsten Kunstgenossen, den Protogenes. Dieser lebte, seiner großen Geschicklichkeit ungeachtet, schon seit vielen Jahren, so wie Correggio sein ganzes Leben durch, in größter Armuth. Ein kleiner Garten vor der Stadt Rhodus mit einer schlechten Hütte war sein ganzer Reichthum. Die Rhodier machten nichts aus ihm: Sordebat ille suis, sagt Plinius, ut plerumque domestica. (Sie bewiesen eine edle Geschmacksmäkelei an ihm, wie meist an dem Einheimischen.) Ein Fremder mußte kommen und ihm einen Werth in ihren Augen geben: vielleicht — in gewissem Sinn — auch in dem eignen; denn Armuth und Verachtung, wenn sie zu einem fortdauernden Zustand werden, sind genug, endlich auch die edelsten Geister niederzudrücken und kleinmüthig zu machen. Dieser Fremde war — Apelles. Er kam nach Rhodus,

besuchte seinen mißkannten Mitbruder in der Kunst, sah einige seiner Werke, fragte ihn, wie hoch er sie verkaufe, und da ihm Protogenes eine Kleinigkeit nannte, erhandelte er auf der Stelle die besagten Gemälde für sich selbst und bezahlte sie, zu großem Erstaunen der Rhodier, mit 50 attischen Talenten, die nach unserm Geld über 30,000 Thaler machen. Er kaufe diese Stücke, sagte er den Rhodiern ins Ohr, um sie als seine eigne Arbeit wieder zu verkaufen. Dieser Zug war die 30,000 Thaler doppelt werth. Nun wurden die Augen der Rhodier aufgethan; sie schlossen (wie denn immer die dümmsten Leute die besten Schlußfolgerer sind): der Mann, dessen Arbeit ein Apelles so theuer bezahle, um sie wieder — mit Profit, das versteht sich doch — als seine eigene zu verkaufen, müsse nothfolglicher Weise ein großer Mann seyn; und nun wollten die Herren alle von seinen Stücken in ihren Galerien oder Cabineten haben; der Preis seiner Arbeit stieg mit seinem Ruf; und wenn Protogenes dessenungeachtet, wie es scheint, kein sonderliches Glück machte, so kam es wohl blos daher, weil er den Eigensinn hatte, langsam zu arbeiten, oder, richtiger zu sprechen, weil er seine Werke mit solcher Liebe arbeitete, daß er nie mit seiner Ausführung völlig zufrieden war und sich nur mit Mühe entschließen konnte, ein Stück für vollendet anzusehen. Die Rhodier wußten sich in der Folge den Umstand, den Protogenes bei sich zu haben, sehr gut zu Nutze zu machen, als Demetrius Poliorketes ihre Stadt belagerte, und eben Anstalten machte, eine ihrer Vorstädte in den Brand zu stecken, weil dieß der einzige Weg war, sich der Stadt selbst zu bemächtigen. Glückseliger Weise für sie war das berühmteste Werk des Protogenes, Jalysus, in einem öffentlichen Gebäude dieser Vorstadt aufgestellt, und, zu noch

größerm Glück, war Demetrius ein Liebhaber der Kunst. Die Rhodier schickten eilends Deputirte an ihn, ihm vorzustellen, wenn er die Vorstadt anzünden ließe, würde er den Jalysus, des Protogenes vernichten; und dieser Umstand wirkte so auf den Helden, daß er die Belagerung lieber aufheben und den Rhodiern verzeihen als ein so herrliches Werk zerstören wollte.

Aber — um wieder auf den Apelles, von dessen Großmuth gegen den Protogenes die Rede war, zurückzukommen — beweiset das angeführte Beispiel auch wohl Alles, was ich damit beweisen wollte? — Ich denke, ja! — Aber, wendet mir Jemand ein, würde Apelles auch so gerecht und edel gegen Protogenes gehandelt haben, wenn er ihn wirklich für einen Mann angesehen hätte, der ihm selbst im Lichte stehe? — Vielleicht — nicht; wenigstens möchte ich nicht für das Gegentheil Bürge seyn. Es ist schwer, in die innersten Falten des menschlichen Herzens zu sehen; und immer ist's verwegen, allgemeine Grenzen ziehen zu wollen, wie weit die Schönheit und Güte einer schönen und guten Seele gehen könne.

Indessen gestehe ich gerne, daß in allen Fällen, wo ein großer Künstler oder überhaupt ein großer Mann dem andern auf eine so edle Art Gerechtigkeit erweiset, die Eigenliebe immer etwas in petto hat, wodurch sie sich wenigstens im Gleichgewicht erhält: und wenn Helvetius gleich zu weit gegangen ist, da er behauptet, jeder Mensch sey in seinen eignen Augen der erste aller Menschen; so möchte sich doch wohl mit gutem Grunde vermuthen lassen, Jedermann habe etwas, was es nun auch seyn mag, worin er sich selbst vor Allen, die er als Rivalen betrachtet, den Vorzug gibt, und dem er wenigstens in den täuschendeln Augenblicken, wo er am besten

mit sich selbst zufrieden ist, Werth genug beilegt, um sich selbst sagen zu können: So groß und vortrefflich dieser Mann ist, so ist doch etwas, worin er dir nicht gleich kommt und, wenn er auch wollte, nicht gleichkommen kann. Was den Apelles betrifft, so wollen wir nicht verbergen, daß dieß just sein Fall mit dem Protogenes war. Der Letztere hatte an seinem Jalysus sieben Jahre lang gearbeitet, und dieses Gemälde war in einem so hohen Grade schön und in allen seinen Theilen so vollendet, daß es unter die vollkommensten Meisterstücke gerechnet wurde, welche Griechenland aufzuweisen hatte. Cicero nennt es in diesem Sinne neben der berühmten Venus Anadyomene des Apelles — und, was mehr als dieß Alles sagt, Apelles selbst fand, daß es ein herrliches Werk sey. Beim ersten Anblick stand er wie erstaunt davor, und nachdem er's lange stillschweigend betrachtet hatte, sagte er zu den Umstehenden: Es ist ein Werk von erstaunlichem Fleiß und die Arbeit eines großen Künstlers; aber — setzte er hinzu, die Grazie fehlt ihm; hätt' es diese noch, so würde es das erste Stück in der Welt seyn. So erzählt's Aelian. Nun wissen wir aus dem Plinius, daß es gerade diese χαρις, diese Grazie, die sich besser fühlen als erklären läßt, war, worauf sich Apelles am meisten zu gut that, und was er, wenn er von den Werken der andern berühmten Maler seiner Zeit sprach, vor ihnen allen voraus zu haben sich rühmte. Vor dem Protogenes, setzt Plinius hinzu, legte er sich noch einen andern Vorzug bei, da er seinen Jalysus, ein Werk von unermeßlicher Arbeit und von einem über alle Maßen ängstlichen Fleiß, bewunderte. Denn er sagte: Protogenes sey ihm in allen Stücken gleich, ja in einigen gar überlegen; aber in dem einzigen bleibe ihm, dem Apelles, der Vorzug, daß jener nicht aufzuhören

wiſſe, oder, wie es Cicero ausdrückt, daß er nicht fühle, was genug ſey. Ich glaube nicht, daß Apelles ſich hierin noch einen andern Vorzug habe beilegen wollen, ſondern, daß er das Nämliche nur mit einer andern Formel ausgedrückt habe. Denn eben durch den ängſtlichen Fleiß, der nicht aufzuhören weiß, geht jene Grazie verloren, die den Apelles auszeichnete, und die dem Protogenes fehlte; oder, richtiger zu ſprechen, ſie iſt unverträglich mit ihm. Und ſo hätten wir denn gefunden, was die Großmuth des Apelles in den Augen derer, die nicht gerne moraliſche Wunder glauben, unverdächtig machen kann. Im Vorbeigehen ſey mir noch erlaubt eine doppelte Unrichtigkeit des de Piles zu rügen. Die Art, wie er in ſeinem Abrégé de la vie des Peintres die Wirkung, die der Anblick des Jalyſus auf den Apelles gethan, erzählt, gibt ſeinen Leſern einen ganz falſchen Begriff von der Sache. Er ſtand ſprachlos da, ſpricht de Piles, als Einer, der keine Worte finden konnte, um die Idee von Schönheit, die dieſes Gemälde in ihm erweckte, auszudrücken. Von dem wichtigen Mangel, den Apelles daran fand, ſagt er kein Wort. — Und dann iſt unrichtig, daß Apelles für ein einziges Gemälde des Protogenes 50 Talente bezahlt habe; Plinius, aus dem er gleichwohl die Anekdote genommen, ſagt ſehr deutlich das Gegentheil.

Die hier erzählte Hauptanekdote findet ſich bei Plinius H. N. 35, 36, 13; die von des Protogenes Jalyſus bei Aelian V. H. 12, 41, und bei Plutarch im Leben des Demetrius, in welchen beiden Stellen auch des Apelles Kunſturtheil angeführt wird, womit man vergleichen muß Plinius

35, 36, 10. Dieſe Vergleichung wird ergeben, daß der erſte gegen de Piles ausgeſprochene Tadel nur in ſo fern gegründet iſt, als er des Apelles Urtheil verſchweigt, nicht aber in dem, was deſſen anfängliches Verſtummen beim Erblicken des Jalyſus betrifft; denn Aelian und Plutarch ſagen dieß beide, Plinius aber nennt gar nicht, wie jene, den Jalyſus ausdrücklich, ſondern nur ein mit dem ſorgfältigſten Fleiße von Protogenes gemaltes Werk. Wieland hätte übrigens die Handlung des Apelles noch mehr hervorheben können, wenn er angeführt hätte, daß Protogenes ſich ihm ſchon als Rival gezeigt hatte; denn die Begebenheit mit der bekannten Linie beider, die den Kunſtkennern ſo viel Kopfzerbrechens koſtet (Plin. 35, 36, 11.), muß dem Kaufe des Apelles vorhergegangen ſeyn.

6.

Ariſtophanes.

An Herrn Hofrath Voß.

1793.

Sie haben wohl auch davon gehört, daß man eine metriſche Ueberſetzung des Ariſtophanes von mir zu erwarten habe, und vermuthlich werden Sie — dem weder meine Ruhe, noch meine nicht ohne Mühe per varios casus et tot discrimina rerum errungene gloria gleichgültig iſt — über die Verwegenheit einer ſolchen Unternehmung in meinen Jahren erſchrocken ſeyn. Aber beruhigen Sie ſich, mein lieber V. So arg iſt es nicht, als man Ihnen geſagt hat. Ich habe meine Kräfte nun endlich lange genug verſucht, um ſo ziemlich genau berechnen zu können, quid valeant humeri, quid ferre recusent; und dieß allein wäre ſchon mehr als hinreichend, mich von einer ſo halsbrechenden Arbeit, als in meinen Augen eine metriſche Ueberſetzung des unüberſetzlichſten aller griechiſchen Schriftſteller iſt, abzuſchrecken. In der That käme ich mir mit einem ſolchen Vorhaben (von mir unternommen, merken Sie wohl! denn ich kenne mehr als Einen, dem ich's zutraue, daß er dieſes Abenteuer nur zu wagen brauchte, um es glücklich zu beſtehen),

ich käme mir, ſage ich, wenn ich mich auch nur gegen mich ſelbſt zu einem ſolchen Wageſtück anheiſchig machen wollte, nicht viel weiſer vor, als der ariſtophaniſche Trygäos, da er ſich einfallen ließ, auf einem Roßkäfer in den Himmel zu reiten. — Sagen Sie nicht, ich hätte mich ja ſchon an Horaz und Lucian verſucht, und der gute Erfolg dieſer, in ihrer Art gewiß nicht leichten Unternehmungen dürfte mir wohl Muth machen, auch mit einem jenen beiden in gewiſſem Sinne ſo ähnlichen Schriftſteller fertig werden zu können. Der Unterſchied iſt ſowohl an ſich ſelbſt, als in Rückſicht auf mich unermeßlich. Es iſt freilich unter den alten, zumal griechiſchen Schriftſtellern von der erſten Claſſe keiner, der nicht ſeine eigenen, oft ſehr großen Schwierigkeiten hätte; aber mit dem Ariſtophanes iſt doch, von dieſer Seite, keiner zu vergleichen. Wie viele und vielerlei Kenntniſſe, welche Stärke in der Sprache, welche Beleſenheit in den übrigen Schriftſtellern dieſer Nation, welche Bekanntſchaft mit ihrer Geſchichte, mit ihrer politiſchen Verfaſſung und mit ihrem Privatleben, mit ihren Künſten, Sitten, Gebräuchen, Alterthümern u. ſ. w. und, mit allen dieſen und andern Vorkenntniſſen, welch ein beſonderes, unverdroſſenes und langwieriges Studium der Komödien des Ariſtophanes ſelbſt gehört dazu, um ſie nur erſt völlig zu verſtehen und ſo geläufig und con gusto, wie etwa die Komödien des Molière, Congreve oder Goldoni leſen zu können. Aber, wer dieß auch kann, o, wie weit iſt der noch davon entfernt, ſie in die deutſche oder irgend eine andere heutige Sprache, wie reich und ausgebildet ſie auch ſeyn mag, übertragen zu können! Geſetzt aber, er könnte auch dieß und könnte es auf eine andere Art, wodurch er (was gewiß eine ſehr ſchwere Aufgabe iſt) die Philologen von Profeſſion befriedigte: wie

viel fehlte da noch, um eine Ueberſetzung gegeben zu haben, die, ohne dem Ariſtophanes etwas zu nehmen, wodurch er in den Augen ſeiner Freunde verlöre, oder etwas zu leihen, wobei er nach ihrem Urtheile nichts gewänne, ſo beſchaffen wäre, daß ſie auch von dem größern Theile des gebildeten, aber nicht gelehrten Publicums ohne Anſtoß und mit Vergnügen geleſen werden könnte! Dieß möchte immer eine ſehr ſchwere, aber doch mögliche Arbeit ſeyn, wenn die Rede von Werken eines Menander wäre; aber die Komödien oder (um ihnen ihren rechten Namen zu geben) die Poſſenſpiele — freilich Poſſenſpiele eines Mannes von Genie, der in ſeiner Art ſo einzig war, als Shakeſpeare in der ſeinigen — ſo voller Witz und Laune, als keine andere Producte des Witzes und der Laune, aber doch Poſſenſpiele — Carricaturen, wie ſie nur eine Meiſterhand zeichnen konnte, die in jedem Zug den Künſtler ſehen laſſen, dem die wahren Lineamente der menſchlichen Natur bekannt waren, aber doch Carricaturen — kurz, die Komödien eines Ariſtophanes ſo in unſere Sprache zu übertragen, daß man es zugleich dem Publicum, den Kennern und ſich ſelbſt zum Danke gemacht hätte! — Denn das Letzte wenigſtens iſt — ſo unmöglich, daß ich für meinen Theil keinen bündigern Beweis, daß Jemand zum Ueberſetzer dieſes von allen Muſen und Grazien begünſtigten attiſchen Scurra ganz verdorben ſey, verlangen würde, als dieſen, wenn er auch, nachdem er mit unverdroſſenſtem Fleiße alle Kräfte ſeines Geiſtes und die Hälfte ſeines Lebens an ihn verſchwendet hätte, mit ſeiner Arbeit zufrieden ſeyn könnte. — Um ſich auch nur in einen Theil der Schwierigkeiten, mit welchen ein Ueberſetzer des Ariſtophanes alle Augenblicke zu kämpfen hat, zu verſetzen, brauchen Sie, mein Freund, ſich nur zu erinnern, wie ſo

sehr verschieden das Zeitalter, in welchem, und das Volk, für welches ich Armer ihn — Ihrer Erwartung zufolge — übersetzen soll. — Erinnern Sie sich, wie himmelweit das, was man damals Komödien nannte, als

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque, poetae,
Atque alii, quorum Comoedia prisca virorum est,

für die Belustigung des atheniſchen ſouveränen Pöbels an den Dionyſien arbeiteten, von unſern heutigen Luſtſpielen, beſonders unſern beliebten Familienſtücken, verſchieden war. Erinnern Sie ſich, wie ſehr das Lächerliche ſowohl als die Art, wie man es belacht, wie ſehr die Begriffe von dem, was in jeder Art von Ergießung einer fröhlichen, ſchalkhaften, muthwilligen, ſatiriſchen Laune anſtändig oder unanſtändig iſt, und die Grenzen, welche man hierin nicht um eine Linie überſchreiten darf, von dem Grade der Cultur, den Sitten, den herrſchenden Begriffen und Maximen, und ſelbſt von der politiſchen, religiöſen und ökonomiſchen Verfaſſung eines Volks abhängig ſind, und was für einen Unterſchied 2400 Jahre in Allem dieſem machen. Erinnern Sie ſich des Charakters des atheniſchen Volks, des lebhafteſten, leichtſinnigſten, frivolſten, inconſequenteſten, des zugleich klügſten und albernſten, liebenswürdigſten und unartigſten aller Völker, die jemals geweſen ſind; auch vergeſſen Sie nicht, daß dieſes Volk in der Epoche des peloponneſiſchen Krieges, worin Ariſtophanes ſchrieb, nicht nur ſouverain, ſondern durch die Umſtände der Zeit ungewöhnlich überſpannt und dabei in einem hohen Grade ſittlich verdorben war. Nehmen Sie noch dazu, daß die Komödienſchreiber mehr für die rohern Volksclaſſen, für die Bewohner des Piräeus, Handwerker, Seeleute und Matroſen, als für den ariſtokratiſchen, d. i. (ſelbſt nach der Bedeutung dieſes Wortes bei den Athenern) für den

gebildeten und edlern Theil ihrer kleinen Nation arbeiteten und sich eben darum Einfälle, Einkleidungen und Wendungen, Ausdrücke und Darstellungen nicht nur erlauben durften, sondern erlauben mußten, die selbst dem undelicatesten Theil unsers lesenden Publicums nicht präsentirt werden dürften. Erinnern Sie sich endlich, wie voll alle seine Stücke nicht nur von solchen satirischen Zügen und Scherzen, deren Einkleidung entweder unserm sittlichen Gefühl oder unsern Begriffen vom Anständigen zuwider sind, sondern auch (was eine der größten Martern des Uebersetzers ausmacht), wie voll sie auf allen Seiten von Anspielungen auf damalige Local- und Zeitumstände, von kleinen Charakterzügen und Anekdoten, die Jedermann bekannt und verständlich waren, von Parodien und Anspielungen aus Tragödien, die einem Jeden in frischem Andenken lagen, kurz, von einer Menge kleiner Artigkeiten, Facetien, witziger oder schalkhafter Züge und feiner Pinselstriche sind, welche, wo nicht immer für alle, doch für unsre meisten Leser verloren gehen. — Nehmen Sie dieß Alles zusammen, und Sie werden mir schwerlich Unrecht geben können, wenn ich behaupte, daß der Gedanke, den Aristophanes zu übersetzen, ein Einfall sey, der einem Menschen, dem seine Ruhe lieb ist, nur von einem sehr über ihn erzürnten Dämon müßte eingehaucht worden seyn.

Und wie kommen Sie denn dazu, höre ich Sie sagen, daß ein schon überall verbreitetes Gerücht Ihnen ein Unternehmen, gegen welches Sie so sehr eingenommen sind, andichtet? Um Ihnen dieß begreiflich zu machen, mein Fr., brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß es mit diesem Gerüchte wie mit allen andern beschaffen ist: es ist zwar nicht ganz wahr; aber etwas Wahres hat doch die Veranlassung dazu gegeben. Ich habe von Jugend auf eine natürliche Anmuthung

zu schweren literarischen Abenteuern gehabt; und so ist mich denn vorlängst der Einfall angewandelt, einige Stücke des Aristophanes zu übersetzen, und zwar (um mir die Arbeit noch schwerer zu machen) in Versarten zu übersetzen, die den seinigen so nahe kämen, als es die Natur unserer Sprache und die Grenzen meiner versificatorischen Kunstfertigkeit nur immer erlauben würden. Weil ich aber immer etwas Angelegneres zu thun hatte, und (die Wahrheit zu sagen) auch, weil mein guter Dämon mich immer theils durch Vorhaltung aller der vorbesagten Schwierigkeiten, theils durch mancherlei andere Vorstellungen von einem so gefährlichen Vorhaben abschreckte, so blieb dieser Einfall immer unausgeführt, und es wurde endlich gar nicht mehr daran gedacht. Indessen fügte sich's doch im letztabgewichenen Winter, daß ich, nachdem ich mit der ziemlich ermüdenden Arbeit, den neuen Amadis in zehnzeilige Stanzen umzugießen, zu Stande gekommen war, mich einige Wochen lang (nebenher mochte auch der Einfluß der damaligen Witterung auf das sehr zerbrechliche Futteral meiner Seele mit Antheil daran haben) zu allen Beschäftigungen des Geistes so verdrossen und untüchtig fühlte, daß mir dieser Zustand zuletzt unerträglich wurde. Ich nahm anfangs meine Zuflucht zu meinem Aesculap, bei welchem ich in ähnlichen Fällen öfters schleunige Hülfe gefunden hatte; da sich aber das Uebel dießmal durch keine Alexipharmaca beschwören lassen wollte, so brachte mich die Verzweiflung endlich auf den Einfall, die Sache anders anzugreifen und zu versuchen, was daraus werden würde, wenn ich mir selbst eine Arbeit, wozu eine außerordentliche Anstrengung aller Seelenkräfte erfordert würde, auflegte, die aber zugleich so beschaffen wäre, daß keine eigene Erfindungskraft dazu nöthig wäre, und daß ich, ohne den Faden zu

verlieren, immer abbrechen könnte, wenn ich wollte. Hier fiel mir nun auf einmal Aristophanes wieder ein, und die Hoffnung; durch ihn von der ungewohnten Schlafsucht meines Geistes geheilt zu werden, wirkte auf der Stelle so lebhaft auf mich, daß ich sogleich Anstalt traf, den Versuch mit den Acharnern desselben zu machen. Ob mir dieser Versuch gelungen oder mißlungen sey, müssen Andere entscheiden; aber meinen medicinischen Endzweck erreichte ich, bevor noch der vierte Theil des Stücks fertig war, so gut, daß ich wieder mit Munterkeit und Leichtigkeit arbeiten konnte. Ich verwandte nun alle Zeit, die mir andre nöthigere Beschäftigung übrig ließen, an die Fortsetzung und Vollendung der Acharner; und, was meine Lust zur Sache nicht wenig vermehrte, war die Bemerkung, daß die seit einigen Jahren vor unsern Augen in Frankreich gespielte große tragi-komische Sans-culotten-Farce auf dieses Stück und noch mehr auf die Ritter (oder, wie der Titel noch richtiger heißen könnte, Demagogen) und den Frieden eben dieses Dichters ein ganz neues Licht warf, vielen Stellen gleichsam zum Schlüssel diente, vielen Gemälden und Charakterzügen eine Wahrheit und fraîcheur gab, als ob sie erst gestern von dem Pariser Volk und den Demagogen, von denen ganz Frankreich sich so erbärmlich mystificiren und mißhandeln läßt, copirt worden wären. Mir däuchte, daß diese Stücke dadurch ein ganz neues und eigenes Interesse für den gegenwärtigen Moment erhielten, ein Interesse, das sie nur vor sechs Jahren noch nicht gehabt hätten, und das den Aristophanes, wenn eine gute Uebersetzung von ihm in diesem Zeitpunkte erscheinen könnte, zu einem der allgemeinsten und angenehmsten Lehrbücher machen würde. Natürlicher Weise mußte diese Betrachtung ein neuer Sporn seyn, mich zu Ueberwindung der

Schwierigkeiten, welche meinen Muth nicht ſelten niederſchlugen, anzufriſchen. — Kurz, in einigen Monaten wurde mein Verſuch einer metriſchen Ueberſetzung der Acharner fertig, und nun ließ ich mich durch den Beifall, womit er von einigen meiner Freunde, deren Lob auch den Beſcheidenſten ſtolz machen könnte, aufgenommen wurde, um ſo eher verleiten, auch mit den Rittern, einer faſt unbegreiflich kühnen Perſonalſatire auf den damals Alles vermögenden Demagogen Kleon und auf das ſouveraine Volk von Athen ſelbſt, ein Gleiches zu verſuchen, da gerade dieſes Stück mit den treffendſten Anſpielungen auf die ſogenannte franzöſiſche Republik angefüllt iſt und überhaupt vor den Acharnern in vielen Stücken den Vorzug behaupten kann. Das franzöſiſche Sprüchwort: l'appetit vient en mangeant, findet ſeine Anwendung auch bei Geiſtesgaben dieſer Art. Außer dem Vergnügen, große Schwierigkeiten mit einem Fleiße, der einen glücklichen Erfolg zu verdienen ſcheint, überwunden zu haben, macht uns auch der Umſtand, daß die Fertigkeit mit der Uebung zunimmt, und die bereits errungenen Vortheile uns für künftige Bürge ſind, immer mehr Muth und Begierde zum Fortfahren. Wiewohl es vielleicht bloſe Täuſchung iſt, wenn wir uns die Schwierigkeiten einer ſchon halb vollbrachten Arbeit immer kleiner vorſtellen, je weiter wir vorwärts kommen, ſo hilft uns doch dieſe Täuſchung unvermerkt durch; und am Ende iſt doch etwas gethan, wenigſtens die Bahn einem Andern gebrochen, dem es nun deſto leichter möglich ſeyn wird, das Ziel zu erreichen, zu welchem wir ſelbſt nicht gelangen konnten.

Dieß, lieber V., iſt die Geſchichte meines literariſchen Abenteuers mit dem Ariſtophanes. Sie ſehen daraus, wie ich zu dem verwegnen Unternehmen gekommen bin, die

Acharner und die Ritter des unübersetzlichen Aristophanes deutsch reden zu lehren. Komme ich mit den letztern zu Stande, so ist es vielleicht möglich, daß ich mich auch noch an die Irene wage. Aber dieß ist auch Alles, was ich Ihnen vor der Hand versprechen kann, und an eine Uebersetzung aller eilf übrigen Stücke, die der heilige Chrysostomus von den Werken seines Lieblings aus den Klauen der Mönche des vierten Jahrhunderts gerettet haben soll, ist auf keinen Fall zu gedenken. Auch dann, wenn ich bei völliger Muse noch zwanzig Jahre Leben vor mir hätte, würde ich mich aus noch wichtigern Ursachen, als die ich Ihnen bereits angeführt habe, zu einer solchen Arbeit nicht entschließen können. Nun aber, da ich es für Pflicht halte, den besten Theil meines noch übrigen Lebens, soweit es noch reichen mag, der neuen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke und Schriften zu widmen, bleibt mir in einem Alter, welches auch bei dem besten Willen meinem Fleiß immer engere Grenzen setzt, weder Zeit noch Vermögen genug übrig, um weit aussehende Dinge zu unternehmen: und ich würde mir sogar ein Bedenken gemacht haben, auch nur die Stunden, die ich bisher auf den Aristophanes verwendet habe, jener pflichtmäßigern Beschäftigung zu entziehen, wenn es nicht aus mehr als einer Rücksicht nothwendig wäre, den Geist nicht immer auf einerlei Art von Arbeit gespannt zu erhalten, sondern mit den Gegenständen, an welchen wir unsere Seelenkräfte üben und unsere Lebensgeister aufzehren, abzuwechseln; weil die Erfahrung lehrt, daß schon die bloße Veränderung der Gegenstände unserer Geistesarbeiten und der Art und Weise, wie wir uns beschäftigen, eine Art von Erholung und Ruhe ist.

Bei Allem dem, lieber Freund, gestehe ich Ihnen sub rosa, daß ich, wofern wir lange genug leben, et si deus

nobis haec otia faciet, es nicht verreden möchte, daß die Reihe endlich auch noch an die Vögel und Fröſche oder an die Wolken kommen könnte. Ich ſehe nicht gern gar zu weit in die Zeit hinaus, die noch nicht iſt und vielleicht nie ſeyn wird, und es iſt genug, daß jeder Tag ſein pensum und ſeine eigene Plage habe.

Vorerinnerungen zu der Ueberſetzung der Acharner.

I.

Unter mehr als ſiebzig Komödien, die dem Ariſtophanes von den Alten zugeſchrieben werden, und wovon nur eilf auf uns gekommen ſind, iſt dieſe die zweite der Zeitordnung nach, in welcher ſie zu Athen auf den Schauplatz kamen. Sie wurde im ſechsten Jahre des peloponneſiſchen Krieges aufgeführt und hatte (wie noch einige Stücke dieſes Dichters) zur Hauptabſicht, den ſouverainen Pöbel von Athen auf eine ſeinem Leichtſinn und ſeinem Geſchmack an burlesken Einfällen angemeſſene Art von dieſem Kriege, der ihrer Republik und dem ganzen Griechenlande gleich verderblich war, abzuziehen und zum Frieden oder wenigſtens zu einem lange dauernden Waffenſtillſtand mit den Peloponneſiern und ihren Bundesgenoſſen, den Megarern, Böotiern u. ſ. w., geneigt zu machen.

II.

Ungeachtet die Verfaſſung von Athen damals völlig demokratiſch war, ſo hatte ſich doch noch immer eine Partei, die man ariſtokratiſch nennen kann, erhalten, die ſich, wiewohl mit ungleichem und faſt immer unglücklichem Erfolg,

angelegen seyn ließ, den Demagogen, welche das Volk immer zu den ausschweifendsten und ungerechtesten Maßregeln verleiteten, so viel möglich das Gegengewicht zu halten. Wer die Komödien des Aristophanes mit einiger Aufmerksamkeit auf ihre politische Tendenz gelesen hat, wird schwerlich zweifeln können, daß er, es sey nun aus innerer Ueberzeugung oder weil er dazu erkauft war, sich zu diesen Aristokraten gehalten habe, welche, wie sich mit Grund annehmen läßt, wenigstens so lange sie die schwächere Partei im Staat waren, immer die richtigern Begriffe von dem wahren Interesse des Staats hatten und es um so viel besser als jene herrschsüchtigen und raubgierigen Demagogen mit demselben meinten, je enger sie als ansehnliche Landeigenthümer ihr eigenes Interesse mit der Erhaltung des Ganzen verbunden sahen; da hingegen jene populären Volksmänner (größtentheils Leute von schlechter Herkunft und Erziehung) ihr Interesse dabei fanden, das eitelste, rascheste, verwegenste und ehrgeizigste Volk, das vielleicht je gewesen ist, mit weitaussehenden Planen anzuködern und durch überspannte Einbildungen von seiner Uebermacht in Unternehmungen zu verwickeln, wobei sie sich selbst demselben wichtig und nothwendig machen konnten. Sie glichen, sagt Aristophanes, den Fischern, die desto mehr fangen, je trüber sie das Wasser gemacht haben.

III.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die aristokratische Partei (wiewohl sie unter der Demagogie des Perikles sehr gedämpft worden war) eben darum, weil sie die Minorität im Staat ausmachte, sich gleich anfangs, da es zwischen den Peloponnesiern und Athenern zum Bruch kam, so viel möglich

dem Perikles, der zu einem ſtandhaften Betragen gegen die Anmaßungen der Korinthier und Lacedämonier rieth, widerſetzt haben werde; wenigſtens iſt aus mancherlei Gründen zu glauben, daß die Bürger aus den älteſten Familien, die reichſten an Landeigenthum und beſonders auch die Claſſe, die unter dem Namen der Ritter begriffen war, ſchon lange vor dem Treffen bei Amphipolis friedensluſtig waren, und daß Nikias ſelbſt (der nach Perikles Tod der angeſehenſte und reichſte unter den Staatsmännern und Feldherren der Athener war) ſich immer auf dieſe Seite neigte, wiewohl er ſeiner Gemüthsart nach der Gewalt des Stromes nachgab und ſich nicht eher als nach dem Tode des berüchtigten Demagogen Kleon (vier Jahre nach der öffentlichen Aufführung der Acharner), ſeines beſtändigen und heftigſten Antagoniſten, mit Nachdruck für den Frieden erklärte, welcher denn auch bald darauf wirklich geſchloſſen, aber auch durch die Ränke des Alcibiades ſo bald wieder vernichtet wurde, daß er, als ein bloßer Waffenſtillſtand von ſehr kurzer Dauer, bei Aufzählung der 27 Jahre, welche der peloponneſiſche Krieg dauerte, in keine Betrachtung kam.

IV.

Ohne dieſe Vorausſetzung einer zum Frieden geneigten anſehnlichen Partei, auf deren Wohlwollen und Schutz Ariſtophanes allenfalls ſicher rechnen durfte, wüßte ich mir die erſtaunliche Dreiſtigkeit nicht zu erklären, mit welcher dieſer komiſche Dichter in dem vorliegenden Stücke ſich gegen einen Krieg erklärt, der wenigſtens von der großen Majorität des Volks beſchloſſen und bereits im ſechsten Jahr, zwar mit immer abwechſelndem Glücke, aber nur deſto leidenſchaftlicher

geführt worden war. Schwerlich würde ein Mensch wie Aristophanes (außer seinem Talent einer der unbedeutendsten in Athen) sich gleich im Anfang seiner komischen Laufbahn eines solchen Wagestücks unterfangen haben, wenn er nicht von den Häuptern der friedfertigen Partei unter der Hand dazu aufgemuntert worden und ihres Schutzes um so gewisser versichert gewesen wäre, je mehr ihnen daran gelegen war, sich seines Talents als eines vorzüglich geschickten Werkzeuges, auf den großen Haufen zu wirken, auch zu ihren politischen Absichten bedienen zu können. Ich finde mich in dieser Vermuthung außer den Gründen, die in der Sache selbst liegen, durch eine Stelle des Plutarch im Leben des Nikias bestärkt, worin er (wiewohl nur überhaupt, und ohne des Aristophanes ausdrücklich zu erwähnen) sagt, daß sich Nikias, um der Popularität des Kleon das Gleichgewicht zu halten, eine vorzügliche Angelegenheit daraus gemacht habe, sich bei dem Volk durch seine Choregien, das ist, durch die Schauspiele, die er als Choregus [1] auf seine Kosten aufführen ließ, in Gunst zu setzen. Wie sollte er also versäumt haben, sich hierzu vorzüglich desjenigen zu bedienen, der es damals an Genie, Witz und Geschicklichkeit, das athenische Volk zu belustigen, allen seinen Rivalen in der komischen Kunst zuvor that?

V.

Doch, wie dem auch gewesen seyn mag, dieß ist gewiß, daß die Komödie, von welcher hier die Rede ist (so wie viele andere und vielleicht die meisten Stücke des Aristophanes),

[1] Dies war der Name derjenigen, die dem Volk öffentliche Schauspiele auf ihre eignen Kosten geben mußten und abwechselnd aus den reichsten Bürgern jeder Zunft erwählt wurden

eine politische Tendenz hatte und unter dem Schein, den Pöbel blos durch tolle Erfindungen, possirliche Carricaturen und scurrile Einfälle aller Arten zu belustigen, im Grunde auf den sehr ernsthaften Zweck abgezielt war, die Athener eines heillosen Krieges überdrüssig zu machen und nach dem Frieden, an welchem die aristokratische oder lacedämonische Partei (wie sie von ihren Gegnern genannt wurde) in der Stille und gleichsam unter Grund arbeitete, lüstern und ungeduldig zu machen.

VI.

Mit wie viel Verstand, Feinheit und Gewandtheit Alles in vorliegendem Stück im Ganzen und im Detail auf diesen Zweck angelegt ist, wird auch ohne mein Zuthun jedem aufmerksamern Leser, zumal bei einer zweiten, absichtlich hierauf gerichteten Durchlesung, augenscheinlich werden; und ich enthalte mich um so mehr, dieses durch eine besondere Analyse zu zeigen, weil ich Niemanden hierin vorgreifen und das Vergnügen, das, was sich hierüber sagen ließe, selbst zu entdecken, verkümmern möchte. Nur dieß Einzige sey mir erlaubt zu erinnern, daß man dieses nach der allgemeinen Form der atheniſchen alten Komödie gebildete Stück, auch was diesen Punkt betrifft (so wenig als in allen andern Rücksichten), nicht nach den Regeln des modernen Lustspiels beurtheilen müsse. Daß der Dichter seinen eigentlichen Zweck öfters aus dem Gesicht zu verlieren scheint und sich so viel episodische, zu seinem Hauptplan nicht gehörige oder wenigstens seine Absicht nur nebenher befördernde Scenen erlaubt; die anscheinende Planlosigkeit und Willkürlichkeit des Zusammenhangs; der Mangel an künstlicher Verwicklung und Entwicklung, an

Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit, — das Alles waren in den Augen der Athener nicht nur keine Fehler, sondern es war im Gegentheil, was sie forderten, wenn ihnen ein Stück dieser Art gefallen sollte. Mannigfaltigkeit, Ueberraschung durch unerwartete, aber desto piquantere Episoden (wie in diesem Stücke z. B. die Scene mit dem Euripides und die mit den Schweinchen des Megarers), Neuheit der Erfindung (je ausschweifender und possirlicher, desto besser!), durch Lebhaftigkeit der Darstellung unterstützt, häufige Anspielungen und Parodien der Tragiker, lächerliche, mitunter auch bittere Spöttereien und Kritiken über die Gebrechen des Staats, bald geradezu, bald in einen allegorischen Schleier gehüllt, leichtfertige und doppelsinnige Scherze, Seitenhiebe nach einzelnen mit Namen genannten Personen, — das waren die Mittel, wodurch ein komischer Dichter sich ihnen empfehlen konnte, worin er mit seinen Mitkämpfern um den Epheukranz wetteifern mußte, und worin Aristophanes (wie es scheint) alle andere alte Komiker so weit hinter sich zurückließ, daß sich von mehr als sechzigen, deren Stücke von griechischen Schriftstellern genannt oder angezogen werden, nicht einer neben ihm hat erhalten können.

VII.

Von der Uebersetzung, die ich hiemit den Liebhabern (die mir dießmal noch furchtbarer sind als die Kenner) nicht ohne Schüchternheit vorlege, habe ich dem, was bereits in dem voranstehenden Schreiben gesagt worden ist, nur wenig beizufügen. Ich gebe sie für einen bloßen Versuch und fühle nur zu sehr, wie wenig eine so schwere, mühselige und undankbare Arbeit sich für meine Jahre, meine Kräfte und

meine Sinnesart ſchickt. Indeſſen, da ich den Verſuch nun einmal machen wollte, habe ich weder Fleiß noch Zeit geſpart, ihn ſo gut, als mir möglich war, wenigſtens (wie ich glaube) ſo gut zu machen, daß es einem Andern, der ſich zum Ueberſetzer des Ariſtophanes berufen fühlen mag, nun um ſo leichter ſeyn wird, meine Arbeit zu übertreffen. Ich zweifle nicht, daß ich ſelbſt mit einem noch hartnäckigern Fleiß und einem noch größern Zeitaufwand vielleicht etwas weniger Unvollkommenes (beſonders auch in Rückſicht auf die ſchwerern Versarten) hätte zu Stande bringen können; aber ich geſtehe, daß ich mir zuletzt Vorwürfe über eine ſolche Anwendung des Reſts meiner Lebenskräfte machte und in dieſen Vorwürfen die Stimme meines guten Genius zu hören glaubte.

Daß ein Dichter metriſch überſetzt werden müſſe, iſt bei mir etwas Ausgemachtes. Etwas Gewagtes, aber (meinem Gefühl nach) beinahe Unnachläßliches war es, den Ariſtophanes nicht nur in ſeinen gewöhnlichen Jamben, ſondern auch in ſeinen Trochäen, Anapäſten und achtfüßigen jambiſchen Verſen, ſoviel es mir möglich ſeyn wollte, nachzubilden oder — nachzupfuſchen. Denn, die Wahrheit zu ſagen, bei den Anapäſten, zu welchen unſere Sprache ganz und gar nicht geeigenſchaftet iſt, verdient mein Verſuch kaum einen beſſern Namen. Indeſſen hab' ich doch auch dieſe Versart überall, wo ſie Ariſtophanes gebraucht, beibehalten, weil ſie mir da, wo er ſie gebraucht, eine eigene Schicklichkeit zu haben ſcheint. Ich habe, ſo viel möglich, mein — nicht ganz Midas-artiges Ohr dabei zu Rathe gezogen, aber mir doch die Freiheit erlauben müſſen, ſo oft es ſich nicht anders thun ließ, den Anapäſt ⏑ ⏑ — mit dem Amphibrachys ⏑ — ⏑ zu vertauſchen; eine Freiheit, ohne die es (meines Erachtens) eben ſo unmöglich iſt, eine etwas lange Folge von deutſchen Anapäſten,

als eine Folge von deutſchen Herametern ohne häufige Verwechslung des Spondeus mit dem Trochäus zu fabriciren. Was aber die eigentlich lyriſchen Metra in den Partien des Chors betrifft, welche nicht declamirt, ſondern zugleich mit einer Art von Tanz geſungen wurden, ſo habe ich mir ein freieres Metrum mit deſto weniger Bedenken erlaubt, da, wenn ich auch dabei Fuß für Fuß in die Tritte des Ariſtophanes hätte ſetzen können, dieſe Stellen von meinen Leſern doch nicht geſungen, geſchweige nach den Ariſtophaniſchen Melodien geſungen würden, und alſo eine unſägliche Arbeit und Zeitverſchwendung ganz zwecklos angewandt worden wäre.

Doch es iſt Zeit, dieſem Prologus ein Ende zu machen und zu hören, was uns der ehrliche Bürger Dikäopolis, als Repräſentant des geſund und billig denkenden Theils der Republik, zu ſagen hat; er, der einen plan- und zweckloſen Krieg (wie wir) ſo herzlich verabſcheut, daß er — da es ihm nicht gelingen will, ſeine Mitbürger zu Friedensgedanken zu bewegen, lieber einen Separatfrieden für ſich und ſein Haus machen, als ſeine ſchönen Felder, Weinſtöcke, Obſtbäume und Knoblauchbeete umſonſt und um nichts den Verheerungen von Feinden, die er mit einem Worte zu Freunden machen kann, länger Preis gegeben ſehen will.

Die Acharner

oder

der Friede des Dikäopolis.

Aufgeführt an einem der Lenäiſchen Feſttage im dritten Jahre der 88ſten Olympiade und im 6ten des peloponneſiſchen Krieges.

Perſonen.

Dikäopolis.

Ein Herold oder Aufrufer in der Volksverſammlung.

Amphitheos.

Ein Prytane (einer von den Fünfzigen, welche, nach einer gewiſſen feſtgeſetzten Ordnung, abwechſelnd den Vorſitz im Senat der Fünfhundert führten).

Die vom perſiſchen Hofe zurückgekommenen Abgeſandten.

Pſeudartabas (ein angeblicher Geſandter des Königs von Perſien) mit ſeinen Kämmerlingen.

Theoros, ein anderer atheniſcher Geſandter, aus Thracien zurückgekommen.

Die Frau und Tochter des Dikäopolis.

Euripides.

Kephiſophon, ſein Bedienter.

Lamachos, ein atheniſcher Kriegsoberſter.
Ein Megarer.
Zwei junge Töchter des Megarers.
Ein Sykophant.
Ein Böotier.
Nikarchos.
Ein Bedienter des Lamachos.
Ein armer Landmann.
Ein Brautdiener.
Zwei Eilboten.
Kämmerlinge des Pſeudartabas, Thracier, und andere ſtumme Perſonen.

Die Scene liegt im Pnyx, einem nahe an der Akropolis (Burg) gelegenen öffentlichen Platz zu Athen, der mit dem großen Marktplatz zuſammenhing, und wo gewöhnlich die Ekkleſien oder Nationalverſammlungen gehalten wurden, welchen jeder volljährige Bürger von Athen beizuwohnen und ſeine Stimme dabei zu geben berechtigt war.

Erſter Act.

Dikäopolis allein.

Wie viele Dinge nagen mir am Herzen!
Wie einzeln ſind hingegen die frohen Augenblicke!
Kaum zähl' ich dieſer viere; jene ſind
Wie Sand am Meer', unzählbar. Laß doch ſehn,
Was iſt von Langem her mir aufgeſtoßen,
Das einem Ehrenmanne noch allenfalls
Das Herz erfreuen konnte? — Die fünf Talente,

Die Kleon[1] wieder von ſich geben mußte —
Ein ſüßer Augenblick! Die wackern Ritter,
Das machten ſie gut! Wie lieb' ich ſie darum!
Ganz Hellas iſt in ihrer Schuld dafür.
Allein wie tragiſch mußt' ich bald darauf
Für dieſe Wolluſt im Theater büßen!
Da ſitz' ich euch mit offnem Maul' und harre auf
Ein Stück von Aeſchylos; kommt nicht der Herold
Und ruft: Theognis, führe deinen Chor hervor![2]
Wie, meint ihr, daß mir das ins Herz gegriffen?
Dafür, geſteh' ich, hat mir's große Luſt gemacht,

[1] Kleon, ein berüchtigter atheniſcher Demagog dieſer Zeit, der, beſonders nach dem Tode des großen Perikles, ohne andere Talente oder Verdienſte als eine ungeheure Stimme, eine grenzenloſe Unverſchämtheit und Dreiſtigkeit und die Geſchicklichkeit, dem atheniſchen Pöbel immer nach dem Munde zu reden, ſich zu einem ſo wichtigen Manne zu machen wußte, daß er in der erſten Hälfte des peloponneſiſchen Krieges eine große, wiewohl für Athen und zuletzt auch für ihn ſelbſt ſehr unglückliche Rolle ſpielte. Ariſtophanes war ſein erklärter Feind und bewies es ihm, außer vielen Stellen in ſeinen übrigen Komödien, durch die Ritter, die ausdrücklich auf ihn gemünzt waren, mit einer beinahe unbegreiflichen Kühnheit. — Von der Anekdote, worauf hier angeſpielt wird, iſt nichts Näheres bekannt.

[2] Aerger konnte der arme Dikäopolis nicht in ſeiner Erwartung getäuſcht werden; denn dieſer Theognis (den man mit dem weit ältern Gnomologen dieſes Namens nicht verwechſeln muß) war ein ſo froſtiger Tragödiendichter, daß er den Uebernamen Chion (Schnee) erhielt, der unſerm Dichter weiter unten den Stoff zu einem ſehr beißenden Scherz über ihn gibt. Vermuthlich hatte dieſer Theognis es eben der individuellen Beſchaffenheit, die ihn zu einem ſo froſtigen Dichter machte, zu danken, daß er einen Platz unter den dreißig Tyrannen erhielt, die das ſouveraine Volk von Athen 21 Jahre ſpäter für alle thörichte Streiche, die es in ſeinem unbeſchreiblichen Leichtſinn und Uebermuth ſeit 50 Jahren begangen hatte, auf eine ſo grauſame Weiſe züchtigten.

Als neulich um den Preis im Wettgeſang [1]
Dexitheos hervortrat, das Böotier-Lied zur Cither
Zu ſingen. [2] Dagegen hätt' ich bald den Tod
Davon gehabt und mir den Hals beinah verdreht,
Als der engbrüſt'ge Chäris jüngſt den Schlachtgeſang
Zu quicken anfing. [3] Aber nie, ſeitdem ich mir

[1] Die muſikaliſchen Preiskämpfe in Athen ſind bekannt. Der Preis des Sieges war ein Kalb; daher heißt es im Original: επι μοσχῳ.

[2] Das Böotier-Lied, *Βοιωτιον* sc. *νομιον*, eine Art von Geſang, wovon Melodie und Tact etwa auf dieſelbe Art beſtimmt und feſtgeſetzt war, wie in der neuern Muſik z. B. das Menuet, die Chaconne, das Siciliano u. dgl. Die Griechen, die von jeher große Liebhaber vom Singen waren, hatten verſchiedene ſolche Nomen oder Singweiſen ſowohl zur Cither als zur Flöte. Terpander, von Lesbos, ein berühmter Citharöde und Verbeſſerer der griechiſchen Muſik, der in der 33. Olympiade geblüht haben ſoll, wurde auch für denjenigen gehalten, der die citharödiſchen Nomen in eine kunſtmäßigere Ordnung gebracht und durch beſtimmte Namen, als der Böotier, der Aeolier, der Trochäiſche u. ſ. w. von einander unterſchieden. Da hier der Ort nicht iſt, mich in eine Erörterung einzulaſſen, die uns in den Labyrinth der griechiſchen Muſik verwickeln würde, ſo begnüge ich mich zu ſagen, daß es mir wahrſcheinlich iſt, der Charakter des böotiſchen Nomos ſey ländlich und hirtenmäßig geweſen; welches auch noch ein ſubjectiver Grund ſeyn könnte, warum Dikäopolis ſo viel Vergnügen an dem Böotier-Lied des Dexitheos fand.

[3] Den Schlachtgeſang, *ὀρθιον* — Ein Nomos, der ſchon im Homer vorkommt und eigentlich nur auf der Flöte (Haut-bois) geblaſen wurde, wiewohl in der Folge der Flötenſpieler Polymneſtos, der zugleich ein Liederdichter war, auch eigene Geſänge zu dieſem Orthios machte, in welchem Homer die Zwietracht die Griechen zum Angriff der Trojaner aufrufen läßt, und durch welchen der berühmte Timotheos Alexandern in ſolche Wuth ſetzte, daß er vom Schooße der ſchönen Thais aufſprang und einem Trabanten den Speer aus den Händen reißen wollte. Ich habe daher nicht unrecht zu thun geglaubt, wenn ich Orthios hier durch Schlachtgeſang überſetzte, um ſogleich bemerklich zu machen, daß der nämliche Grund, weßwegen das Böotier-Lied dem Dikäopolis ſo willkommen war, vermuthlich auch auf ſein Mißfallen an dem Orthios des Chäris Einfluß hatte.

Die Naſe ſelber putze, haben mir die Augen
Vom Staube ſo geſchmerzt als jetzt, da ich
Am Morgen einer ſouverainen Volks-
Verſammlung dieſen großen Platz ſo leer
Wie eine Wüſte ſehe. Deſto voller iſt
Der Markt! Da plaudern ſie und rennen hin und her,
Dem roth getünchten Seile zu entfliehen.[1]
Selbſt die Prytanen zögern. Aber, wenn ſie endlich
Zu ſpät heran geſchlendert kommen,
Da ſollt ihr ſehen wie ſich die Herren ſputen,
Sich drängen, ſtoßen, über einander purzeln,
Damit ja Keiner auf der erſten Bank
Den Platz, der ſeinem Rang gebührt, verfehle.
Daß aber Friede werde, ficht ſie wenig an!
O die Athener! die Athener! — Ich bin immer
Der erſte, der zur Volksverſammlung kommt,
Und, wie ich angekommen, nehm' ich auch
Gleich meinen Platz; und wenn ich ſo allein
Mich ſehe, ſeufz' ich, gähne, lüfte mich,
Schreib' auf den Boden, rupf' an meinem Bart,
Fang' an zu rechnen, ſchau' in's Feld hinaus,
Und ſeufze nach dem lieben Frieden und verwünſche
Die Stadt und ſehne mich nach meinem guten Dorfe,

[1] Die Athener (auch hierin, wie in ſo vielen andern Stücken, den heutigen Pariſern ähnlich) waren ſo ſaumſelig im Gebrauch ihres demokratiſchen Rechts, den ſouverainen Volksverſammlungen (κυριαι ἐκκλησιαι) beizuwohnen, daß zwei Stadtdiener ausdrücklich dazu beſtellt werden mußten, mit einem roth getünchten Seil, das ſie zwiſchen ſich ausgeſpannt hielten, auf dem Markt herumzulaufen, um die Bürger, die nicht in den Pnyx wollten, damit zu umſchließen. Wer auf dieſe Weiſe angezeichnet, mußte eine kleine Geldbuße an die dazu beſtellten Lexiarchen bezahlen.

Wo mir in meinem Leben das verruchte: „Kauft
„Kauft Kohlen, Eſſig, Oel!“ die Ohren nie
Durchſägte.[1] — Aber, weil ich denn
Nun einmal hier bin, will ich's wahrlich auch
Nicht für die lange Weile ſeyn, will lärmen, ſchrein
Und jeden Redner ſchimpfend unterbrechen,
Der von was Anderm als vom Frieden ſpricht.
Doch ſeht, da kommen die Prytanen endlich, nun
Der Tag ſchon halb vorbei iſt. Wie ſie eilen,
Den Rang einander abzulaufen! Sagt' ich's nicht?

(Das Volk verſammelt ſich, die Prytanen nehmen ihre Plätze ein, und ein Herold tritt hervor.)

Herold (zum Volke).

Noch weiter vorwärts! — vorwärts, daß ihr innerhalb
Des eingeweihten Kreiſes kommt —

Amphitheos

(im Hereintreten zu einem der Umſtehenden).

Hat Jemand ſchon geſprochen?

Herold (zum Volke).

Wer will reden?

Amphitheos.

Ich.

Ein Prytane.

Wer biſt du denn!

Amphitheos.

Amphitheos.

Der Prytane.

Kein Menſch demnach?[2]

[1] D. i. wo man Alles, was man zum Leben braucht, ſelber hat, ohne es, wie in der Stadt, erſt kaufen zu müſſen.

[2] Ein Spiel mit der Etymologie des Namens Amphitheos, der ſo viel als Um und um Gott bedeuten kann.

Amphitheos.

Nein! ein Unſterblicher! — Denn Amphitheos,
Demeters Sohn von Triptolem, erzeugte
Den Keleos, der Phänaretens, meiner Ahnfrau,
Erzeuger war; von ihm entſprang Lykinos,
Von dieſem ich, laut dieſer Ahnenprobe
Ein echter Götterſprößling, wie ihr ſeht:
Drum haben auch die Götter mich allein
Ermächtigt, Frieden mit den Spartiaten
Zu ſchließen. Aber, ach! mit aller meiner
Unſterblichkeit, ihr Herren, hab' ich nichts
Zu beißen, und, wenn ich nicht verhungre, liegt's
An den Prytanen nicht; von ihnen wird
Mir nichts gereicht —

Ein Prytane.

Die Wache her!

Amphitheos.

O Triptolem! O Keleos! laßt ihr mich im Stich?

Dikäopolis.

Ihr Herr'n Prytanen vergeht euch gröblich gegen
Die Volksverſammlung, daß ihr einen Mann
Vertreiben wollt, der Friede für uns machen will.

Der Prytane.

Setz dich und ſchweig!

Dikäopolis.

Nein, beim Apollo! nein,
Ich ſchweige nicht, wofern ihr nicht den Waffenſtillſtand
Zur Sprache bringt.

Herold.

Die Abgeſandten an den König!

Dikäopolis.

An welchen König! Dieß Geprahl mit Abgeſandten
Und Pfauen und all das Großthun iſt mir in der Seele
Zuwider![1]

(Die Abgeſandten treten herein.)

Herold.

Still!

Dikäopolis

(mit einem poſſirlichen Ausdruck von Erſtaunen).

Ach! was Neues von Ekbatana!

Der erſte Abgeſandte.

Ihr habt uns unterm Archon Euthymen
Mit einem Taggeld von zwei Drachmen an
Den großen König abgeſchickt — [2]

Dikäopolis.

Mich dauern nur
Die Drachmen!

[1] Und dieß Geprahl mit Abgeſandten und Pfauen und dieß Großthun war es eben, was die Athener über Alles liebten. — „Aber wie kommen die Pfauen hieher?“ — Der Pfau war zu Ariſtophanes Zeiten noch ſo ſelten in Griechenland, daß man ihn (wie Aelian berichtet) alle Neumonde Männer und Weiber um Geld ſehen ließ. Er vermehrte ſich aber nach und nach ſo ſehr, daß hundert und zwanzig oder dreißig Jahre ſpäter die Pfauen zu Athen, nach dem Ausdruck des Dichters Antiphanes, ſo gemein waren wie die Wachteln.

[2] Euthymenes war im 4. Jahre der 85. Olympiade Archon, und die Acharner wurden im 5. der 88. gegeben: dieſe Abgeſandten hatten alſo mit ihrer Geſandtſchaft an den großen König nicht weniger als eilf Jahre zugebracht und der Republik binnen dieſer Zeit nicht weniger als 8000 Drachmen an Taggeldern gekoſtet. Dieß war zwar, unſrer Art zu rechnen nach, nicht viel; denn nach Eiſenſchmidt betrug eine Drachme etwa 4 Groſchen; aber, da eine Drachme damals, nach ihrem Verhältniß gegen die Preiſe der Lebensmittel und des Arbeitslohns, der Berechnung des Dr. Joh. Gillies zufolge, wenigſtens einem Gulden unſers Geldes an Werthe gleich war, ſo war dieſer Ausgabartikel

Abgeſandter.

Ich ſage nichts davon, wie uns
Die Reiſe mitgenommen, wie lange wir,
Nach Landesart in großen Reiſewagen,
Auf weiche Polſter hingeſtreckt und ohne
Ein ander Nachtquartier als unſre Zelten,
Längs des Kayſters Ufern irren mußten.
Es war nicht auszuhalten!

Dikäopolis.

Freilich ging mir's beſſer,
Der mittlerweil' im Struppich an der Bruſtwehr
Zu liegen das Vergnügen hatte.

Abgeſandter.

Und kamen wir an Orte, wo man uns
Als eure Abgeſandten ehrenvoll
Bewirthen wollte, mußten wir, gern oder nicht,
Den ſüßen Wein — ohn' einen Tropfen Waſſer
Aus großen Gläſern und goldnen Humpen trinken.

Dikäopolis.

Hartköpfiges Volk des Kranaos, merkſt du nicht,
Wie deine Geſandten dich zum Beſten haben?

Abgeſandter.

Denn unter den Barbaren iſt es nun einmal
So hergebracht, nur den für einen Mann
Zu halten, der die meiſten Schüſſeln
Und Becher leeren kann.

zuma! in Rückſicht auf ſeine völlige Unnützlichkeit, für die mäßigen Einkünfte der Republik beträchtlich genug.

: ὦ γραῦα πολις ſcheint ein Wortſpiel zu ſeyn, das auf dem Doppelſinn des Wortes Kranaos beruht, welches, als Name einer Perſon, den zweiten König von Attika aus der heroiſchen Zeit und als Beiwort den Begriff hart, ſpröde, ſelig bezeichnet.

Dikäopolis.

Wir Griechen denken keiner;
Bei uns ſind Hurenjäger und Kinäden
Die großen Männer!

Abgeſandter.

Endlich langten wir
Im vierten Jahre bei dem König' an.
Zum Unglück war er eben auf — dem Abtritt;
Das heißt, er war mit ſeinem ganzen Hofe
Juſt nach den goldnen Bergen[1] abgegangen,
Um dort acht Monden lang — ſich Oeffnung zu verſchaffen.[2]

Dikäopolis.

Wie lange braucht er wohl, um wieder zuzumachen?

Abgeſandter.

Nur einen Monat. Nach vollbrachter Kur
Kam ſeine Majeſtät zurück und nahm uns
Sehr gnädig auf; er hielt uns eine eigne Tafel
Und ſetzt' uns ganze Ochſen, im Ofen gebacken, vor.

Dikäopolis.

Gebackne Ochſen! Ei, ſo lüge du!

Abgeſandter.

Einſt kam ſogar ein Vogel auf die Tafel,

[1] Die Könige von Perſien brachten gewöhnlich einen Theil des Sommers, um ihrer Geſundheit zu pflegen, in einer von ihrer Reſidenz entfernten gebirgigen Gegend zu, wo die reinere Luft jene Abſicht vorzüglich begünſtigte. Die goldnen Berge der Perſer ſcheinen bei den Griechen, die ſich gern von goldnen Bergen träumen ließen, zum Sprüchwort geworden zu ſeyn; aber dem Ariſtophanes iſt es (wie einige Ausleger glauben) nur um ein unſäuberliches Wortſpiel mit den Wörtern ὄρος (Berg, und ὄρρος (culus) zu thun.

[2] Der elegante Ariſtophanes erſpart ſich ſolche euphemiſche Umſchreibungen und ſagt geradezu, um zu k. k. n.

Der, straf mich Zeus! wohl dreimal wenigstens
So groß war als — der dicke Kleonym;
Man nennt ihn Phenax —[1]

Dikäopolis (vor sich).

Und so werden wir
Bephenarx und bezahlen noch zwei Drachmen
Des Tags dafür!

Der Gesandte.

Doch, was das Beste ist,
So bringen wir euch den Pseudartabas,
Des Königs Auge,[2] mit.

Dikäopolis.

O, hackte doch
Ein wohlbeklanter Rabe dir das deine aus,
Verwünschter Abgesandter!

Herold.

Des Königs Auge!

(Pseudartabas tritt zwischen zwei Kämmerlingen auf.)

[1] Vielleicht der Pelikan, nach den Albatrossen der corpulenteste aller Vögel; vielleicht auch eine bloße Erfindung des Dichters, um seine edeln Zuhörer aus den untern Classen durch die Vergleichung mit dem dicken Kleonym zu belustigen.

[2] Nicht etwa — um die Könige von Persien vom Gebrauch ihrer eigenen Augen und Ohren zu dispensiren, sondern, weil ein König nicht Alles durch sich selbst sehen und hören kann, was er sehen und hören sollte, waren gewisse Hofofficialen unter dem Titel Königs Auge und Königs Ohr bestimmt, Sr. Majestät das Sehen und Hören dessen, was in ihren Staaten vorging, zu erleichtern. Sonderbar und beinahe unglaublich ist übrigens die Verwegenheit unsers Komikers, einen angeblichen persischen Gesandten aufzustellen, der zwar durch den Namen Pseudartabas sogleich als ein untergeschobener Artabas angekündigt wird, aber gleichwohl keinen andern Zweck haben kann, als dem atheniensischen Pöbel zu Gemüth zu führen, wie schändlich er von seinen damaligen Leitern durch Vorspiegelungen des zu hoffenden Beistandes auswärtiger Mächte zu Fortsetzung des Krieges betrogen werde.

Dikäopolis (vor ſich).

Herakles, ſteh mir bei! was für ein Auge! [1]

Der Geſandte (zu Pſeudartabas).

Wohlan, Pſeudartabas, laß dich vernehmen!
Eröffne den Athenern, was der König dir
Zu ſagen aufgetragen hat.

Pſeudartabas.

Jartaman erarr anapiſſonä ſatra [2]

Der Geſandte.

Habt ihr verſtanden, was er ſagt?

Dikäopolis.

Nicht ſonderlich.

Der Geſandte.

Er ſagt, der König ſchick' euch Gold.

(Zu Pſeudartabas.)

Sag' es noch einmal laut und deutlich, Gold.

Pſeudartabas.

Sollſt haben nichts von Gold, weitſierz'ger Jaonan! [3]

[1] Hier fehlen in der Ueberſetzung ein paar Verſe, die eine mauvaise plaisanterie über die Unſchicklichkeit enthalten, womit der Schauſpieler, der den Pſeudartabas vorſtellte, das große Cyklopen-Auge, wodurch Ariſtophanes ſein vorbeſagtes Hofamt auf eine poſſirliche Art bezeichnete, um die Stirne gebunden hatte. Die weggelaſſenen drei Verſe (die ich mit einem, der dem Ariſtophanes nicht angehört, zu erſetzen mir die Freiheit genommen habe) ſind ſchwerlich ſo deutſch zu machen, daß ſie dem Leſer ein klares Bild darſtellen.

[2] Pſeudartabas ſpricht hier perſiſch, wie die Türken im Bourgeois Gentilhomme türkiſch reden.

[3] Pſeudartabas ſagt dieß im gebrochenen Griechiſch. Jaonan ſoll, wie es ſcheint, ſo viel als Jonier heißen. Die Athener nannten ſich in alten Zeiten, ihrem König Jon zu Ehren, Jonier. Das Beiwort χαυνοτρωκτος bedarf, da es, leider! überſetzt werden mußte, keiner deutlichern Erklärung.

Dikäopolis.

O weh, o weh! das iſt nur gar zu deutlich!

Ein Prytane.

Was ſagt er?

Dikäopolis.

Was er ſagt? Er ſagt,
Die Jaonier müßten große Eſel ſeyn,
Wofern ſie von den Perſern Gold erwarteten.

Ein Geſandter.

Nicht doch! Er ſpricht von Perſer-Scheffeln Goldes.

Dikäopolis.

Das mögen kleine Scheffel ſeyn, wie du
Ein großer Windſack biſt. Weg! packe dich!
Ich will den Herrn da bald bekennen machen.
Tritt näher du! und, wenn dein Fell dir lieb iſt,
Antworte deutlich: Schickt der große König
Uns Gold? —

(Pseudartabas und ſeine beiden Kämmerlinge ſagen durch Kopfſchütteln, Nein!)

— Die Abgeſandten haben uns demnach
Betrogen?

(Pseudartabas und die Kämmerlinge nicken, Ja!)

Die Leute nicken mir ſo griechiſch, ſollten ſie
Nicht etwa gar bei uns zu Hauſe ſeyn?
Der eine von den beiden Kämmerlingen iſt
Unſtreitig Kliſthenes, Sibyrtios Sohn;
Hm! Haben wir dich ausgefunden, Burſche? [1]

[1] Eine böſe Art von Plaiſanterie, das, was die Schauſpieler wirklich waren, an die Stelle deſſen, was ſie vorſtellten, zu ſchieben — die auch wohl heut zu Tage noch einem Komödienmacher bei dem großen Haufen gelingt, aber darum nicht zu empfehlen iſt.

Dein H . . t . . n iſt zu warm, um zu verläugnen,
Wo du zu Hauſe biſt; wie durfteſt du
Es wagen, Affengeſicht, mit einem ſolchen Bart
Dich uns für einen Hämmling aufzuſchwärzen?
Und dieſer da, wer iſt wohl der? Laß ſehn,
Nicht etwa Straton?

Herold.

Schweig' und ſetze dich!
Der Rath erſucht des Königs Aug' ins Prytaneion
Sich zu begeben.

Dikäopolis.

Iſt das nicht zum Hängen?
Wenn's ſo hier zugeht, was verweil' ich noch?
Um ſolche Burſche zu bewirthen, iſt die Thür
Beſtändig offen. Nein! ich halte mich nicht länger;
Ich will und muß was Großes, Unerhörtes wagen!
Wo iſt Amphitheos?

Amphitheos.

Was ſteht zu Dienſte?

Dikäopolis.

Hier ſind acht Drachmen; nimm ſie, geh' und ſchließe mir
Stracks einen Waffenſtillſtand mit den Spartiaten!
Nur blos für mich, mein Weib und meine Kinder.
Ihr Andern zieht indeß auf Ambaſſaden
Und ſperrt die Mäuler auf!

(Amphitheos geht ab.)

Herold.

Theoros ſoll
Erſcheinen, der vom thraciſchen Sitalkes[1]
Zurückgekommen.

[1] Einem kleinen thraciſchen Könige, auf deſſen Beiſtand und Freundſchaft ſich die damals herrſchende Partei viel zu gut that, wiewohl

Theoros.

Hier!

Dikäopolis.

Hä! wieder ſo ein Prahler!

Theoros.

Wir hätten uns ſo lange nicht in Thracien
Verweilt —

Dikäopolis.

Wenn nicht der hübſche Taglohn wäre?
Das glaub' ich ſelbſt.

Theoros.

— Wenn nicht
Juſt um dieſelbe Zeit, da hier Theognis [1]
Tragödien gab, ein ungeheurer Schnee
Das ganze Thracien eingeſchnien hätte,
So daß wir dieſen ganzen langen Winter durch
Die Zeit mit Trinken beim Sitalkes zuzubringen
Genöthigt waren. Denn das muß ich euch
An dieſem Fürſten rühmen, er iſt ein glühend warmer
Athenerfreund, aufricht'ger kann euch Niemand
Ergeben ſeyn als er. Das geht bei ihm ſo weit,
Daß man an allen Wänden ſeines Hauſes
Von ſeiner eignen Hand geſchrieben lieſt:
Das elegant'ſte Volk der Welt ſind die Athener. [2]

ſie den Athenern am Ende völlig unnütz war; wie ſie leicht hätten vorausſehen können, wenn ſie nicht ſo arge Abderiten geweſen wären als die Mitbürger des Demokritus ſelbſt.

[1] S. im Anfange des Stücks die Anm. 2.

[2] Ariſtophanes braucht hiezu nur zwei Worte: das konnte ich auch; aber ich glaubte, daß in allen ſolchen dieſer Art die Deutlichkeit der Kürze vorzuziehen ſey.

Und vollends erſt der Prinz, ſein Sohn, dem ihr
Das Bürgerrecht verehrtet, o! der brennt
Recht vor Verlangen, an den nächſten Apaturien [1]

[1] Apaturia war der Name eines dreitägigen Feſtes der Athener, deſſen urſprüngliche Veranlaſſung dem moraliſchen Sinn und ſelbſt dem bloßen Ehrgefühl der Athener keine ſonderliche Ehre bringt. Unter der Regierung des attiſchen Königs Thymötes, des letzten Theſeiden, entſtand wegen des Grenzfleckens Oenoe zwiſchen den Athenern und Böotiern eine Fehde, welche zuletzt, vermöge einer lobenswürdigen Uebereinkunft beider Parteien, durch einen Zweikampf zwiſchen ihren beiderſeitigen Königen ausgemacht werden ſollte. Thymötes, der ſich zu alt und ſchwach fühlte, es mit Xanthos, dem König der Böotier, aufzunehmen, ließ bekannt machen, daß er bereit ſey, demjenigen, der an ſeiner Statt mit Xanthos kämpfen wollte, die Krone abzutreten, und Melanthos (ein Abkömmling Neſtors und nachmaliger Vater des letzten attiſchen Königs Kodros) erklärte ſich bereit, es um dieſen Preis mit dem Böotier aufzunehmen. Als nun der Zweikampf eben beginnen ſollte, glaubte oder ſtellte ſich Melanthos, als glaube er, einen Jüngling hinter ſeinem Gegenkämpfer zu ſehen, der ſeinen Secundanten zu machen mitgekommen ſey, und erhob große Klage über dieſen angeblichen Bruch der Uebereinkunft, mit der Erklärung, daß er für ſeine Perſon bloß Mann gegen Mann fechten werde. Indem nun Xanthos, im Bewußtſeyn, keinen ſolchen Vorwurf zu verdienen, ſich nach dem angeblichen Secundanten umſah, ſtach ihm Melanthos ſeine Lanze in den Leib und legte ihn todt zu ſeinen Füßen. Die Athener, die durch dieſe That (denn nach den rohen Begriffen der damaligen Zeit war gegen einen Feind Alles erlaubt) zum ruhigen Beſitz des Fleckens Oenoe kamen, ſetzten zum ewigen Andenken derſelben dieſes Feſt ein, welches von ſeiner Veranlaſſung den Namen Apaturia (das Betrugsfeſt) erhielt, und an deſſen erſtem Abend die jungen Leute in Athen, die zu der nämlichen Zunft gehörten, ſich mit Bratwürſten zu regaliren pflegten. Anfangs machten ſich die Athener (wie geſagt) kein Bedenken über die Schändlichkeit eines ſolchen Betrugs; aber in der Folge fanden ſie doch für gut, die Geſchichte zu veredeln, indem ſie den Bacchus und Jupiter ſelbſt ins Spiel zogen, die Sage, als ob es Bacchus geweſen ſey, der ſich dem Melanthos als Secundant des Böotiers gezeigt habe, durch ein Orakel beſtätigen ließen und in Gemäßheit desſelben nicht nur dem Bacchus Melanthides einen eignen

Bratwürſte mit euch zu ſchmauſen; und ihr hättet
Nur hören ſollen, wie beweglich er
Um Hülfe für ſein liebes Vaterland
Beim König' anhielt. Auch hat uns Sitalk
Am Opfertiſch geſchworen, ein ſo großes Heer
Uns zuzuſchicken, daß die Athener rufen würden:
Ah! welch ein Schwarm Lokuſten zieht heran!

Dikäopolis.

Ich will gehangen ſeyn, wenn ich ein Wort
Von Allem glaube, was du uns da vorſagſt,
Nur die Lokuſten ausgenommen.

Theoros.

Auch hat er euch bereits das ſtreitbarſte
Von allen Völkern Thraciens zugeſandt.

Dikäopolis.

Das wird ſich zeigen.

Herold.

Ihr Thracier, die Theoros mitgebracht, herbei!

(Eine Anzahl Statiſten, in thraciſche Soldaten poſſirlich verkleidet, kommen auf eine tölpelhafte Art aufgezogen.)

Dikäopolis.

Zum Henker, was für Wunderthiere!

Theoros.

Das Corps der Odomanten.

Tempel erbauten, ſondern auch dem Zeus Apaturios Opfer an dieſem Feſte brachten. Daß übrigens (nach der Bemerkung des Hrn. Prevoſt) Ariſtophanes, der dem Geſchmack ſeiner Mitbürger für Wortſpiele und doppelſinnige Einfälle ſo ſtetig opfert, hier das Betrugsfeſt vor allen andern Feſten ausdrücklich darum gewählt habe, um zu verſtehen zu geben, daß die thraciſchen Prinzen die eleganten Athener mit allen dieſen Liebesbezeugungen nur zum Beſten hätten, — ſcheint mir richtig bemerkt und ganz im Charakter unſers Dichters zu ſeyn.

Dikäopolis.

Welcher Odomanten?
Sprich! Was ſoll das bedeuten? Wer zum Henker
Hat deine Odomanten ſo verſtutzt? [1]

Theoros.

Gebt dieſen Ehrenmännern, wie ſie ſind,
Zwei Drachmen Sold des Tages, und ſie ſchlagen euch
Mit ihren Schildchen ganz Böotien zuſammen.

Dikäopolis.

Was? zwölf Oboien täglich ſolchen Abgeſtreiften?
Wie mußte das nicht unſer braves Schiffsvolk,
Das ſchon ſo oft die Stadt gerettet, ſchmerzen!
— O weh! Ich unglückſel'ger Mann! ich bin verloren!
Die Odomanten ſind mir über meinen Knoblauch
Gerathen! [2] — Gebt den Knoblauch wieder! wollt ihr nicht?

Theoros.

Unglücklicher, du wirſt doch nicht an Hähne
Dich wagen wollen, die mit Knoblauch
Zum Kampf gefüttert ſind?

Dikäopolis.

O ihr Prytanen,

[1] Eine cynische Anſpielung auf gewiſſe Folgen eines unter dem vornehmen und gemeinen Pöbel zu Athen im Schwange gehenden Laſters, welches, leider! einer der ergiebigſten Gemeinplätze des ariſtophaniſchen Witzes iſt.

[2] Zwiebeln und Knoblauch waren in Attika von beſonderer Vortrefflichkeit und ein Hauptartikel ihrer Gärtnerei und ihrer Küche. Gemeine Leute aßen, wie es ſcheint, den Knoblauch auch ungekocht und trugen immer einen Vorrath davon bei ſich, ungefähr wie die Oſtindianer immer Betel kauen. Ariſtophanes ließ vermuthlich die vorgeblichen Thracier mit einem guten Vorrath dieſer Mundprovision aufziehen, um ſich Gelegenheit zu machen, den Athenern den Umſtand, daß man im Krieg von Freunden und Feinden beinahe gleich viel zu leiden hat, als eine der unleidlichſten Folgen desſelben zu Gemüth zu führen.

Könnt ihr so ruhig zusehn, wie ich mitten
In meinem Vaterlande von solchen Barbar'n
Geplündert werde? — Aber übern Sold
Der Thracier kann heute nichts beschlossen werden.
Ich sag' euch an, die Luft hat sich geändert,
Mir fiel ein Regentropfen auf die Nase.

Herold.

Die Thracier werden sich entfernen
Und übermorgen wieder hier erscheinen;
Denn die Prytanen heben die Versammlung auf.

(Die Volksversammlung geht aus einander.)

Dikäopolis (allein).

Ich armer Mann, der auf sein Mundgerichte
Nun auf ein ganzes Jahr Verzicht thun muß!
Ha! seh' ich recht? — Da ist mein Friedensstifter ja
Von Lacedämon schon zurück. Willkommen,
Amphitheos!

Amphitheos.

O, laß mich erst vor Laufen
Zum Stehen kommen! Denn jetzt muß ich laufen,
Um den Acharnern[1] zu entfliehen.

Dikäopolis.

Wie denn das?

[1] Acharnä war unter den sogenannten δημοις, Flecken oder, wie sie Heilmann nennt, Stammörtern der Athener (denn man ist verlegen, in unsrer Sprache ein schickliches Wort für diese Bedeutung des Worts Demos zu finden), der angesehenste und volkreichste; denn er allein stellte 3000 Mann ins Feld, welche den Kern des atheniſchen Fußvolks ausmachten. Aristophanes scheint daher wohlbedächtlich seinen Chor mit Acharnern besetzt zu haben, weil es ihm vornehmlich auch darum zu thun war, diesen Demos zu Friedensgedanken umzustimmen; was sowohl wegen des rauhen Charakters der Acharner, als wegen der Verwüstung ihrer Güter, welche sie noch zu rächen hatten, keine leichte Arbeit war.

Amphitheos.

Indem ich über Hals und Kopf mich spute,
Den Friedensschluß mit den Spartanern dir
Zu überbringen, spürte mich ein Trupp
Acharnscher Männer aus, handfestes Volk,
Hagbüchne Knasterbärte, derb und knorrig
Wie Ahornklötze, kurz, von jenen alten Kriegern
Bei Marathon, und wie sie mich von fern
Erblickten, schrien sie mir aus einem Munde zu:
Ah! Schurke, du trägst Tractate mit den Feinden,
Die unsre Reben zusammengehauen haben?
Das sollst du uns bezahlen! schrieen sie
Und lasen Steine in ihre Mäntel auf.
Ich machte mich aus dem Staub'; allein sie folgen
Mit großem Geschrei mir nach.

Dikäopolis.

So laß sie schreien!
Du bringst uns also den Waffenstillstand mit?

Amphitheos.

Gewiß! und dreierlei Proben zum Versuchen.
Hier einen von fünf Jahren — kost' einmal!

Dikäopolis

(als ob er ihn wieder ausspucke).

Ah pfui!

Amphitheos.

Was ist's?

Dikäopolis.

Der schmeckt mir nicht; er riecht zu stark
Nach Pech, der Schiffsgeruch ist mir zuwider.

Amphitheos.

So koste diesen zehenjähr'gen hier.

Dikäopolis.

Auch der riecht ſchrecklich ſauer nach
Geſandten an die bundsverwandten Städte,
Um über Zögerung ſich zu beſchweren.

Amphitheos.

Hier haſt du alſo einen dreißigjährigen
Zu Waſſer und zu Land.

Dikäopolis.

O herrlich, herrlich!
Der riecht nach lauter Nektar und Ambroſia!
Da iſt die Rede nicht mehr von Ordern, auf drei Tage
Mit Mundproviſion zu verſehen;
Der ſagt geradezu, geh, wo du willſt!
Den nehm' ich an, der iſt nach meinem Gaumen,
Bei dieſem bleibt's, und an die lieben Acharner
Mein Compliment! Ich bin nun all des Elends quitt,
Kann wieder auf mein Gut ziehn und in Ruhe
Die Dionyſien begehn. [1]

[1] Der größere Theil der alten Bürger von Athen war (wie Thucydides ſagt) bis auf den peloponneſiſchen Krieg gewohnt, auf dem Lande, jeder in dem Stammort ſeiner Familie und auf dem von ſeinen Voreltern angeerbten Landgute zu leben, und auch diejenigen, die eine Wohnung in der Stadt hatten, hielten ſich dort nur ihrer Geſchäfte wegen auf, betrachteten ſie als ein bloßes Abſteigquartier und kehrten, ſobald ſie konnten, wieder aufs Land zurück, wo ſie ihren eigentlichen Familienſitz und ihr ordentliches Hausweſen hatten. Als der Krieg mit den Peloponneſiern ausbrach, nöthigte Perikles den größten Theil der Landbewohner, ihrer eignen Sicherheit wegen in die Stadt zu flüchten und die Landſchaft den Einfällen und Verheerungen des Feindes preiszugeben. Sie ſahen die Nothwendigkeit dieſer traurigen Maßregel ein und gehorchten; aber ſie gingen nichts deſto weniger ſchwer daran, und von allen Uebeln des Krieges, wovon ſie gedrückt, war ihnen dieſes das unerträglichſte, daß ſie ſich aus ihren alten Wohnſitzen, ihrem eigentlichen

Amphitheos.

Und ich — ah! die Acharner!
Die Acharner! Lauf, wer laufen kann!

(Sie rennen beide davon.)

Chor der Acharner.

Hierher Alle! — Lauft, verfolgt ihn, fraget Jeden, den ihr antrefft,
Ob kein Flüchtling ihm aufgestoßen? Denn es liegt dem ganzen Staat
Viel daran, ihn einzufangen — He da! kann mir Niemand sagen,
Wo der Kerl sich hin versteckt hat, der den Waffenstillstand trägt?

Eine Hälfte des Chors

(die ihn auf einer andern Seite gesucht hatte).

Er ist uns entgangen, entflohen, verschwunden!

Die andere Hälfte.

Weh mir, daß ich so alt bin!
In meiner Jugend,
Als ich noch mit einem
Kohlensack' auf der Schulter [1]
Den Phayllos [2] selbst im
Laufen ereilte, hätte mir
Der schnöde Tractatenträger,
Wär' er noch so schnell von Füßen,
Wahrlich! er hätte mir nicht entrinnen sollen!

Vaterlande vertrieben und der gewohnten Freiheit, Ruhe und Freuden ihrer bäurischen Lebensweise so lange beraubt sehen mußten.

[1] Ein großer Theil der acharnischen Landleute, deren Eigenthum in ansehnlichen Waldungen bestand, waren Kohlenbrenner und im Besitz, Athen mit diesem Bedürfniß zu versehen.

[2] Ein durch seine Schnellfüßigkeit und sein Talent im Springen und Voltigiren berühmter Athlet von Krotona.

Aber nun, da meine Knie, leider! steif ſind, und ich ſchwerer
Als der alte Lakratides an den kalten Beinen trage,
Iſt er uns entwiſcht.

Die erſte Hälfte.

Und dennoch, friſch ihm nach! So alt wir ſind,
Soll er doch nicht prahlen können, den Acharnern entwiſcht
zu ſeyn!

Nein, o Vater Zeus
Und ihr Götter alle,
Das ſoll er nicht, der mit dieſen
Feinden ſich verglichen,
Gegen welche mein
Verwüſtetes Land mich
Täglich zu neuer Rache aufruft!
Auch ruh' ich nicht eher,
Bis ich ihnen wie ein ſpitzes Pfeilholz
Schmerzlich feſt im Leibe ſtecke,
So daß ihnen die Luſt vergehe,
Meine Reben zu zertreten.

Auf denn, Brüder! laßt uns ſuchen und von Ort zu Ort
ſo lang'
Unerbittlich ihn verfolgen, bis wir dieſer Laſt von Steinen
Auf des Frevlers Kopf und Rücken uns erleichtert haben werden.

Zweiter Act.

Die Scene verwandelt ſich und zeigt auf der einen Seite die ländliche Wohnung des Dikäopolis, ihr gegenüber das Haus des Feldherrn Lamachos und in einiger Entfernung die Wohnung des Euripides. — **Dikäopolis** iſt im Begriff mit ſeiner **Frau** und **Tochter** und ſeinen Hausgenoſſen aus dem offenen Vorhauſe heraus zu treten, um dem Bacchus, deſſen Feſt er begehen will, ein Opfer zu bringen.

Dikäopolis (hervortretend).

Daß uns kein unziemlich Wort in dem heil'gen Werke ſtöre![1]
Stille!

Der Chor.

Hörtet ihr, ihr Männer, was er rief? Der iſt's gerade, den wir
Suchen — Tretet Alle hierher, daß er uns nicht gleich erblicke;
Denn er ſcheint zu einem Opfer im Begriff' hervorzugehen.

Dikäopolis.

Daß kein unziemlich Wort im heil'gen Werk' uns ſtöre!
Die Körbchenträgerin mache ſich hervor,
Und Xanthias ſtelle hier den Phallos auf!

Die Frau (die noch im Hauſe iſt).

Setz deinen Korb hier nieder, Kind; wir wollen nun
Den Anfang machen.

Die Tochter (noch im Hauſe).

Reiche mir den Löffel, Mutter,
Daß ich den Brei auf dieſen Kuchen gieße.

[1] So, glaubte ich, um verſtändlich zu ſeyn, die Formel Εὐφημεῖτε, favete linguis, überſetzen zu müſſen, womit alle Opferceremonien angefangen wurden. Die Griechen waren (wie bekannt) zum Erſtaunen abergläubiſch über Worte von böſer Vorbedeutung; ein einziges ſolches Wörtchen hätte das Opfer unkräftig gemacht und die ganze Freude des Feſts geſtört.

Dikäopolis.

So recht, ſo recht! — O König Dionyſos,
Dem ich im Kreiſe meiner Hausgenoſſen
Zum Dank dieß feierliche Opfer bringe,
Verleihe mir, befreit von Kriegesdienſten, glücklich
Die ländlichen Dionyſien zu begehen, und laß
Mir meinen dreißigjähr'gen Frieden wohl bekommen!...

Die Frau (zur Tochter).

Gib Acht, mein Kind, den heil'gen Korb mit Anſtand,
Wie's einem hübſchen Mädchen ziemt, zu tragen!
Sieh vor dich hin, als ob du Pfefferkraut
Gegeſſen hätteſt —

(Indem ſie ihr nachſieht.)

Wie glücklich wird der Mann einſt ſeyn,
Der dich zur Frau macht! — Geh nun! Aber ſieh mir ja
Dich im Gedränge vor, daß dir nicht etwa
Von deinem Schmucke was gemauſet wird!

(Die Proceſſion geht an.)

Dikäopolis.

Den Phallos fein gerade, Xanthias!

(Zu ſeinen übrigen Hausgenoſſen.)

Ihr geht
Gleich nach der Körbchenträgerin; ich folge
Und ſinge das Phalloslied. Du, Frau, bleibſt oben
Und ſiehſt vom Dach' uns nach. — Wohlan! beginnt den
Zug!

(Er ſingt.)

Phales, treuer Gefährte des Bacchus,
Fröhlicher Trinkgeſell, Mitternachtsſchwärmer,
Weiberverführer und Knabenverderber,
Endlich iſt es ſo gut mir geworden,

Nach ſechs langen Jahren dich wieder
Anzurufen und, Dank dem Frieden,
Den ich für mich und die Meinen geſchloſſen,
Frei und ledig von allen Geſchäften,
Frei von blutigen Kämpfen und allen
Lamachuſſen, mein väterlich Stammgut
Fröhlichen Muthes wieder zu ſehen!
Denn, wahrlich, es iſt doch zehnmal luſt'ger, o Phales, Phales!
Des Strymodoros derbe thraciſche Sklavin,
Beim Freveln im Holz' auf friſcher That ertappt,
Rund um den Leib zu packen, empor zu heben,
Ins Gras zu werfen und — zu pfänden, o Phales, Phales!
Wofern du, wiewohl vom geſtrigen Rauſche noch ſchwer,
Heut mit uns trinkſt, ſollſt du dafür auch morgen früh
Den Friedenswein aus der Opferſchale ſchlürfen,
Indeß wir unſern Schild an den Rauchfang hängen.

Der Chorführer

(der inzwiſchen von fern um den Dikäopolis herumgeſchlichen iſt und ihm allmählich näher kommt, zum Chor).

Ja, er iſt's! Er iſt es wirklich!
Werfet Alle, werfet, werfet!
Schonet ihn nicht, den Verruchten!
Nun, ſo werft doch, werft doch, ſag' ich!

Dikäopolis.

Zum Hercules! was ſoll das? Ihr werdet mir
Den Topf zerſchellen!

Chorführer.

Den Kopf, Verräther, dir zerſchellen wollen wir.

Dikäopolis.

Warum denn, o ihr der Acharner Aelteſte?

Chorführer.

Fragſt du noch, du Unverſchämter?
Wie? Verräther des Vaterlandes,
Ohne uns verträgſt du dich mit
Unſern Feinden und erfrechſt dich
Noch die Augen aufzuſchlagen!

Dikäopolis.

Ihr wißt nicht, was mich dazu bewog: ſo hört denn an!

Chorführer.

Dich hören? Sterben, ſterben mußt du;
Mit Steinen wollen wir dich überſchütten.

Dikäopolis.

Mit nichten! Erſt müßt ihr mich hören. So haltet doch ein, ihr Leute!

Chorführer.

Ich will mich aber nicht halten!
Verliere kein Wort mehr! Du biſt mir
Verhaßter ſogar als Kleon,
Aus deſſen Leder[1] ich einſt noch
Derbe Sohlen für die Ritter
Schneiden werde.

Nein! ich höre nichts mehr an; kein Geſchwätze kann dich retten!
Du vergleichſt dich mit den Spartern, und ich ſtrafe dich dafür.

Dikäopolis.

Liebe Herren, laßt, ich bitt' euch, jetzt die Sparter aus dem Spiel';
Höret lieber, ob ich nicht wohl gethan, mich zu vergleichen.

[1] Eine boshafte doppelſinnige Anſpielung auf den ehmaligen Stand des Demagogen Kleon, der ein Gerber und Lederhändler geweſen war.

Chorführer.

Was? noch wohlgethan, mit Leuten
Dich beſonders zu vergleichen,
Denen noch Altar, noch Eidſchwur,
Treu, noch Glauben heilig iſt?

Dikäopolis.

Gleichwohl weiß ich, daß die Sparter, denen wir ſo überſchwänglich
Uebel wollen, nicht an allem unſerm Unglück' Urſach ſind.

Chorführer.

Nicht an allem? Bube? So was darfſt du dich erfrechen uns
Ins Geſicht zu ſagen, und ich ſollte deiner länger ſchonen?

Dikäopolis.

Nicht an allem! nicht an allem! Denn ich, wie ihr hier mich ſeht,
Könnt' euch manches Unrecht nennen, daß wir ihnen angethan.

Chorführer.

Solche Läſt'rung anzuhören, ſetzt mir all mein Blut in Wallung!
Wie? Du wagſt es unſern Feinden gegen uns das Wort zu reden?

Dikäopolis.

So gewiß ich Wahrheit ſagen und die Menge überzeugen
Werde, will ich mit dem Kopf über einem Hackblock reden.

Chorführer.

Und wir ſchonen noch der Steine? Liebe Nachbarn, ſagt, was hält uns,
Dieſen Menſchen ſtracks mit ſeinem eignen Blute zu bepurpern?

Dikäopolis.

Wie ihr aufbrennt! Wie ihr ſprudelt! Alſo wollt ihr mich nicht hören?
Hilft kein Bitten? Wollt ihr ſchlechterdings nicht hören, was ich ſage?

Chorführer.

Nein, gewiß! Ich will nichts hören.

Dikäopolis.

Gleichwohl hätt' ich wicht'ge Dinge Vorzubringen.

Chorführer.

Wenn ich höre, will ich gleich des Todes ſeyn!

Dikäopolis.

Nicht doch! nicht doch!

Chorführer.

Sterben mußt du!

Dikäopolis.

Wohl! ſo ſchon' ich euer auch nicht!
Eurer Lieben Liebſte ſollen erſt von meinen Händen ſterben!
Denn zum Glücke hab' ich Geiſel, die mir für euch bürgen ſollen;
Rührt ihr euch, ſo ſtoß' ich ihnen dieſes Eiſen in den Leib.

Chorführer.

Was iſt das, ihr Nachbarn? Welch ein Unglück drohet den Acharnern
Dieſe Rede? Sollt' er etwan eines unſrer Kinder hier
Eingeſchloſſen halten? Oder woher kommt ihm dieſer Trotz?

Dikäopolis.

Werft doch zu, wofern 's euch lüſtet! Der da ſoll dafür bezahlen!

(Er trägt einen in ſeinem Vorhofe ſtehenden Kohlenkorb zu packen.)

Laßt doch ſehn, ob eurer Kohlen Schickſal euch ſo wenig rührt!

Chor.

O! wir ſind verloren! Dieſer Kohlenkorb iſt unſer Landsmann!
O, halt' ein! halt' ein! ich bitte!

Dikäopolis.

Heult nur! Seht, ich ſtoße zu,
Heult, ſo viel ihr wollt, ich habe keine Ohren.

Chorführer.

Könntest du
Wohl ſo hart ſeyn, meinen alten Cameraden Kohlenfreund
Umzubringen?

Dikäopolis.

Habt ihr doch vorhin mich auch nicht hören wollen!

Chorführer.

Nun, ſo rede denn meinethalben von den Spartern ſelbſt,
Was dein Herz dir eingibt; denn mein liebes
Kohlenkörbchen verrathen kann ich nicht!

Dikäopolis.

Gut, ſo laßt vor Allem eure Steine auf den Boden fallen!

Chorführer.

Sieh, da liegen ſie! Nun leg' auch du dein Schwert dagegen ab!

Dikäopolis.

Schüttelt mir zuvor die Falten eurer Oberröcke aus.

Chorführer.

Auch das iſt geſchehn! Siehſt du nicht, wie ich ſchüttle?
Keine Ausflucht weiter, weg mit dem Mordgewehr!

Du ſiehſt ja, wie Jeder, zugleich mit der Wendung
Des Tanzes, ſich ſchüttelt.

Dikäopolis.

Ihr hättet alle zugleich mit einem Schrei
Die Mäntel fallen laſſen ſollen! Wie wenig fehlte,
Daß dieſe guten Kohlen vom Parnesberg
Durch ihrer eignen Landsleute Unverſtand
Ums Leben gekommen wären! Seht einmal,
Wie der arme Kohlenkorb vor Todesangſt
Mich über und über, wie ein Dintenfiſch,
Mit ſeinem Staube bekakt hat! Es iſt erſchrecklich,
Wenn Leute ſo herber Laune ſind und ſchreien und
Mit Steinen um ſich werfen, ehe ſie unſer Einen,
Selbſt auf die billigſten Bedingungen, hören wollen,
Wiewohl er, mit dem Half' auf einem Hackblock,
Zu reden ſich erboten; wie ich noch
Bereit bin, Alles, was ich über die Lakonen
Auf meinem Herzen habe, vorzutragen;
Und gleichwohl iſt auch mir mein Leben lieb!

Chorführer.

Nun, wenn du denn ſo was Gewaltiges
Zu ſagen haſt, was zögerſt du,
Den Fleiſcherblock herauszuholen?
Ich bin doch ſehr begierig,
Zu hören, wie es lauten wird.
Auf die Gefahr der Strafe alſo, die du ſelbſt
Dir ſetzteſt, ſtell den Block hier auf und rede!

(Dikäopolis läßt den Hackblock heraustragen.)

Dikäopolis.

Hier wäre denn der Hackblock, wie ihr ſeht,
Und der, der mit dem Kopf' auf ihm zu ſprechen ſich

Erkühnt, der Mann iſt meine Wenigkeit:
Seyd unbeſorgt, ich werde mich, beim Zeus!
Mit keinem Schilde decken und darum
Nicht minder von den Spartern ſagen, was ich denke.
Und gleichwohl hab' ich viel zu fürchten: denn ich kenne
Die Weiſe unſers Landvolks nur zu gut;
Ich weiß, wie gern ſie von den größern Prahlern[1]
Sich und der Stadt Lobreden halten laſſen;
Gleich viel, mit welchem Grund', und ohne
Zu merken, daß ſie verrathen und verkauft ſind.
Auch unſre alten Herren[2] kenn' ich, weiß recht gut,
Wie wenig, wenn ſie nur die Freude haben,
Den Leuten ihre Steinchen an den Kopf,
Zu werfen, alles Uebrige ſie anficht.[3]
Ich ſag' es aus Erfahrung. Denn noch hab' ich nicht
Vergeſſen, wie mir, der vorjährigen
Komödie wegen, Kleon mitgeſpielt hat.[4]
Er ſchleppte mich vor Rath und dreſchte dergeſtalt
Mit ſeiner Zunge auf mich los, ergoß
Gleich einem Waldſtrom' einen ſolchen Wuſt
Verläumderiſcher Lügen über mich

[1] Den Demagogen, wie Kleon und ſeines Gleichen.

[2] Die ältern Bürger, aus welchen die Hellaſten und andere Richter der verſchiedenen Civil- und Criminalgerichte in Athen erwählt wurden.

[3] Anſpielung auf die ſchwarzen und weißen Steine, die den Richtern ausgetheilt wurden, um heimlich ihre Stimmen über die Frage, ſchuldig oder nicht ſchuldig? zu geben.

[4] Ariſtophanes hatte im fünften Jahre des peloponneſiſchen Krieges ſeine erſte Komödie, Δαιταλεις genannt, gegeben, worin er, wie es ſcheint, ſtarke Ausfälle auf den Kleon gethan hatte. Ariſtophanes verwechſelt hier ſeine eigene Perſon mit dem Dikäopolis, um dem Kleon, der nun einmal ſeine Bête war, wieder Eins zu verſetzen.

Herab, daß wenig fehlt', er hätte mich
Mit ſeinen ſchmutz'gen Rabuliſtenkniffen
Zu Grunde gerichtet. Erlaubt mir alſo, daß ich mich,
Eh' ich zu reden beginn', in ein Coſtume, das ſich
Zu meiner jämmerlichen Lage ſchickt, verſetze.

Chorführer.

Wozu dieſe Wendungen? dieſe Künſte? dieſe Aufzüge?
Meinethalben borge dem Jeronymos

Irgend einen dunkelzottichtdickbehaarten [1] Helm des Höllengottes

Und ſelbſt dem Siſyphos ſeine Ränke ab!
Zu dieſem Kampfe wird dir's wenig frommen!

(Der Chor macht ſich auf die Seite.)

Dikäopolis (vor ſich).

Nun iſt es Zeit, ein rechtes Herz zu faſſen!
Vor Allem muß ich zum Euripides.
Hollah! Bedienter!

Kephiſophon.

Was gibt's da?

Dikäopolis.

Iſt Euripides zu Hauſe?

Kephiſophon.

Zu Hauſ' und nicht zu Haus, nachdem du's nimmſt.

Dikäopolis.

Wie kann er drin ſeyn, wenn er's nicht iſt?

Kephiſophon.

O, das iſt
Sehr möglich, alter Herr. Sein Geiſt iſt auf

[1] Anſpielung auf einen Vers eines froſtigen Tragödiendichters, der, wie es ſcheint, vermittelſt ſolcher halbellenlangen Beiwörter Senſation zu machen ſuchte.

Die Verſejagd gegangen; er hingegen
Liegt in der Schwebe drin und macht
Ein Trauerſpiel.

Dikäopolis.

O dreimal glücklicher Euripides,
Von dem ſogar der Sklave ſolche witzige
Antworten gibt! — Ruf' ihn einmal heraus.

Kephiſophon.

Das geht nicht an.

Dikäopolis.

Es muß wohl! Eh' ich mich
Abweiſen laſſe, klopf' ich ihn heraus.
(Er klopft.)
Euripides! He! liebes Euripidchen, wenn
Du jemals einen Menſchen hörteſt, höre mich!
Ich, Dikäopolis von Chollis,[1] rufe dir.

Euripides.

(von innen heraus rufend).

Ich habe keine Zeit.

Dikäopolis.

So laß dich wenigſtens
Nur vorwärts drehen.[2]

Euripides.

Auch das kann nicht ſeyn.

[1] So hieß der Demos oder Stammort, aus welchem Dikäopolis gebürtig war.

[2] Dieß iſt eine Art von burlesker Vermiſchung der wirklichen Scene mit dem, was ſie vorſtellen ſoll, die unſerm Autor ſehr gewöhnlich iſt und zum Beweiſe dienen hilft, wie wenig er und vermuthlich alle ſeine damaligen Kunſtverwandten Bedenken trugen, ihre Zuſchauer in der Illuſion zu ſtören, oder vielmehr, wie wenig das, was man heutzutage ſo nennt, bei ihnen Zweck war.

Dikäopolis.

Doch, doch!

Euripides.

Nun! verdrehn will ich mich wohl laſſen,
Nur zum Herunterkommen hab' ich keine Zeit.

(Die Scene wird umgedreht und zeigt den Euripides im Innern jenes Hauſes in einer Maſchine, die in der Luft ſchwebt, ſitzend.)

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

Was iſt's?

Dikäopolis.

Wie kommt es, daß du
Zur Arbeit dich ſo hoch hinaufſchwingſt, da es doch
Wohl auch da unten ginge? Nun begreif' ich erſt,
Warum du ſo viel lahme Helden machſt.
Und warum haſt du ſolche jämmerliche
Tragödien-Lumpen um die Schultern hangen?
Du magſt wohl, ſeh' ich, gute Gründe haben,
Warum du deine Helden ſo gern zu Bettlern [1] machſt.
Doch, dem ſey, wie ihm will, auf meinen Knien,
Euripides, bitt' ich dich, leih mir aus einem
Von deinen alten Stücken einen Bettlerkittel!
Ich brauch' ihn, weil ich eine lange Rede an
Den Chor zu halten habe, die, wofern
Ich ſchlecht beſtehe, mir das Leben koſten wird.

[1] Nämlich, weil du ſelber einer biſt. Dieſe ganze Scene hat augenſcheinlich keinen andern Zweck, als ſich zugleich über die Armuth der Erfindungskraft und über die häusliche Armuth des Euripides mit einem Muthwillen luſtig zu machen, der nur deſto unbarmherziger wird, weil er mit ſo vieler Feinheit, Urbanität und anſcheinenden Argloſigkeit zu Werke geht.

Euripides.

Von Herzen gern. Willst du die alten Lumpen,
Worin der alte unglückliche Oeneus kämpfte?

Dikäopolis.

Von dem nicht, der ist noch nicht jämmerlich
Genug.

Euripides.

Vom blinden Phönix etwa?

Dikäopolis.

Auch von dem nicht;
Es war ein andrer weit armsel'gerer.

Euripides.

Du bist nicht leicht zu befriedigen, wie ich sehe.
Stehn dir vielleicht die Haderlumpen an,
Worin ich Philokteten betteln lasse?

Dikäopolis.

Nein!
Von Einem, der noch viel bettelhafter ist.

Euripides.

So wird dir hoffentlich der Kittel meines
Bellerophon doch schmutzig genug seyn?

Dikäopolis.

Auch nicht
Bellerophon! Der, den ich meine, ist zugleich
Ein Bettler, lahm, geschwätzig und ein großer Redner.

Euripides.

Nun bin ich auf der Fährte, — Telephos
Aus Mysien?

Dikäopolis.

Der ist's! von dem gib mir die Lumpen!

Euripides.

He, Junge! hole ihm den Bettelrock

Vom Telephos herab! Er liegt da oben, zwiſchen
Thyeſts und Jno's Hadern mitten in.

Kephiſophon (zu Dikäopolis).

Hier!

Dikäopolis, (indem er die Lumpen um ſich wirft).

O Zeus, der Alles durch- und überſchaut,
Laß dieß Coſtume des bittern Elends mir
Gedeihn! — Und du, Euripides, der du bereits
So viel für mich gethan haſt, gib mir auch
Das Einzige noch, was mir, um ein
Vollſtändiger Telephos zu ſeyn, noch fehlt,
Die myſiſche Kappe um den Kopf —
„Denn heute muß ich wie ein Bettler ausſehn
„Und, was ich bin, zwar bleiben, doch nicht ſcheinen.“[1]
Die Zuſchauer mögen immer wiſſen, wer ich bin!
Nur die Choriſten ſollen wie die Pinſel daſtehn
Und hören, wie ich ihnen in gar ſchmucken Wörtchen
Den Eſel bohre.

Euripides.

Sollſt die Kappe haben!
Du biſt ein Spitzkopf, wie ich merke,
Und brüteſt über irgend einem feinen Stückchen.

Dikäopolis.

„Wohl mög' es dir ergehn und deinem Telephos!
(Wie ich es meine)“ Ha! wie mir, ſeitdem
Ich dieſe Lumpen trage, die Formen in den Leib
Gefahren ſind! Und gleichwohl fehlt mir noch
Ein Knotenſtock.

[1] Parodie zweier Verſe des Euripides aus ſeinem Telephos, welcher noch mehrere folgen.

Euripides (gibt ihm einen).

Nimm hier und packe dich!

Dikäopolis (vor ſich).

O Herz, du ſiehſt, wie man die Thür mir weiſet,
Wiewohl mir noch zur ganzen Ausſtaffirung viel
Gebricht. Nun mache dieſem Aufzug' Ehre, bettle,
Sey dringend, hänge dich wie eine Klette an! —
(Im bettelnden Ton.)
Euripides, nur noch ein Körbchen gib mir, nur
Dieß von der Lampe durchgebrannte da!

Euripides.

Was könnte dir der Bettel helfen, armer Schelm?

Dikäopolis.

Nun, helfen könnt' es mir nicht viel, doch hätt' ich's gern.

Euripides.

Du wirſt beſchwerlich; weg von meinem Hauſe!

Dikäopolis.

Ach! — Möchteſt du dafür ſo glücklich werden,
Wie deine Mutter einſt!

Euripides (indem er ihm das Körbchen gibt).

Da! geh nun, ſag' ich.

Dikäopolis.

Noch nicht! Eines gib mir noch, das Becherchen
Mit dem zerbrochnen Rande dort —

Euripides.

So nimm's
Und ſey mir länger nicht in meinem Hauſe läſtig!

Dikäopolis (vor ſich).

Daß doch der Mann nicht weiß, wie läſtig er uns iſt!
(Zu Euripides).
O allerſüßeſter Euripides,

Nur dieſes Einzige noch, das Töpfchen dort,
Woraus der Schwamm hervorguckt —

Euripides.

Menſch, du leereſt mir
Mein ganzes Magazin! So nimm denn hin,
Und packe dich!

Dikäopolis.

Ich geh' — Und doch, was hilft es mir?
Mir fehlt noch Eins, und wenn ich's nicht bekommen kann,
Bin ich verloren. Höre mich, ſüßeſter Euripides!
Gib mir nur das noch, und ich geh' und komme dir
Nicht wieder — nur ein paar welke Blätter Kohl
In meinen Korb.

Euripides.

Du mordeſt mich! — Da, haſt du!
Mein ganzer tragiſcher Vorrath geht dahin!

Dikäopolis.

Nichts mehr! Ich gehe. Unſer Eins ſoll freilich nie
Vergeſſen, daß uns große Herren nicht
Gut leiden können!

(Er thut, als ob er gehe, kommt aber bald mit poſſirlichen Ausdrücken von Verzweiflung zurück.)

O weh mir! weh
Mir unglückſel'gem Mann'! Ich bin verloren!
Gerade das vergeſſen, woran mir Alles liegt!
O liebſtes, allerliebſtes Euripidchen,
Mich ſoll der Donner und das Wetter, wenn ich dich
In meinem Leben wieder mit einer Bitte
Behellige, außer dieſer einen ganz allein!

Nur eine Hand voll Bocksbart, deſſen du
Von deiner Mutter in Menge haben mußt!'

Euripides.

Der Mann wird grob —

(Zu ſeinem Diener.)

Geh! ſchlag die Thüre zu.

Die Scene dreht ſich wieder.

Dikäopolis.

Freund Dikäapolis, wir werden ohne Bocksbart
Uns ſtreichen müſſen. — Indeſſen weißt du, welchen Kampf
Wir nun zu kämpfen haben, da wir über
Die Männer von Lacedämon reden ſollen.
So nimm dich denn zuſammen, Dikäopolis!
Hier ſind die Schranken! — Graut dir? Haſt du nicht
Den ganzen Euripides im Leibe? Magſt
Bei Allem dem nicht Unrecht haben! Aber,
Da es nun nicht anders iſt, mein armer Freund,
So geh' und trage deinen Kopf getroſt
Zum Hackblock' hin, um auch dafür einmal
Aus freier Bruſt zu ſagen, was du denkſt.
So geh doch! Vorwärts! Friſch ans Werk, mein Herz!

Der Chor.

Was wirſt du beginnen? Was ſagen können?
Fühlſt du nun, welch ein unverſchämter,
Eiſenköpfiger Menſch du biſt?

[1] Die Mutter des Euripides ſoll eine Kräuterhändlerin geweſen ſeyn, und Ariſtophanes findet ein eignes boshaftes Vergnügen daran, ihn, ſo oft er kann, in ſeinen Stücken daran zu erinnern. Der ſpöttliche Einfall mit dem Bocksbart bezieht ſich nach dem Scholiaſten darauf, daß die Mutter des Euripides im Ruf war, ihre grünen Waaren zu verfälſchen und z. B. die Peterſilien mit einem ihnen ähnlichen Unkraut, Tragopogon oder Bocksbart genannt, zu vermiſchen.

Der blos, um mutterſeelallein der ganzen Stadt
Zu widerſprechen, ſeinen Hals aufs Spiel ſetzt!

Eine Hälfte des Chors.

Unerſchrocken ſcheint der Mann ans
Werk zu gehn. Wohlan denn, rede,
Weil's dein eigner Wille iſt —

Dikäopolis (mit dem Kopf auf dem Hackblock).

Ihr Herren Zuſchauer, legt mir's nicht zum Argen aus,
Daß ich, wiewohl ich nur ein armer lumpiger
Komödienmacher bin, zu Athenern über Sachen
Gemeiner Stadt zu ſprechen mich erdreiſte.
Auch die Komödie kennt' was wahr und recht iſt.
Ich werd' euch harte Dinge ſagen, aber wahre.
Auch wird mich Kleon dießmal nicht beſchuld'gen können,
Ich rede Böſes von der Republik vor Fremden.
Hier ſind wir unter uns, wie am Lenäenfeſte
Gewöhnlich; noch ſind keine Fremde da:
Denn weder die Kriegsſteuer von den Schutzverwandten, noch
Die Contingente von den Bundsgenoſſen kommen;[1]
Kurz, wir, ſo viele unſer hier zugegen ſind,
Sind lauter echte ausgereiterte
Athener, ganz von fremden Spreuern rein.
Auch ich bin den Spartanern herzlich gram,
Und meinetwegen möchte der Gott auf Tänaros
Poſeidon ihnen mit einem tücht'gen Erdſtoß' allen
Die Häuſer auf die Köpfe werfen — denn
Auch meinen Weinſtock haben ſie verbrannt.
Inzwiſchen, und weil ich hier vor lauter Freunden rede,
So ſag' ich: Warum klagen wir die Sparter

[1] Ein feiner Zug im Vorbeigehn auf die Unzuverläſſigkeit der Hülfsquellen, womit die Demagogen das Volk immer bei Muth zu erhalten ſuchten.

Deßwegen an? In eurer Mitte, ihr Herrn —
(Ich meine nicht die Stadt, das merkt euch wohl,
Die Rede iſt nicht von der Stadt) — ich ſage,
Es gab in eurer Mitte Männerchen
Von ſchlechtem Schrot und Korn, verdienſtlos, übel
Berufen, deren Stand ſogar im Zweifel war,[1]
Die ihr Geſchäft draus machten, ſich über die geſtutzten
Kaputte der Megarer aufzuhalten,
Und wo ſie einen Kürbis ſahen oder
Ein Häschen, ein Ferkel, einen Knoblauch, ein
Paar Körnchen Salz, das Alles mußte gleich
Megariſch ſeyn und wurde eingezogen
Und ſelben Tags verkauft. Doch dieß ſind Kleinigkeiten;
Die Landesart bringt's mit ſich — Etwas Wichtigers!
Ein paar milchbärt'ge Schwärmer waren nach Megara
Gegangen und hatten trunknes Muthes dort die Hure
Simätha weggeſtohlen. Die Megarer, in
Der Wuth des erſten Schmerzes, holten ſich dafür
Zwei andre Huren aus Aspaſiens Hauſe.
Das war der Anfang eines Kriegs, in welchen
Nun alle Griechen ſich verwickelt ſehn —
Um dreier Metzen willen.[2] Daher der Zorn,

[1] Das iſt, von denen es zweifelhaft war, ob ſie wirklich Bürger von Athen ſeyen; ein Fall, der damals häufig vorkam und eine der zehntauſend Quellen von den ewigen Proceſſen war, womit die ſtreitſüchtigen Athener ſich die Zeit vertrieben und das zahlloſe Heer ihrer Advocaten, Sykophanten und Richter fütterten.

[2] Wer mit der griechiſchen Geſchichte dieſer Zeit etwas bekannt iſt, weiß freilich beſſer, was die wahre Urſache des peloponneſiſchen Krieges war: nämlich der herrſchſüchtige Uebermuth, womit die Athener ſich ihres Glücks bedienten, auf der einen, und die neidiſche Eiferſucht der Spartaner, Korinther und Thebaner auf der andern Seite. Dieß konnte auch unſerm Dichter nicht verborgen ſeyn. Allein zu ſeinem Zweck

Worin, gleich einem neuen Zeus Olympios,
Perikles, auf ganz Griechenland herunter
Blitzend und donnernd, Alles durch einander miſchte,
Und das Edict im Ton der Skolien
Timokreons,[1] worin er die Megarer
Von Land und Meer und Markt und Häfen ausſchloß.
Was Wunder, daß ſie, wie der Hunger ſie allmählich
Zu nagen anfing, ſich an Sparta wandten
Und auszumitteln baten, daß der Volksſchluß auf-
Gehoben würde, den die beſagten Huren
Veranlaßt hatten? Allein wir ließen uns immer
Vergebens bitten, und ſo mußt' es denn ja wohl
Zuletzt zum Kriege kommen. Sagt mir Jemand:
Das hätte nicht ſeyn ſollen! ſo frag' ich ihn:
Was hätte denn ſollen ſeyn? Geſetzt, ein Mann
Aus Lacedämon hätt' in üpp'gem Muthe
Die Reiſe nach Seriphus[2] ſich nicht dauern laſſen,
Um den Seriphiern einen kleinen Hund zu mauſen:
Sagt, hättet ihr zu Hauſe ſtill geſeſſen?
Da fehlt wohl viel! Sogleich dreihundert Schiffe aus-
Gerüſtet! — wär' euer erſtes Wort geweſen.

hatte er einer lächerlichen und verächtlichen Veranlaſſung des Krieges nöthig, und ſo benutzte er eine damals herumgehende Sage, die er in ſeiner genialiſchen Manier gut genug aufzuſtutzen weiß, daß ſie in einem Poſſenſpiel für die Urſache des Krieges gelten konnte.

[1] Anſpielung auf ein gewiſſes, damals allgemein bekanntes Trinklied des Dichters Timokreon, wovon etliche Verſe einige Aehnlichkeit mit einer Stelle des Edicts gegen die Megarer hatten. Das Piquante aller im Ariſtophanes ſo häufig vorkommenden Plaiſanterien dieſer Art geht zu großem Nachtheil des Dichters, der Leſer und des Ueberſetzers für uns ganz verloren.

[2] Eine kleine, unbedeutende Inſel, die unter der Botmäßigkeit der Athener ſtand.

Auf einmal wäre die ganze Stadt von Waffenklang,
Geschrei der Schiffsoldaten, Lärm der Hauptmannswahlen,
Von Soldauszahlen, Vergolden der Pallasbilder,[1]
Gedräng' ums Magazin, Getreidemessen, Schläuchen
Und Ruderriemen, Fässerkäufern, Knoblauch,
Oliven, Zwiebeln in Netzen, Blumenkränzen,
Flötenspielerinnen und blauen Augen,
So wie das Werft vom Lärm der Zimmerleute
Und Schmiede, von Hobeln, Bohren, Hammern, Pfeifen,
Trallern und Heida-Rufen voll gewesen.
So hättet ihr's gemacht: und „Telephos sollte nicht
Desgleichen thun?" — Wo hattet ihr euern Sinn,
Da ihr so etwas denken konntet?

Eine Hälfte des Chors.

Und dieß, du abgefeimter Schurke, nennst du wahr?
So unterwindet sich ein Lumpenkerl wie du
Mit uns zu reden? uns ins Angesicht zu lästern?
Ein Sykophant, wenn jemals einer war!

Die andere Hälfte.

O, beim Poseidon! was er da gesagt
Ist Alles, wie er's sagt, die reine Wahrheit.

Erste Hälfte.

Und wär's auch wahr, geziemt sich's, es zu sagen?
Doch seine Kühnheit soll ihm wenig Freunde bringen!

(Einer will auf den Dikäopolis losgehn.)

Andere Hälfte.

He! Du da, willst du bleiben? — Gib ihm einen Schlag,
Wenn du die Peitsche selber kosten willst!

[1] Womit sie die Vordertheile der Schiffe auszuzieren pflegten.

Erſte Hälfte.

O mein Lamachos, blitzeblickender Lamachos,[1]
Zu Hülfe! du mit dem gorgoniſchen Helmbuſch',
Erſchein', o Lamachos, Freund, Stammgenoß,
Und wo noch ein Schiffhauptmann oder Feldherr
Oder ſonſt ein Mauerſtürmer in der Näh' iſt,
Zu Hülfe, zu Hülfe! Mir geſchieht Gewalt!

(Lamachos kommt in Hauskleidung, aber mit ſeinem Streithelm auf dem Kopfe, aus ſeinem Hauſe heraus.)

Lamachos (pathetiſch).

Woher die Stimme, die zum Kampf mich ruft?
Wo braucht man meiner Hülfe? Wer hat meine
Gorgone aus ihrem Futteral geweckt?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, der Federbüſche und Cohorten —

Erſte Hälfte des Chors.

O Lamachos, macht dieſer Menſch nicht längſt ſein Werk
Daraus, das Schnödeſte von unſrer ganzen Stadt
Zu ſagen?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, verzeihe, wenn
Ein armer Mann, wie ich, ein Wort zu viel
Geſprochen haben ſollte!

[1] Der Feldherr Lamachos war keiner von den geringſten, die ſich in dieſem Kriege hervorthaten: es fehlte ihm nicht an Muth; er ſcheint ſich aber durch eine gewiſſe Affectation, in ſeiner Art ſich zu bewaffnen, ausgezeichnet und unſerm Autor, der keine Blöſe unbenutzt läßt, dadurch zu den leichtfertigen Spöttereien, womit er ihn ſo reichlich begießt, Anlaß gegeben zu haben. Uebrigens iſt die nähere Urſache, warum ihn Ariſtophanes in dieſem Stück dem Gelächter des Pöbels preisgab, nicht bekannt. Vermuthlich war er ein Freund Kleons und ein hitziger Partiſan der Partei, die den Krieg fortgeſetzt wiſſen wollte.

Lamachos.

Und was ſprachſt du denn?

Dikäopolis.

Ich weiß es ſelbſt nicht mehr, ſo ſchwindlig iſt
Aus Furcht vor deinem Helm der Kopf mir worden.
Ich bitte flehentlich, ſchaff doch das Ungethüm
Mir aus den Augen!

Lamachos.

Sey's darum!

Dikäopolis.

Und, darf ich bitten,
So leg' ihn umgekehrt.

Lamachos.

Auch das!

Dikäopolis.

Und zieh
Mir eine Feder aus dem Buſch' heraus.

Lamachos.

Da haſt du eine.

Dikäopolis.

Halte mir den Kopf,
Mein Magen kehrt ſich um, ſobald
Ich einen Helmbuſch ſehe.

(Er kitzelt ſich mit der Feder im Halſe.)

Lamachos.

Du, was machſt
Du da? Du wirſt doch mit der Feder nicht
Dich zum Erbrechen reizen wollen?

Dikäopolis.

Sage mir,
Von wem iſt die Feder?

Lamachos.

Von einem Vogel.

Dikäopolis.

Vom Rauschekniſterling[1] vermuthlich?

Lamachos.

Armer Wicht!
Du biſt ein todter Mann!

Dikäopolis.

Nicht doch! So weit
Reicht deine Macht nicht, Lamachos. Doch, wenn
Du denn ſo ſtark biſt, warum fällſt du mir
Nicht in den Rücken? Rüſtig ſcheinſt du gnug dazu.[2]

Lamachos.

Wie? darf ein Bettler ſo mit einem Feldherrn ſprechen?

Dikäopolis.

Ich wär' ein Bettler? ich?

Lamachos.

Was biſt du denn?

Dikäopolis.

Wer ich bin? — Ein guter Bürger, den der Kitzel
Der Herrſchſucht nie in ſeinem Leben ſtach,
Und ſeit dem Krieg' ein ehrlicher Soldat;
Zum Feldherrn machte die Gewinnſucht dich.

Lamachos.

Das Volk erwählte mich —

Dikäopolis.

Drei dumme Gimpel![3]

[1] Das Aequivalent, ſo gut ſich's machen laſſen wollte, für den Κομπολαξνθος des Ariſtophanes, den man eben ſo vergeblich im Aldrovandi, Briſſon, Willoughby, Klein oder Büffon ſuchen würde als jenen.

[2] Ich erinnere ungern, daß dieß im Original eine ſehr unziemliche Zote iſt.

[3] Eigentlich drei Kuckucke. Vielleicht irgend eine Anſpielung auf einen uns unbekannten Umſtand ſeiner Erwählung zum Feldherrn.

Das iſt es eben, was mich vor Verdruß dazu
Gebracht hat, Frieden zu ſchließen, daß ich ſehen mußte,
Wie mancher brave Graukopf an die Schlachtbank
Geführt ward, während deines Gleichen, junge Burſche,
Sich aus dem Staube machen, für drei Drachmen
Als Commiſſare in der Welt herumzuziehn,
Nach Thracien, die, zum Chares jene, andre nach
Chaonien, Kamarina, Gela und Katagela.[1]

Lamachos.

Weil ſie dazu erwählt ſind.

Dikäopolis.

Doch die Urſach,
Warum nur ihr von allen Seiten Lohn empfangt,
Und jene nichts? — Zum Beiſpiel — Du Marilades,[2]
Du biſt ſchon eisgrau; ſage, ob du jemals
In deinem Leben auf Geſandtſchaft warſt?
Er ſchüttelt Nein — und gleichwohl iſt's ein braver
Und fleißiger Mann! — Hier ſind Euphorides,
Thraſyllos, Prinides — Kennt einer unter euch
Chaonien oder Ekbatana? Nein, ſagen ſie.
Dafür ſind Köſyras und Lamachos
Schon beſſer dort bekannt, ſie, denen
Noch kürzlich, weil ſie ihre Ehrenſchulden nicht
Bezahlten, von ihren Freunden ſelbſt im Tone,
Womit man ſchmutz'ges Waſſer Abends aus der Thür
Zu ſchütten pflegt, „bleib draußen" zugerufen wurde.

[1] Die Ueberſetzung iſt in den drei letzten Verſen nicht genau und konnte es nicht ſeyn, wie ich denjenigen, die das Original leſen können, nicht zu ſagen brauche.

[2] Die Männer, welche Dikäopolis hier ſcherzweiſe aufruft, waren, wie es ſcheint, Leute aus dem Ephor, die er bei ihren eignen Namen nennt, um dem Volk dadurch ein Lachen zuzubereiten.

Lamachos.

O souveraines Volk, iſt das erträglich?

Dikäopolis.

Nein!
Wenn Lamachos nicht baar dafür bezahlet würde.

Lamachos.

Nun, ſo gelob' ich allen Peloponneſiern,
Sie ewig zu befehden und nach allen Kräften
Zu ängſtigen, überall, zu Waſſer und zu Land!

(Geht ab.)

Dikäopolis.

Ich aber lade hiemit den ganzen Peloponnés
Mit allen Megarern und Böotiern zum freien
Verkauf und Einkauf ein auf meinen Markt,
Den Lamachos ausdrücklich ausgeſchloſſen!

(Geht ab.)

Der Chorführer.

Der Mann hat obgeſiegt und das Volk, was den Waffenſtillſtand betrifft,
Ganz herumgebracht. Alſo, die Mäntel abgelegt, und die Anapäſten angefangen![1]

(Der Chor ſteigt in die Thymele herab und wendet ſich an die Zuſchauer.)

Chorführer.

Seitdem als unſer Meiſter die Scene mit komiſchen Chören beſtiegen,

[1] Es war ein eigenes Privilegium, das die komiſchen Dichter hatten, am Schluß eines Acts, während die Handlung hinter der Scene fortzuſchreiten präſumirt wird, den Chor oder vielmehr den Chorführer an der Spitze desſelben dieß oder jenes, was der Dichter auf dem Herzen hatte, dem Volke ſtatt ſeiner in Anapäſten vortragen zu laſſen. Hier folgt das erſte Beiſpiel dieſer ſonderbaren Eigenheit des komiſchen Drama's zu Athen.

Sah man ihn nie hervorgehn, dem Volke von ſeinen Verdienſten zu ſprechen:
Da ihm aber von ſeinen Feinden bei den raſchentſchloſſ'nen Athenern
Schuld gegeben wird, er bringe den Staat auf die Bühne und inſultire
Das regierende Volk; ſo liegt ihm ob, ſich bei den beſonnenern Athenern
Zu vertheidigen. Unſer Dichter alſo behauptet, er ſey zu vielerlei Gutem
Euch verhülflich geweſen, indem er Euch abgehalten, von fremden Rednern
Euch nicht gar zu arg hintergehn zu laſſen, nicht ſo gar viel Freude an Allen,
Die euch ſtreicheln, zu haben und nicht ſo dämiſch in eurem Bürgercharakter
Zu ſeyn. Wenn ehmals fremde Geſandten eine Naſe euch drehen wollten, ſo nannten
Sie euch Joſtephanus,[1] und wie das Wort heraus war, lauſchtet ihr auf und konntet
Der Veilchenkränze wegen kaum auf dem Rande des Hinterns ſitzen bleiben.
Wer euch aber vollends ein liparas Athenas[2] an die Naſe ſtrich, der hatte

[1] Veilchenbekränzt. Die Athener waren eben ſo große Liebhaber von Veilchen, wie die Römer von Roſen, und hörten ſich gern mit dieſem Pindariſchen Beiworte belegen.

[2] Glänzendes Athen. Das attiſche Salz dieſer Stelle iſt für uns verduftet. Indeſſen bezeichnet ſie doch auf eine ſehr anſchauliche Weiſe einen Hauptzug des Charakters der Athener, deren lebhafte Phantaſie durch ein einziges Wort, vermöge der Menge angenehmer Bilder, die es in ihr erregte, in Entzücken geſetzt werden konnte.

Des liparas wegen, womit er euch ſo ſchlüpfrig wie Meergründel ölte,
Was er wollte, von euch. Indem nun der Dichter vor ſolchen Kniffen euch warnte und zeigte,
Wie ihr's anſtellen müßtet, um eure Demokratie auch den übrigen Städten
Beliebt zu machen, iſt er, wie geſagt, auch zu vielem Guten behülflich geworden. [1]
Auch ſeht ihr, wie ungeduldig die Männer ſind, die den Tribut der Städte euch bringen,
Den wackern Dichter zu ſehn, der auf ſeine Gefahr es wagte, den Athenern
Gerechtigkeit zu pred'gen; ein Wagſtück, das ihm, ſelbſt in den fernſten Landen
So vielen Ruhm gebracht, daß, als der große König die Geſandten
Von Sparta zum Verhör zuließ, nach der Frage: „ob wir oder ſie die größere Seemacht
Wären?“ [2] gleich die zweite war: „welchen von euch beiden unſer Dichter
Die bitterſten Pillen zu verſchlucken gebe?“ — Denn, ſagt' er, die könnten gewiß ſeyn,
Zu ſiegen und Meiſter von Hellas zu werden, die dieſen Mann zum Rathgeber hätten.

[1] Wenn es wahr iſt, daß die Daitalier die erſte, und die Acharner die zweite Komödie unſers Dichters war, ſo müßte er ſich alle die Verdienſte um den Staat, die er in dieſer ſehr naiven Anrede ſo hoch anſchlägt, ſchon in den Daitalliern gemacht haben, ſo wie er auch in denſelben ſeinen erſten Angriff auf Kleon that.

[2] Eine Frage, welche den Athenern ungefähr eben ſo lächerlich vorkommen mußte als den Holländern, wenn der König von Spanien ihren Geſandten fragte, ob Amſterdam oder Lüttich die größere Handelsſtadt ſey.

Das iſt's auch, warum die Lakonen ſo ſehr auf den Frieden dringen und blos auf Aeginens Abtretung beſtehn; nicht als läg' ihnen ſo viel an dieſem Inſelchen, ſondern, Um unſern Dichter euch wegzufiſchen.[1] Beſorget alſo nie, daß er jemals Die gute Sache beſpotten werde. Vielmehr verſpricht er, euch heilſame Winke Zu geben, wie ihr höchſt glücklich werden könntet. Freilich, euch zu hätſcheln, Mit Tagegeldern zu kirren, mit Lob zu beträufeln und mit Gaukelkünſten zu täuſchen; Iſt ſeines Thuns nicht, aber dafür wird er euch immer ehrlich zum Beſten rathen.

Und nun mag Kleon meinetwegen
Alle ſeine Ränke und Kniffe gegen mich
Spielen laſſen. Mir wird Rechtſchaffenheit und
Wahrheit zur Seite kämpfen, und nimmer
Soll die Stadt ſo übel mit mir fahren
Wie mit jenen haſenherzigen Knäben!

Eine Hälfte des Chors.

Herbei, o du mit der brennenden Feuerkraft,
Derbe acharniſche Muſe!
Wie aus unſern ſteineichnen Kohlen,
Vom ziehenden Winde gereizt,
Der Funk' emporſteigt,
Wenn die Bratfiſche beigeſetzt werden ſollen,
Und, indeß die Einen die thaſiſche Tunke rühren,
Andre den Teig zu den Kuchen kneten:

[1] Welcher ein Landgut auf dieſer Inſel beſaß.

So eil', o Muſe, den rauhen
Kräftigen, bäuriſchen Landgeſang
Deinem Gemeindsmann zuzutragen!

Der Chor.

Billig ſind wir alte Greiſe ungehalten auf die Stadt,
Denn zu ſchlecht wird uns vergolten, was wir einſt um ſie verdient.
Statt uns, die im ſchweren Seedienſt' ihre Jugendkraft verzehrten,
Nun im Alter dafür zu pflegen, wird uns übel mitgeſpielt.
Iſt's nicht häßlich, alte Männer unſers Gleichen in Proceſſe
Zu verſtricken? ſie dem loſen Hohngelächter junger Schwätzer
Preiszugeben? abgelebte Greiſe, deren ſchwache Bruſt,
Ausgenützten Flöten ähnlich, keinen Ton mehr halten kann!
Deren ſchützender Poſeidon, leider! nun die Krücke iſt!
Knurrend ſtehn wir am Altare, wo wir, was wir nicht verſtehen,
Schwören müſſen, und ſehn von Allem nur das Dunkel der Juſtiz;
Während unſer junger Gegner, der auf eine ſchöne Rede
Sich mit Fleiß gefaßt gemacht hat, ſtracks mit jedem Schlage trifft,
Uns mit runden Perioden erſt umwickelt, dann hervorzieht,
Und mit ſeinen ſpitz'gen Fragen in verſteckte Fallen treibt,
Sich nicht ſchämend, einen alten Titon ſo herum zu zerren,
Zu verwirren, zu betäuben, einen Graukopf, der ſein Urtheil
Mit verzognen Lippen anhört, dann, mit einer Schuld beladen,
Schluchzend ſich nach Hauſe ſchleicht, ſeinen Freunden mit Thränen ſagend:
Was ich zu meinem Sarg erſparte, nimmt die liebe Juſtiz mir ab!

Die Hälfte des Chors.

Kann das billig ſeyn, einen alten grauen Mann
So nach der Waſſeruhr zu Grunde zu richten,
Der einſt viel fürs Vaterland
Ausgeſtanden, viel warmen, männlichen
Schweiß von der heißen Stirne ſich gewiſcht,
Und bei Marathon als ein braver Bürger ſich gezeigt hat?
Als wir zu Marathon ſtanden, jagten wir den Feind;
Jetzt werden wir von böſen Buben gehetzt
Und oben drein um Geld gebüßt!
Was kann Marpſias [1] ſelbſt hierauf zu ſagen haben?

Der Chor.

Oder, wer kann billig finden, wenn ein krummgebogner Greis
Wie Thucydides blos darum, weil ein rabuliſtiſcher Schwätzer,
Ein Kephiſodem, ihm Händel machte, mitten in Athen
So verloren iſt als mitten in den Steppen Skythiens?
Wahrlich, mich erbarmt es, und ich mußte mir die Augen wiſchen,
Wenn ein Amtknecht ſich erfrechte, Hand an einen alten Vater
Wie Thucydides zu legen, der ſo was zu ſeiner Zeit,
Bei Demetern! von der Göttin ſelber nicht geduldet hätte,
Eher zehn ſolche Kämpfer wie Evathlos hingeworfen,
Mit dem bloſen Donner ſeiner Stimme dreimal tauſend
Bogenſchützen niedergeſchrien und des Häſchers ganze Sippſchaft
Mit den Seitenlinien allen eh zuſammengeſchoſſen hätte.
Wenn ihr aber ja uns Alten auch den Schlaf nicht gönnen wollt,
Nun, ſo macht doch wenigſtens ein Geſetz, das unſern Händeln

[1] Ohne Zweifel ein bekannter Rabuliſt der damaligen Zeit, ſo wie der bald darauf angeſtochene Evathlos.

Ihren eignen Gang erlaube, ſo, daß gegen einen Alten
Nur ein andrer gleich betagter, gleich zahnloſer Advocat
Klagen dürfe; ſo wie gegen Junge nur ein andrer junger
Loſer weitgebohrter Schwätzer, wie der Sohn des Kleinias.[1]
Strafen müſſen immer bleiben; nur erkenne dem Beklagten,
Iſt er alt, die Buß' ein Alter, iſt er jung, ein Junger zu!

Dritter Act.

Ein großer Platz vor der Wohnung des Dikäopolis.

Dikäopolis (allein).

Hier alſo ſind die Grenzen meines Marktes!
Hier ſteht den Peloponneſiern und Megarern und
Böotiern frei zu handeln mit der einzigen
Bedingung, daß ſie Alles mir verkaufen
Und nichts dem Lamachos. Um gute Zucht
Zu halten, ſtell' ich hier drei Marktaufſeher,
Aus einer derben Ochſenhaut geſchnitten, an.
Kein Sykophant noch anderer Phaſan[2]
Von dieſem Schlage laſſe ſich gelüſten,
Den Fuß in dieſen meinen Kreis zu ſetzen!
Nun will ich auch die Säule holen laſſen,
Auf die mein Friedensbündniß eingegraben iſt,
Um hier an offnem Markt ſie aufzuſtellen.

(Geht ab.)

(Ein Megarer tritt mit zwei jungen Mädchen, ſeinen Töchtern, auf.)

[1] Alcibiades.

[2] φασιανος ἀνηρ. Auflaurer und Luxenheimer (Auſluxer) hat Voß

Der Megarer.

Willkommen du uns Megarern ſo lieber Markt
Zu Athen! Mich hat, beim Zeus! nach dir
Verlangt, wie nach der Mutter! — Hei da, Mädchen,
Ihr arme Kinder eines hochbedrängten Vaters,
So Gott will, wird's hier endlich was für euch
Zu eſſen geben! Aber hört mich erſt und überlegt
Es wohl — was wollt ihr lieber — euch
Verkaufen laſſen, oder länger hungern?[1]

Die Mädchen.

Verkaufen laſſen! Verkaufen laſſen!

Der Megarer.

Das ſag' ich auch. Allein wer wäre wohl ſo albern,
So eine freſſende Waare mir abzukaufen?
Ich werde ſchon mit einem megariſchen Pfiffchen
Mir helfen müſſen. Kammt, ich will wie Schweinchen
Euch ausſtaffiren und ſagen,
Ich habe Ferkel zu verkaufen.

[1] Der größte Theil des attiſchen Salzes dieſer Scene iſt für die meiſten Leſer unſrer Zeit entweder ganz verdünſtet oder dumm geworden. Dem atheniſchen Volke mußte ſie großes Vergnügen machen, theils, weil ihr mit viel Verachtung vermiſchter Haß gegen die kleine Republik Megara (welche ſie immer als eine impertinente Nebenbuhlerin behandelt hatten) durch die leichtfertige Art, wie Ariſtophanes ſeinen Megarer charakteriſirt, eine gar angenehme Nahrung bekam, theils wegen der Hanswürſtſpäße, die er ihnen durch das Spiel mit dem Doppelſinne des Worts χοιρος (Schweinchen) zum Beſten gab. Mit Allem dem iſt eine genialiſche Laune in dieſer Scene, die den Verſuch, ſo viel als möglich davon in der Ueberſetzung zu erhaſchen, vielleicht entſchuldigen kann. Noch etwas Beluſtigendes, das für uns verloren geht, iſt der grobe bäuriſche Dialekt der Megarer, der ſich gegen den attiſchen gerade ſo verhielt, wie der bairiſche oder öſterreichiſche gegen den meißniſchen und zur Vollſtändigkeit der Darſtellung des Megarers unentbehrlich iſt.

Da, legt euch dieſe Ferkelsklauen an und macht's
Recht zierlich, daß man euch für ächte Kinder
Von einer braven Schweinſau halten könne.
Denn das, beim Hermes! ſag' ich Euch, zu Hauſe habt
Ihr nichts zu hoffen als den bittern Hunger.
Hier, bindet dieſen Rüſſel um den Kopf —
Und nun friſch in den Sack hineingeſtiegen!
Und grunzt mir ja recht artig, koi, koi, koi!
Fein zart, wie Opferſchweinchen. — Gut! nun hurtig
Zum Dikäopolis! — He da! Wo iſt
Herr Dikäopolis? — Beliebt's dem Herrn,
Mir junge Schweinchen abzukaufen?

Dikäopolis.

Wer ruft mir? Ein Megarer, wie es ſcheint![1]

Megarer.

Wir kommen, euren Markt zu beſuchen.

Dikäopolis.

Wie ſteht's um euch?

Megarer.

Wir ſitzen am Herd' und hungern.

Dikäopolis.

So fehlt euch nur ein Pfeifer noch zum Tanz'.
Im Ernſt, was macht ihr zu Megara?

Megarer.

Was
Wir machen? Wie ich von Megara abging, war
Ein edler Rath in voller Arbeit, Weg und Mittel

[1] Dikäopolis erkennt den Mann ſogleich für einen Megarer an ſeinem armſeligen Aufzug, an ſeinem Dialekt und an der Waare, die er zu verkaufen hatte.

Zu treffen, uns, ſo bald und arg als möglich, vollends
Zu Grunde zu richten.

Dikäopolis.

Auch nicht übel!
So ſeyd ihr eurer Noth auf einmal los.

Megarer.

Das wohl!

Dikäopolis.

Wie geht's denn ſonſt bei euch?
Was koſtet das Getreide?

Megarer.

O, das iſt
Bei uns in gleichem Werthe wie die Götter,
Iſt über allen Preis.

Dikäopolis.

Du bringſt uns Salz vielleicht?

Megarer.

Das habt ihr uns ja ſchon genommen.

Dikäopolis.

Oder Knoblauch?

Megarer.

Wo kämen wir zu dem, da ihr, ſo oft ihr bei
Uns fouragirt, ſo reine Arbeit wie
Die Mäuſe macht und uns die Knoblauchbollen
Sogar mit Pflöcken aus der Erde ſtochert!

Dikäopolis.

Was bringſt du denn?

Megarer.

Ich bringe Opferſchweinchen.

Dikäopolis.

Das laß' ich gelten! Weiſ' einmal!

Megarer.

Extra ſchöne Waare!
Betaſte ſie, wenn du willſt, wie fett und ſchön.

Dikäopolis
(indem er in den Sack greift).

Was Henkers iſt denn das?

Megarer.

Das fühlt ſich doch!
Ein Schweinchen.

Dikäopolis.

Das ein Schweinchen? Und woher?

Megarer.

Doch aus Megara! — Oder iſt das nicht ein Schweinchen?

Dikäopolis.

Mir däucht es nicht.

Megarer.

Nun, ſeh' mir Einer doch
Den Unglauben an! Das ſoll kein Schweinchen ſeyn!
Was willſt du wetten, wenn's nicht auf gut Griechiſch
Ein Schweinchen iſt?

Dikäopolis.

Nun ja, ein menſchliches.

Megarer.

Und, beim Diokles! meines eigenen
Gewächſes! Ha, ha! ha! Wem meinteſt du denn daß
Es ſonſt ſeyn könne? Willſt du's grunzen hören?

Dikäopolis.

Sehr gerne!

Megarer.

Hurtig, Schweinchen, laß dich hören! —
(In den Sack hinein.)
Jetzt iſt's nicht Schweigens Zeit, vertrackte Kröte!
Ich trage dich, beim Hermes! wieder heim!

Das Mädchen.

Koi! koi!

Megarer.

Was ſagt der Herr? Iſt das kein Schweinchen?

Dikäopolis.

Nun ſcheint es freilich ſo, doch, in fünf Jahren
Und gut gefüttert, wird —

Megarer.

— es ſeiner Mutter gleichen,
Verlaß dich drauf!

Dikäopolis.

Indeſſen taugt es doch
Zum Opfern nicht.

Megarer.

Wie ſo? Warum
Zum Opfern nicht?

Dikäopolis.

Es hat ja keinen Schwanz!

Megarer.

Es iſt noch jung; das wird ſich mit der Zeit
Schon geben! — Wenn du's aufziehn willſt,
So iſt hier noch ein ſchönes.

Dikäopolis.

Was die Dingerchen
Einander ähnlich ſind!

Megarer.

Das macht, ſie ſind von einer Mutter und
Von einem Vater. Und was
Das Opfer anbetrifft, ſo laß ſie nur
Noch größer werden und mehr Wolle kriegen,
So iſt's das ſchönſte Schwein zum Opfer für Cytheren.

Dikäopolis.

Man opfert ja Cytheren keine Schweine.

Megarer.

Warum nicht gar? Juſt ihr vor allen andern Göttern.
Auch gibt das Fleiſch von ſolchen Schweinchen, an den Spieß
Geſteckt, ein köſtliches Gerichte.

Dikäopolis.

Wird's auch wohl ohne ſeine Mutter freſſen?

Megarer.

O, beim Poſeidon, auch ohne ſeinen Vater.

Dikäopolis.

Was ißt es denn am liebſten?

Megarer.

Alles, was
Man ihm gibt. Frag' es nur ſelber.

Dikäopolis.

Schweinchen, Schweinchen!

Erſtes Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Friſſ'ſt du gern Kichern?[1]

[1] *Ερεβινθους.* Weil dieſes Wort auch noch etwas Anderes bedeutet, ſo geht hier abermal (Dank ſey unſrer Sprache und unſern Sitten!) ein unartiger Spaß verloren (den jedoch Voß glücklich in unſrer Sprache nachgebildet hat, indem er Eicheln, dafür ſetzte).

Erſtes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis.

Im Ernſt'? — Auch trockne Feigen?

Erſtes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis

(zum andern Mädchen).

Und du vermuthlich auch?

Zweites Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Wie ſchnell ſie nach den Feigen krähten! — He!
Hol' Einer Feigen für die Schweinchen her!
Ob ſie wohl freſſen werden? — Ach! wie gierig
Sie darüber her ſind! Wie ſie ſchmatzen, großer Hercules!
Die ſind gewiß in Freßdorf[1] jung geworden!
Indeſſen, däucht mich, haben ſie die Feigen
Nicht alle aufgegeſſen.

Megarer.

Eine einzige
Hab' ich mir zugeeignet.

Dikäopolis.

Nun, beim Zeus! die Thierchen
Sind drollig genug. Was geb' ich dir dafür?

[1] *Τραγασαια.* Ein Wortſpiel, das ſich auf den ähnlichen Laut des Worts trogein (*τρωγειν*), freſſen, mit dem Namen einer Gegend in Epirus, welche Tragaſä hieß, gründet und ſich zufälliger Weiſe im Deutſchen nachmachen ließ, da ſich, laut dem topographiſchen Lexikon, zwei oder drei Dörfer finden, die den Namen Freßdorf führen. [Voß hat Freßlingen.]

Megarer.

Das eine ſollſt du um ein Büſchel Knoblauch haben,
Das andre, wenn du willſt, um eine Metze Salz.

Dikäopolis.

Ich kaufe ſie — wart' einen Augenblick.

(Er geht in ſein Haus.)

Megarer (allein).

Das geht ja gut! O Handelsſchützer Hermes,
Möcht' ich mein Weib und meine Mutter ſelbſt
So gut verkaufen können!

Ein Sykophant
(auf den Megarer zugehend).

Kerl, wo biſt du her?

Megarer.

Ein Schweinhändler von Megara.

Sykophant.

So werd' ich deine Schweinchen hier
Und dich, als Feinde, bei der Polizei
Denunciiren.

Megarer.

O weh! Da ſind wir wieder in
Der alten Klemme!

Sykophant.

Dein Megarenzen ſoll
Dir ſchlecht bekommen! — Will du den Sack
Nicht fahren laſſen?

Megarer.

O Dikäopolis! zu Hülfe!
Da iſt, ich weiß nicht wer, der vor die Polizei
Mich führen will!

Dikäopolis.

Wer unterſteht ſich deſſen? Holla! he!
Ihr Marktaufſeher! Warum jagt ihr mir
Den Sykophanten nicht zum Thor' hinaus?
Und du da, was zum Henker ſtehſt du an,
Bei hellem Tage hier herum zu leuchten?

Sykophant.

Ich ſoll die Feinde nicht beleuchten dürfen?

Dikäopolis.

Es ſoll dir ſchlecht bekommen, wenn du dich nicht ſtreichſt
Und anderswo den Sykophanten ſpielſt.

(Der Sykophant zieht ſich zurück).

Megarer.

Ein großes Uebel in der Stadt Athen!

Dikäopolis.

Sey gutes Muths, Megarer! — Hier der Kaufpreis
Für deine Ferkelchen, um den wir eins
Geworden ſind. Da, nimm dein Salz und deinen Knoblauch
Und fahre wohl!

Megarer.

Das iſt in meinem Lande nicht Gebräuchlich. [1]

[1] Die Athener pflegten mit dem Wort χαιρε (freue dich, oder, ich wünſche dir Freude) Abſchied zu nehmen. In Megara war, wie es ſcheint, eine andere Formel gebräuchlich, und der Megarer machte ſich ein lächerliches Bedenken daraus, daß er nicht nach der Weiſe ſeines Landes beurlaubt würde. Vielleicht liegt auch etwas Scherzhaftes darin, daß der Megarer durch dieſe Proteſtation anzudeuten ſcheint, daß Freude in Megara gar nicht zu Hauſe ſey.

Dikäopolis.

Närr'scher Mensch! Wenn's dir nicht ansteht,
So fall's auf meinen eignen Kopf zurück!

Megarer.

Nun, liebe Schweinchen, seht nun selber, wie
Ihr ohne euren Vater bei gesalznem Brei
Zurecht kommt, wenn's euch ja so gut noch wird.

(Geht ab.)

Der Chor
(zu den Zuschauern).

Ein glücklicher Mann, der Dikäopolis!
Merkt ihr nun, was für Vortheil ihm sein Friede
Bringen wird? Ruhig wird er auf seinem Markte sitzen
Und den Gewinn einstreichen; und,
Kommt ein Ktesias oder ein anderer Sykophant,
Kriegt er Eins übers Ohr und kann sich trollen.
Dir thut kein Concurrent in deinem Handel
Schaden, kein Prepis [1] wischt den weiten St. . . an dir,
Kein Kleonymos packt dich hinterrücks an;
Frank und frei spazierst du in deinem
Neugewalkten Rock' umher,
Unbesorgt, daß dir ein Hyperbolos [2]

[1] Prepis, ein Zärtling. Kleonymos, ein Schlemmer.

[2] Ein wegen seines bösartigen Charakters, seiner Chicanen und seiner schlechten Sitten verschriener Sykophant dieser Zeit, der in der athenischen Geschichte dadurch merkwürdig geworden ist, daß er der letzte athenische Bürger war, der durch den Ostrakismos verbannt wurde. Man fand, daß diese Art von Verweisung aus der Stadt aufgehört habe ehrlich zu seyn (was sie sonst gewesen war), nachdem das Volk sich hatte verleiten lassen, einen so schändlichen Menschen wie Hyperbolos

Mit einem Sack von Prozeſſen
Uebern Hals komme, oder der Weichling Kratinos,
Mit ſeiner geckenhaften Friſur auf dem Markte
Daher ſchlendernd, noch der bitterböſe Artemon
Mit ſeiner Muſikpfuſcherei
Und ſeinem Bock[1] unter den Achſeln
Ueberläſtig dir werde;
Unbeſorgt, daß der Lotterbube Pauſon auf dem Markte
Dich beſpotte, oder Liſiſtratos, der Cholarger Schandfleck,
Der von Kopf zu Fuß lauter
Mackel iſt und jeden Monat
Mehr als dreißig Tage nichts zu
Beißen noch zu ſchlucken hat.

Vierter Act.

Ein Böotier, mit einem großen Sack auf der Schulter, nebſt ſeinem Knechte und einer Bande thebaniſcher Pfeifer treten auf.

Der Böotier

(ſich die Schulter befühlend).

Das weiß Hercules, wie mich die Schwiele ſchmerzt!
Hier, leg den Polei ſachte hin, Ismenias!
Und ihr theban'ſchen Pfeifer da, ſo viel
Als euer ſind, blaſt einem Hund ins — [2]

auf eine Art zu verweiſen, die ſich nur für die Themiſtokles, Ariſtides, Cimon und ihres Gleichen ſchickte.

[1] Mit ſeinem übelriechenden Schweiße.

[2] Die Thebaner und Böotier überhaupt waren ein ſehr muſikaliſches Volk und beſonders große Pfeifer. Es ſcheint, daß gewöhnlich kleine

Dikäopolis.

(aus ſeinem Hauſe herauskommend).

So macht, zum Geier! ein Ende! — Werd' ich mir
Die Weſpen nicht vom Halſe ſchaffen können?
Wer führt mir die ganze Pfeiferſchaft des Chärides [1]
Da vor die Thür? Daß ſie der Henker hole!

Böotier.

Beim Jolaos, guter Freund, da ſtimm' ich ein!
Denn auf dem ganzen Weg' hieher von Theben ſind
Die Kerle hinter mir her und blaſen mir
Die Blüthen meiner Polei auf die Erde.
Beliebt's dir etwa von meinem mitgebrachten
Geflügel etwas einzukaufen?

Dikäopolis.

Ah! willkommen,
Böoterchen! Was bringſt uns aus
Dem Butterweckenlande? [2]

Böotier.

Alles, was
Böotien Gutes aufbringt, Wohlgemuth und Polei,

Banden ſolcher böotiſcher Pfeifer von Ort zu Ort im Lande herumzogen, um die Märkte zu beſuchen, ungefähr wie in Deutſchland die ſogenannten Prager.

[1] Deſſen er ſchon in der erſten Scene als eines ſchlechten Flötenſpielers in Unehren gedacht hat.

[2] Athenäus recenſirt (im 4. Buche ſeines gelehrten Gaſtmahls) eine große Menge verſchiedener Arten von kleinen Broden und brodähnlichem Backwerk, die bei den Griechen üblich waren; ich zweifle aber ſehr, ob auch der gelehrteſte Artolog für die meiſten dieſer Producte der alten Bäckerkunſt einen gleichbedeutenden modernen Namen finden möchte. Kollix war eine Art von kleinen runden Brödchen, die, wie es ſcheint, bei den Thebanern vorzüglich zu Hauſe waren, daher ſie Ariſtophanes hier κολλιχοφαγους, Kollix-Eſſer, nennt.

Matratzen, Dochte, Dohlen, Enten, Haselhühner,
Zaunschlüpfer, Bläſſen, Taucher —

Dikäopolis.

Da kommſt du ja,
Als wie ein Wirbelwind den ganzen Markt
Mit Vögeln mir zu überſtreuen.

Böotier.

Auch bring' ich dir noch Gänſe, Haſen, Füchſe,
Maulwürfe, Igel, Katzen, Waſſerratten,
Kopaiſche Quappen —

Dikäopolis (entzückt).

O du, der, was den Sterblichen
Das liebſte unter allem Fiſchwerk' iſt,
Uns zuführſt, ſey ſo gut und ſtelle mich ihnen vor!

Böotier

(indem er die größte ſeiner Aalraupen aus dem Zuber heraus langt).

Du, älteſte der fünfzig Kopaiden,
Hervor und ſey dem Fremden hier zu Willen!

Dikäopolis.

O Holde, Liebſte, lange ſchon ſo ſehnlich
Verlangte, ſeh' ich dich endlich wieder!
Erwünſcht kommſt du den komiſchen Chören, erwünſcht
Dem Leckermaul des Näſchers Morychos.
Hei da! Bediente! Bringt mir Roſt und Blaſebalg.
Heraus — Seht, Kinderchen, die prächtige
Aalraupe, die uns, nachdem wir ſchon ſechs Jahre
Nach ihr geſchmachtet, unverhofft zu Hauſe kommt!
Kommt, Kinder, unterhaltet euch mit ihr;
Ich will indeß der ſchönen Fremden zu Gefallen
Für Kohlen ſorgen. — Auf! tragt ſie hinein!
Denn auch geſtorben möcht' ich nicht von dir,

Wenn du in Mangoldblätter eingewickelt biſt,
Geſchieden ſeyn.

Böotier.

Ganz gut! Allein wer wird ſie mir
Bezahlen?

Dikäopolis.

Dieſe giebſt du mir als Marktzoll;
Wofern dir aber ſonſt noch etwas feil iſt, Freund,
So rede.

Böotier.

Alles, was ich mitgebracht.

Dikäopolis.

Gib her! Was willſt du für das Alles? Oder
Gedenkſt du etwan andre Waaren von uns
Dafür zurückzunehmen?

Böotier.

Was Athen
Hervorbringt, das wir nicht ſchon ſelber haben.

Dikäopolis.

So wirſt du Töpfe laden müſſen oder
Phaleriſche Sardellen.

Böotier.

Sardellen oder Töpfe?
Daran gebricht's uns nicht; ich meine, was
Bei uns ſich gar nicht, hier hingegen
In Menge findet.

Dikäopolis.

Ah! Nun weiß ich, was du brauchſt!
Laß einen Sykophanten, einem Topf gleich,
Mit Baſt umwinden und nimm ihn mit.

Böotier.

O, bei den Dioskuren! Es müßte ſich ſchon was
Gewinnen laſſen, einen ſolchen Schalk
Mit ſeinen Schelmereien wie einen Affen
Um Geld zu zeigen.

Dikäopolis.

Ha! Da lauft uns gleich
Zu gutem Glück Nikarchos in die Hände.

Böotier.

Das iſt ein kleiner Knirps!

Dikäopolis.

Allein dafür
Bis an den Deckel mit Schalkheit angefüllt.

Nikarchos.

Wem ſind die Waaren hier?

Böotier.

Mein ſind ſie, mein,
Von Theben, ſtraf mich Gott!

Nikarchos.

So geh' ich unverzüglich
Als feindlich Gut ſie anzugeben.

Böotier.

Plagt dich der Henker, Krieg den Vögeln anzukünden?

Nikarchos.

Sey ruhig! Ich werde dich darüber nicht vergeſſen.

Böotier.

Was hab' ich denn verſchuldet?

Nikarchos (auf den Chor weiſend).

Den Herrn hier
Zu Liebe will ich dir's wohl ſagen —
Du führeſt Dochte von den Feinden ein.

Dikäopolis.

Und was gedenkſt du mit den Dochten zu beweiſen?

Nikarchos.

Es braucht nur einen, um unſer ganzes Werft
In Brand zu ſtecken.

Dikäopolis.

Das Werft mit einem Dochte?

Nikarchos.

Gewiß!

Dikäopolis.

Wie ſoll das zugehn?

Nikarchos.

Ein Böotier braucht
Ja nur den Docht an eine Matte anzubinden
Und, wenn er einen friſchen Nordwind abgepaßt,
Ihn in die Docke durch den Mau'rcanal
Zu werfen — Hat das Feuer nur einmal ein Schiff
Ergriffen, ſo wird gar bald das ganze Werft
In voller Flamme ſtehn.

Dikäopolis.

In voller Flamme ſtehn
Durch eine Matte und einen Docht? Daß dich die Peſt!

Nikarchos.

Ich bin dir Mann dafür.

Dikäopolis.

Stopft ihm das Maul zu! Gebt
Mir Baſt; ich will den Kerl wie einen Kochtopf rings
Umwinden, daß ihn der Böotier unbeſchädigt
Nach Hauſe bringen kann.

Chor.

Thu' das, mein Beſter!
Und bind' es tüchtig ein, das ſaubre Stück,
Damit der Mann es unterwegs im Tragen nicht
Zerbreche. [1]

Dikäopolis.

Es wird's wohl brauchen; [2] denn es tönt ſo ſchnarrend
Und widerlich, als ob es einen Sprung
Im Feuer bekommen hätte.

Chor.

Was kann's ihm alſo nützen?

Dikäopolis.

O, zu gar mancherlei Gebrauch — Als Topf
Zu jedem Unrath — als Mörſer, Chicanen zu reiben —
Als Leuchter, Schelme auszufinden — als Pokal,
Das Hundertſte ins Tauſendſte darin
Zu miſchen —

Chor.

Aber wer wird ein Gefäß
Gebrauchen wollen, das mit ſeinem ſchnarrenden
Getöne ſtets das ganze Haus erfüllt?

Dikäopolis.

Es iſt dafür ſo ſtark, mein Beſter, daß
Es niemals brechen wird, wofern man's nur
Den Kopf zu unterſt an den Füßen aufhängt.

(Die Sklaven des Dikäopolis haben ſich inzwiſchen des Sykophanten bemächtigt und ihn wie einen Kochtopf in Baſt eingebunden.)

[1] Weil das Verfahren des Dikäopolis mit dem Sykophanten doch ein wenig gewaltthätig war, ſo mußte es wenigſtens von dem Chor, der hier gleichſam das ganze Volk repräſentirt, unterſtützt werden.

[2] Ich habe das ἀτοι μελησει ταυτ' — um den Zuſammenhang mit dem Folgenden anſchaulicher zu machen, gegen dieſe Redensart vertauſcht, die den Grund von jener ausdrückt.

Chor.

So! Nun iſt's wohl verwahrt.

Böotier.

Ich denk' jetzt aufzupacken.

Chor.

So packe, lieber Fremder, auf
Und nimm den Sykophanten mit;
Mach, was du willſt, mit ihm, er iſt
Ein Taugenichts — zu Allem.

Dikäopolis.

Trotz ſeinem Sträuben iſt der Schurke
Nun tüchtig eingebunden — Da, Böotier, haſt
Du deinen Topf!

Böotier.

Komm, pack' ihn ſachte auf,
Ismeniaschen! Und trage Sorge, daß
Du ihn fein ganz nach Hauſe bringſt!

Dikäopolis.

Viel Gutes kriegſt du nicht mit ihm; indeß
Gewinnſt du wenigſtens an dieſer böſen Waare
So viel, daß du der Sykophanten halber
Ein wonnevolles Leben führen kannſt.

(Der Böotier geht ab.)

Ein Bedienter des Lamachos.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was iſt's? Was ſchreieſt du mir nach?

Bedienter.

Weil Lamachos dich bitten läßt, du möchteſt ihm
Für dieſe Drachme ein Paar Krammetsvögel

Und für drei Drachmen einen kopaidischen Aal
Zum Fest der Kannen[1] schicken.

Dikäopolis.

Wer ist der Lamachos,
Den so nach Aalen lüstert?

Bedienter.

Und wer könnt' es seyn,
Als jener große Streitheld, der auf seinem Schilde
Die Gorgo schwingt und drei nachtschwarze Federbüsche
Auf seinem Helme schüttelt?

Dikäopolis.

Der?
Bei Gott, der soll nichts von mir kriegen,
Und wenn er seinen Schild für meinen Aal
Mir geben wollte. Laß ihn seinen Helmbusch
Auf Fischmarktswaare schütteln. Und, kreischt er mir
Die Ohren voll, so ruf' ich meine Marktaufseher.

(Der Bediente geht wieder ab.)

Indessen will ich meine eingekauften Sachen
Zusammenpacken und mich auf den Fittigen
Der Krammetsvögel und der Amseln im Triumph'
Hinein erheben.

(Er läßt seinen ganzen Kram zusammenpacken und begibt sich damit in seine Wohnung).

Der Chor

(zu den Zuschauern gekehrt).

Siehst du nun, siehst du nun,
O ganze Stadt, den klugen, dreimal klugen Mann,
Wie er sich durch seinen Vergleich den vollsten Ueberfluß
An allen Arten von Marktgut zu verschaffen gewußt hat,

[1] S. die Schlußanmerkung.

Was entweder zum Haushalt dienlich oder in der Küche und
Auf der Tafel willkommen iſt? Auch lob' ich den hohen Muth,
Womit er die Zeugen ſeines Wohllebens, dieſe Federn,
Vor die Thür wirft. Von ſich ſelber laufen ihm alle
Gute Dinge in die Hände. Nein, in meinem Leben laſſ'
Ich den Krieg nicht wieder in mein Haus! noch ſoll er jemals
An meinem Tiſche wieder den Harmodius ſingen! [1]
Denn er iſt ein Trunkenbold, der in ſeiner Tollheit
Auf den Hals uns kam und all unſer Glück in lauter
Elend verkehrte, unſre Felder zertrat und die Fäſſer
Leerte, und uns obendrein noch Schläge gab, wie freundlich
Wir ihn auch bitten mochten: Komm' und ſetze dich zu uns
Und trink' aus dem Freundſchaftsbecher mit uns! Je mehr
Wir ihm gute Weine gaben, je hitziger wurd' er, unſre
Rebenpfähle zu verbrennen und mit verwüſtender Hand
Schon im Stocke den künftigen Wein uns zu verſchütten.

Dikäopolis.

O du, der ſchönen Kypris und ihrer lieben Charitinnen
Geſpielin, holde Eintracht,
Wie konnteſt du mir mit einem ſo ſchönen Angeſicht ſo lange
Verborgen ſeyn? O daß irgend ein Amor, wie jener gemalte [2]
Mit dem Blumenkranz, dich und mich zuſammenknüpfte!
Oder ſollteſt du etwa mich ſchon zu alt für dich anſehn?
Gleichwohl, wenn ich dich nur einmal habe, denk' ich von
meiner

[1] Der Harmodius war eines der beliebteſten Skolien (Tiſchgeſänge) der Athener, welches zum Andenken der beiden Freunde Harmodius und Ariſtogiton geſungen zu werden pflegte, die ſich großmüthig aufgeopfert hatten, um Athen von der Alleinherrſchaft der Piſiſtratiden zu befreien.

[2] Dieß, ſagt der Scholiaſt, bezieht ſich auf einen wunderſchönen Amor von Zeuxis, der im Tempel der Aphrodite zu Athen zu ſehen war.

Vermögenheit noch drei tapfere Proben abzulegen:
Erſtens, eine lange Furche für Rebenſechſer zu ziehen,
Dann, neben ihr Feigenſchößlinge, und drittens, meinem Alter
Zu Trotze junge Weinſtöck' und überall rings um mein Hofgut
Oelbäumchen zu pflanzen, damit wir zu den Neumondsopfern,
Ich und du, mein Schatz, uns feſtlich halten können.[1]

(Geht ab.)

Ein Herold erſcheint, das Volk mit der Trompete zuſammenrufend.

Herold.

Hört, Bürger, die Trompete, die nach Väterbrauch
Zum Kannenfeſt' euch anruft! Wer die ſeinige
Zuerſt geleert, ſoll einen Schlauch voll Wein,
So groß wie Kteſiphons Wanſt, zum Dank' empfangen!

(Geht ab.)

Dikäopolis

(in ſeinem Hauſe, welches offen iſt und in die Küche ſehen läßt).

Ihr Burſche, ihr Mädchen, habt ihr nicht gehört?
Was lauft ihr? Hörtet ihr den Herold nicht?
Friſch an die Arbeit! Siedet, bratet, dreht den Spieß!
Die Haſen vom Feuer! Die Kränze aufgehängt!
Bringt Spießchen her, die Droſſeln dran zu ſtecken!

[1] Wiewohl ich in dieſer ganzen Anrede an die perſonificirte Eintracht keine Anſpielungen an die σύνοδον mit dem Scholiaſten ſehen mag, ſo iſt doch klar genug, daß Ariſtophanes ihr die Wendung einer Liebeserklärung gibt, die ein ſchon bejahrter Mann einer jungen Schönen macht. Der Sinn der acht letzten Verſe iſt: er halte ſich ſo wenig für zu alt, um noch die Früchte ſeines geſchloſſenen Friedens genießen zu können, daß er im Gegentheil noch Muth genug habe, auf ſeinem durch den Krieg verwüſteten Gute neue Anpflanzungen zu machen, und lange genug zu leben hoffe, um den Wein ſeiner neugelegten Rebenſechſer zu trinken und ſich mit Oel von ſeinen neugepflanzten Oelbäumen zu ſalben.

Chor.

Ich neide deine Klugheit,
Doch noch beneidenswerther
Find' ich, o Mann, dein Mahl!

Dikäopolis (zum Chor).

Wie, wenn ihr erſt die Droſſeln
Gebraten ſehen werdet!

Chor.

Auch das iſt wohl geſprochen!

Dikäopolis (in die Küche).

Das Feuer aufgeſtochert!

Chor.

Hört ihr, wie kunſtverſtändig
Er trotz dem beſten Koche
Sein Mahl zu fördern weiß?

Ein Ackermann tritt heulend und wehklagend auf.

Ackermann.

O weh mir armem Manne!

Dikäopolis (in der Küchenthür).

Zum Wetter, wer iſt der?

Ackermann.

Ein unglückſel'ger Mann.

Dikäopolis.

Hab's an dir ſelbſt!

Ackermann.

O Lieber, da du mit den Feinden dich allein
Geſetzt haſt, bis ſo gut und miß mir auch
Ein wenig Friede zu, wär's auch nur auf fünf Jährchen!

Dikäopolis (herauskommend).

Was iſt dir Leids geſchehn?

Akermann (wehmüthig).

Zu Grunde gerichtet!
Ein Joch Ochſen verloren!

Dikäopolis.

Und wie ging das zu?

Akermann.

Aus Phyla haben die Böotier ſie mir
Geholt.

Dikäopolis.

Du armer, armer Mann du! Und du gehſt noch weiß
Nach einem ſolchen Unglück?

Akermann.

Ach! die guten Ochſen!
Die mich, weiß Gott! mit ihrem bloſen Dünger
So reichlich nährten!

Dikäopolis.

Was brauchſt du alſo weiter?

Akermann.

Ich hab' um meine armen Ochſen mir die Augen
Ganz wund geweint — O! wenn du etwas Mitleid
Mit dem Phylaſier Derketes haſt,
So ſchmiere mir ein wenig Frieden auf die Augen!

Dikäopolis.

Mein guter Mann, ich bin kein Stadtarzt.

Akermann.

Doch!
Ich bitte flehentlich! Wer weiß, ich finde
Vielleicht dann meine Ochſen wieder.

Dikäopolis.

Es kann nicht seyn;
Heul deine Noth den Pittaluſſen vor! [1]

Ackermann.

Ach! Nur ein einzig Tröpfchen Friede träufle mir
In dieſes Röhrchen!

Dikäopolis.

Nicht ein Sonnenſtäubchen! [2] Geh
Zum Henker!

Ackermann.

Ich armer Mann! O meine Ackeröchschen! [3]

(Geht ab. Dikäopolis kehrt in ſeine Küche zurück.)

Chor.

Der Mann hat etwas Süßes in ſeinem
Vergleich gefunden, das er mit Niemand
Zu theilen Luſt zu haben ſcheint.

Dikäopolis

(zu einem Küchenmädchen).

Gieß etwas Honig dem Gekröſe zu
Und laß die Bleien langſam ſchmoren!

[1] Im Texte: den Schülern des Pittalus, der, wie es ſcheint, damals ein angeſehener Wundarzt zu Athen war; daher auch der ſchwer verwundete Lamachos zu Ende dieſes Stücks ſeine Zuflucht zu ihm nimmt.

[2] „Nicht ein Stribilikinx!“ ſagt Ariſtophanes mit einem ausdrücklich dazu erfundnen Worte.

[3] Ein heutiger Komödienmacher hätte es unmöglich über ſein empfindſames Herz bringen können, den armen Ackermann ſo unmenſchlich abweiſen zu laſſen: Dikäopolis hätte wenigſtens zur Hälfte mit ihm theilen müſſen. Aber Ariſtophanes war kein Thor, ſich den Effect dieſer Scene (zumal in Beziehung auf den Hauptzweck des ganzen Stücks) durch eine unzeitige poetiſche Gutherzigkeit zu verderben; nicht zu gedenken, daß Dikäopolis in ſeiner Küche zu angenehm beſchäftigt war, um nicht über eine ſo ungelegen kommende Störung ungehalten zu werden.

Chor.

Hört ihr, wie er commandirt?

Dikäopolis.

Legt die Aale in die Pfanne!

Chor.

Du wirst uns und die Nachbarschaft
Mit deiner Küche Dampf und deinem
Geschrei noch Hungers sterben machen!

Dikäopolis.

Seht zu, daß dieß Gebratne eine schöne
Braungelbe Farbe kriege!

Ein Hochzeitdiener tritt auf.

Hochzeitdiener.

Dikäopolis!

Dikäopolis (herauskommend).

Was gibt's?

Hochzeitdiener.

Ein Bräutigam schickt dir diese Braten
Von seinem Hochzeitmahl —

Dikäopolis.

Das ist von ihm
Sehr artig, sey er, wer er will.

Hochzeitdiener.

— und bittet dich,
Auch ihm dagegen nur ein Quärtchen Friede
In diese Flasche zu gießen, damit er, von den Werbern
Unangefochten, sich mit seiner jungen Frau
Ergötzen könne.

Dikäopolis.

Wenn es diese Meinung hat,
So nimm nur deine Braten gleich zurück;

Denn auch um tauſend Drachmen werd' ich ihm
Nicht einen Tropfen geben — Aber wer iſt die?

Hochzeitdiener.

Die Hochzeitdienerin, die dir im Namen
Der Braut ein Wort allein zu ſagen hat.

Dikäopolis.

So komm, laß hören!

(Sie ſagt ihm was ins Ohr.)

Eine luſtige Bitte
Von einer Braut, beim Himmel! — [1] Nun denn! Sey's!
Bringt die Tractate heraus! — Sie ſoll
Von meinem Frieden haben! Denn es iſt
Nicht billig, daß ein junges Weib, das an dem Krieg
Doch keine Schuld hat, ſeinetwegen darbe.
Komm, reich die Salbenbüchſe her —

(Er thut, als wenn er aus dem Friedensinſtrument etwas hineingieße.)

— Und weißt du, was
Damit zu thun iſt? Sag der Braut, ſobald
Die Werbung wieder angeht, möchte ſie mit dieſem
Dem Bräutigam bei Nacht — ſie weiß ſchon was — beſtreichen.

(Hochzeitdiener und Dienerin gehen ab.)

(Zu einem Bedienten)

Trag die Tractate wieder weg! —

(Zu einem andern.)

Du, reiche mir
Die Kelle her, damit ich die Kannen füllen könne!

[1] Im Original iſt Dikäopolis ungezogen genug, das, warum ihn die Braut heimlich bitten ließ, auf der Stelle (und mit einer cyniſchen Naivetät des Ausdrucks, woran die Hochzeitdienerin gewiß unſchuldig war) zu verrathen: eine Indiscretion, die um ſo unverzeihlicher iſt, da die ſcharfſinnigen Athener das Geheimniß unfehlbar auch ohne eine ſolche Nachhülfe ausfindig gemacht haben würden.

Chor.

Wer kommt denn da ſo haſtig, mit einer Miene,
Die keine gute Botſchaft bringt, herangelaufen?

Ein Bote.

Ach! Nichts als Noth und Krieg und Lamachoſſe!

Lamachos (aus ſeinem Hauſe).

Wer macht um eines Feldherrn Wohnung dieſen Lärm?

Bote.

Die Oberkriegsherrn, Lamachos, befehlen dir,
Sogleich mit ſo viel Reiterei und Fußvolk,
Als aufzubringen iſt, des Schneiens ungeachtet
Die Päſſe zu beſetzen; denn ſie ſind
Berichtet, daß böotiſche Räuber mit
Des Kannenfeſtes Anfang eine Streiferei
Ins platte Land gethan.

Lamachos.

O! über alle dieſe Oberkriegsherrn! —

Dikäopolis

(indem er den Ton und die Geberden des Lamachos ſpottend nachmacht).

— Iſt
Es nicht entſetzlich, mich nicht einmal an einem Feſt'
In Ruhe zu laſſen! Das iſt ja ordentlich
Nur gegen Lamachos zu Felde ziehn!

Lamachos.

Wie? Du ſpotteſt mich noch obendrein?

Dikäopolis.

Willſt du mit einem Geryon dich meſſen, der
Vier Flügel hat?[1]

[1] Was Dikäopolis mit ſeinem *Γερυονη τετραπτιλῳ* wolle, iſt ſchwerlich zu errathen. Daß er ſich ſelber damit meine, und daß die vier Flügel einen Bezug auf die drei großen Rauſchekniſterlingsfedern auf

Lamachos (vor ſich).

O der verwünſchten Botſchaft, die
Der Herold mir gebracht hat!

Dikäopolis

(indem er den zweiten Boten kommen ſieht).

Au! was wird
Mir der für eine bringen?

Der zweite Bote.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was gibt's?

Zweiter Bote.

Nimm unverzüglich deinen Speiſekorb
Und deine Kanne und komm zum Mahl! Der Prieſter
Des Dionyſos läßt dich rufen. Eile!
Die Gäſte warten lange ſchon auf dich;
Denn ſonſt iſt Alles fertig und bereit,[1]
Die Tiſche, Polſter, Kiſſen, Decken, Kränze,
Salben, Naſchwerk, Mädchen, Kuchen aller Arten
Und, was Harmodios am meiſten liebt,
Reizvolle Tänzerinnen — Eile, was du kannſt!

dem Helm des Lamachos haben, ſcheint klar genug zu ſeyn. Aber wie kommt Dikäopolis zu den vier Flügeln? Der Scholiaſt meint, er habe, indem er dem Lamachos die Sottiſe geſagt, ihm zugleich eine Heuſchrecke vorgewieſen; aber ich möchte eben ſo lieb glauben, er habe von den Federn, die er beim Abrupfen ſeines gekauften Geflügels vor die Thüre werfen ließ, etwa vier der größten vom Boden aufgeleſen und ſie ſchüttelnd über ſeinem Kopf gehalten, um ſich (wie er alle Augenblicke thut) über den prahleriſchen Helmbuſch des Lamachos luſtig zu machen — doch ſchon mehr als zu viel über einen platten Spaß.

[1] Das Gaſtmahl, wozu Dikäopolis hier gerufen wird, war eine gemeinſame Feſtmahlzeit der Phratria, deren Mitglied er war, und wozu jeder Genoſſe ſeine Symbole mitbrachte. Daher die großen Anſtalten, die er in ſeiner Küche machen ließ.

Lamachos.

Ich unglückſel'ger Mann!

Dikäopolis.

Das haſt du blos
Der großen Gorgo auf deinem Schild zu danken.

(Zu ſeinen Leuten.)

Ihr ſchließt die Thüren, und Einer rüſte hier
Die Schüſſeln auf.

Lamachos (zu ſeinem Diener).

He! Burſche, hurtig meinen Proviantkorb her!

Dikäopolis

(auf der andern Seite der Scene).

He! Burſche, hurtig meinen Speiſekorb!

Lamachos.

Pack Zwiebeln ein und Salz, mit Thymian abgerieben!

Dikäopolis.

Mir guten Salzfiſch; Zwiebeln lieb' ich nicht.

Lamachos.

Auch ein Stück Pökelfleiſch, das erſte beſte![1]

[1] Lamachos verlangt im Original θριον ταριχου σαπρου. Θριον iſt der Name eines beſondern griechiſchen Leckerbiſſens, der aus feinem Semmelmehl mit Schwein-, Rinds- oder Ziegenfett und Milch zubereitet und, in Feigenblätter (deren eigentlicher Name thrion iſt) eingewickelt, gebacken wurde und nach der Verſicherung des Didymos (auf den ſich der Scholiaſt beruft) ein ηδιστον βρωμα, ein delicioſes Eſſen für einen attiſchen Magen war. Was aber thrion tarichu ſey, da Tarichos ein allgemeiner Name für alle Arten von Pökelfleiſch und eingeſalzenen Fiſchen iſt, wovon die Athener ſo große Liebhaber waren, weiß ich nicht zu ſagen. Denn, daß unter Thrion hier ein Feigenblatt gemeint ſey, wie der franzöſiſche Ueberſetzer annimmt, iſt kaum zu glauben. Ich habe mir alſo (wie es zuweilen die Noth erfordert) ein quid pro quo erlaubt und aus dem unſrer Küche unbekannten thrion tarichu ein Stück Pökelfleiſch ſchlechtweg gemacht, das ſich beſſer in den frugalen Proviantkorb eines Kriegsoberſten, der große Eile hat,

Dikäopolis.

Mir auch ein Stück! Ich will es dort ſchon kochen laſſen.

Lamachos.

Bring' auch die Feder meines Helms heraus!

Dikäopolis.

Und mir die Tauben und die Krammetsvögel!

Lamachos.

Wie ſchön und weiß die Straußenfeder iſt!

Dikäopolis.

Wie ſchön und gelb die Tauben gebraten ſind!

Lamachos (zu Dikäopolis).

O, laß das Spötteln über meine Rüſtung!

Dikäopolis (zu Lamachos)

Und du, laß mir das Schielen nach meinen Droſſeln!

Lamachos (zu ſeinem Diener).

Die Kapſel der drei Federbüſche!

Dikäopolis (zu dem ſeinigen).

Die Schüſſel mit dem Haſenragout.

Lamachos

(ſeinen Helmbuſch betrachtend).

Die Büſche ſind ja von den Motten ganz zerfreſſen!

Dikäopolis

(den Haſenpfeffer betrachtend).

Ich hätte Luſt, noch vor der Mahlzeit
Mich über dieſen Haſenpfeffer herzumachen.

zu ſchicken ſcheint, als das delicióſe Broma des Didymos. — Uebrigens ſpricht der Scholiaſt in der Note zum 954. Verſe der Ritter unſers Dichters noch von einem andern Thrion, das nach dem umſtändlichen Recept, ſo er dazu gibt, eine Art von Polenta ſcheinen könnte; ja, er gibt noch eine dritte Gattung an, wozu ſtatt des Schwein- oder Rindsfettes Hirn genommen wurde. Aber dieſes Alles ſcheint zu mehrerer Aufklärung der vorliegenden Stelle nichts beizutragen.

Lamachos
(ungeduldig zum Dikäopolis).

Mensch, willst du mich unangefochten lassen?

Dikäopolis.

Wer spricht mit dir? Ich und mein Kerl hier streiten uns
Schon eine gute Weil', ob Krammetsvögel oder
Heuschrecken besser schmecken? —
(Zu seinem Diener.)
Willst du wetten?
Lamachos soll den Ausspruch thun.

Lamachos.

Du wirst zu grob!

Dikäopolis.

Er zieht die Heuschrecken vor.[1]

Lamachos
(in sein Haus rufend).

Wo bleibst du, Bursche?
Mach' hurtig und bring mir meinen Spieß heraus!

[1] Wahrscheinlich ist in diesem Einfall wieder ein Stich auf den Lamachos, den dieser besser gefühlt haben mag als wir. Der Scholiast meint, Dikäopolis wolle zu verstehen geben, Lamachos sey entweder aus Geiz oder Armuth gewohnt gewesen, Heuschrecken zu essen. Mich dünkt, es sey unnöthig, ihm eine so kränkende Absicht anzudichten. Heuschrecken wurden zwar gewöhnlich zu Athen nur von den ärmsten Leuten gegessen; aber im Felde, zumal in einem ausfouragirten Lande, konnte auch wohl ein General wie Lamachos in den Fall kommen, Heuschrecken aus Noth zu essen; und dieß allein, scheint mir, wollte Dikäopolis sagen, der in dieser ganzen Scene seine Freude daran hat, das Wohlleben, das ihm sein Friede verschafft, mit dem Ungemach des Kriegs contrastiren zu lassen und den Lamachos durch die anschaulichste Darstellung dieses Contrastes zu plagen. Das Gefühl seines eigenen glücklichen Zustandes nach einem sechsjährigen Elend macht ihn in seiner Fröhlichkeit übermüthig und in so fern beleidigend; aber überhaupt ist durchaus mehr Muthwille als Bosheit oder Bitterkeit in seinen Spöttereien über den Halbgott Lamachos.

Dikäopolis.

Mach' hurtig, Burſche, und bring die Hirnwurſt[1] mir heraus!

Lamachos (zum Bedienten).

Gib her, ich will ihn aus der Scheide ziehn;
Halt feſte, Kerl!

Dikäopolis (zum ſeinigen).

Und du, Kerl, halt den Bratſpieß feſt![2]
Ich will die Vögel herunterziehn.

Lamachos.

Mein Schildgeſtell![3]

Dikäopolis.

Die Tafelbrode aus dem Ofen, Junge!

Lamachos.

Nun auch den runden Heerſchild mit dem Gorgonsrücken![4]

Dikäopolis.

Den runden Kuchen mit dem Käſerücken!

[1] Ich muß ſchon wieder wegen der Verwandlung der Chords des Originals in eine Hirnwurſt um Verzeihung bitten.

[2] Ich folge in dieſer Umſchreibung dem Scholiaſten. Der Text ſagt blos: τοῦδ' ἀντέχου. Brunk meint, das könnte auch wohl — was Anderes heißen, und ich fürchte, er hat Recht.

[3] Killibantes hießen zwei dreifüßige Geſtelle, auf welche ein Krieger, wenn er in einem Treffen ein wenig ausruhen wollte, ſeinen Schild zu ſetzen pflegte.

[4] Es iſt unmöglich, den emphatiſchen Bombaſt, womit der Dichter den Lamachos dieſe Ordre geben läßt, in unſre Sprache überzutragen. Ich habe mir, wie man ſieht, mit dem Worte Heerſchild ein wenig zu helfen geſucht. Der folgenden Parodie wegen mußte das Beiwort gorgonotos ebenfalls durch ein einziges Wort ausgedrückt werden, wiewohl es in ein Subſtantivum, das hier zum erſten Mal in deutſcher Zunge gehört wird, verwandelt werden mußte. [Gib nun des Schildes gorgorückigen Kreis daher. Voß.]

Lamachos
(mit erzwungenem Lachen und verächtlich).
Wer muß nicht über ſolche Albernheiten lachen?
Dikäopolis.
Wer muß nicht einen ſolchen Kuchen köſtlich finden?
Lamachos (zu ſeinem Diener).
Gieß' Oel auf meinen Schild! — Da ſeh' ich einen Alten,
Dem ſeine Feigheit den Beutel tüchtig fegen wird
Dikäopolis (zu dem ſeinigen).
Gieß' Honig auf den Kuchen! — Auch ich ſehe
Ganz deutlich einen Alten, der den Lamachos
Sammt ſeiner Gorgo an den Galgen ſchickt.
Lamachos.
Nun, Burſche, hol' auch meinen oftgeprüften Harniſch.
Dikäopolis.
Und mir den meinen, Burſche — meine Kanne.
Lamachos.
Mit dieſem werd' ich gegen die Feinde mich bewaffnen.
Dikäopolis
(die Kanne emporhaltend).
Ich mich mit dieſer gegen meine Freunde.
Lamachos.
Jetzt, Burſche, binde die Decken um den Schild —
Den Proviantkorb will ich ſelber tragen.
Dikäopolis.
Jetzt, Burſche, mach die Schüſſeln im Korbe feſt,
Und ich will meinen Mantel überthun und gehn.
Lamachos.
Nun, aufgepackt, mein Sohn, und marſch! — Es ſchneit!
Der Henker hole! Das ſieht wintrig aus!
(Sie gehen ab.)

Dikäopolis.

Und du, pack' auf den Korb, und frisch zum Schmaus!

(Geht ab.)

Der Chor.

So geht denn beide fröhlich ans Werk!
Aber wie ungleich der Weg, den ihr geht!
Jener zum Schmause mit Rosen bekränzt,
Du, zum Frieren und Wachen ins Feld!
Jener, mit hübschen Mädchen zu schäckern,
Du, vor Langweil — was Anders zu thun!

Die Hälfte des Chors.

Dem Antimachos, des Pfekas Sohn,
Dem Historienschreiber und Liederdichter,
Möge — daß ich's rund heraus sage —
Zeus es ihm übel bekommen lassen,
Daß er mich Armen, da er Chor-
Führer an den Lenäen war,
Ungegessen nach Hause gehen ließ!
Möcht' ich ihn einst nach einer Bleie
Lüstern sehen, und frisch aus der Pfanne
Läge sie schon beim Salzfaß knisternd
Auf dem Tisch', und wie er die Hand aus-
streckte, kam' ein Hund,
Schnappt' ihm den Fisch vor der Nase weg
Und rennte mit ihm davon!

Die andre Hälfte des Chors.

Doch an dieser Rache genügt mir nicht;
Auch ein nächtlicher Unfall soll ihn treffen!
Mög' er mit einem derben Fieber
Von der Reitbahn wiederkehrend,

Irgend auf einen raſenden Ajax[1]
Stoßen, der in trunknem Muth ein Loch
In den Kopf ihm ſchlage; und wenn er dann
Einen Stein nach ihm
Werfen will, ergreif' er im Finſtern
Einen friſchgeſetzten — Kegel,[2]
Und indem er den vermeinten Stein
Weitausholend ſchleudert,
Fehl' er ſeinen Mann und
Treffe — den Kratinos!

Fünfter Act.

Die Scene bleibt wie vor.

Der **Bediente** des **Lamachos** kommt eilfertig herangelaufen, klopft haſtig an ſeiner Thür an und bringt das ganze Haus in Bewegung.

Bedienter.

Ihr Diener alle im Hauſe Lamachos,
Auf! Jetzt iſt keine Zeit zum Müßigſtehen!
Macht eilends Waſſer warm, bringt Leinewand,
Wachspflaſter, friſchgeſchorne Wolle und Bandagen

[1] Im Griechiſchen ſteht Oreſtes. Weil Ajax (oder Aias) aufs wenigſte eben ſo raſend war als Oreſt, ſo habe ich mir die unbedeutende Verwechslung meinem Metrum zu Gefallen um ſo eher erlaubt, da die Raſerei des Ajax von einer komiſchern Art war als die des Oreſtes, und auch Ariſtophanes vielleicht den Oreſtes nur ſeinem Metrum zu Gefallen wählte.

[2] Un stronzo frosso, ſagt der getreue alte italieniſche Ueberſetzer eben ſo herzhaft heraus als Ariſtophanes ſelbſt. [Mit der Hand ein Häuflein weiches friſch ward hingeklatt. Voß.]

Zum Verbinden! Ach! Der arme Herr!
Indem er über einen Graben ſetzte, ſtieß
Er wider einen Pfahl und ſtürzte; und da hat
Er ſich den Knöchel durch den Stoß verſtaucht
Und (was das Aergſte iſt) an einem ſcharfen Kieſel
Im Fall den Schädel und ſeinen Gorgo obendrein
Zerſchellt. Und als die ungeheure Feder
Des Rauſchekniſterlings ſich an dem Stein
Zerknickte, ließ er dieſe Trauertöne hören:
O Auge der Welt, ſo ſeh' ich dich zum letzten Mal!
Das Licht entſchwindet mir! Ich bin nicht mehr!
So ſprach er, in den Graben ſtürzend, raffte
Doch aber bald ſich wieder auf,
Begegnet einem Trupp von Flüchtlingen,
Ruft ſie zuſammen, bringt mit vorgehaltnem Speer
Raſch in die Räuber ein und jagt ſie aus einander. [1]
Doch, ſeht, da kommt er ſelbſt! Die Thüren auf!

Lamachos.

Attapattata!
Welche hölliſche Schmerzen! Welcher Froſt!
Unglücklicher, es iſt aus mit dir!
Und, ach, was noch das Kläglichſte iſt,
Was ärger als die feindliche Lanze ſchmerzt,
Wenn Dikäopolis mich in dieſem Jammer ſieht,
Was für ein großes Maul der Schäcker ziehen wird!

[1] Man ſieht, daß unſer Dichter, ſo leichtfertig er auch in dieſem ganzen Stücke mit dem Lamachos zu Werke geht, doch der bekannten Tapferkeit dieſes Feldherrn die höchſte Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nur die Affectation, im heroiſchen Coſtume der Helden Homers bewaffnet zu ſeyn, den hohen dreifachen Helmbuſch und die Gorgone auf dem Schilde, kann er ihm nicht verzeihen.

Dikäopolis
(zwiſchen zwei Hetären berauſcht vom Gaſtmahl kommend).
Attalattata!
Die hübſchen runden Dinger! Wie ſie ſtrotzen!
Wie quittenhaft ſie anzufühlen ſind!
Kommt, ſchnäbelt mich recht üppig, ihr Goldpuppen, ihr!
Und laßt den Druck der vollen Lippen immer
Mit raſchen Zungenſtößen wechſeln! denn ich bin's,
Der ſeine Kanne, der Erſte, ausgetrunken hat.

Lamachos.
O, daß mich ſolch ein Schickſal treffen mußte!
O Weh! o Weh!
Welche peinvolle Wunden!

Dikäopolis.
Hi! Hi!
Viel Freude, edles Lamachoschen!

Lamachos.
Ich unglückſel'ger Mann!

Dikäopolis
(indem er eine leichtfertige Bewegung gegen Lamachos macht).
Ich hochgeplagter Mann!

Lamachos.
Was ſchwänzelſt du mich ſo?

Dikäopolis.
Was ſchnappeſt du nach mir?

Lamachos.
Welch eine harte Zeche hab' ich armer Mann
Für dieſen Gang bezahlen müſſen!

Dikäopolis
(ſich ſtellend, als ob er ihn nicht verſtanden hätte).
Das wäre arg! Am Kannenfeſte dir
Die Zeche abzufordern!

Lamachos.

O Weh! — O Päan! Päan!

Dikäopolis.

So viel ich weiß, iſt heut nicht Päansfeſt.

Lamachos.

O, haltet, haltet mir das Bein! — O weh!
Noch feſter, liebe Freunde!

Dikäopolis.

Und ihr, Freundinnen
Schlingt eure Arme feſt um meinen Gürtel!

Lamachos.

Mir iſt's noch ſchwarz vorm Auge von dem Stoß'
Am Kopf', und Alles drehet ſich mit mir herum.

Dikäopolis.

Mir iſt, als ob vor lauter Wohlbehagen
Mir alle Adern berſten möchten!

Lamachos.

Tragt auf den Händen mich, ſo ſanft ihr könnt,
Zum Pittalos!

Dikäopolis.

Mich führet zu den Richtern!
Wo iſt der König? Mir gebührt der Schlauch!

Lamachos.

Mir wüthet Lanzenſtichen gleich der Schmerz in meinen Knochen.

(Er wird weggetragen.)

Dikäopolis

(ſeine Kanne umgekehrt haltend).

Seht her, wie leer die Kanne iſt! — Tönt, Saiten, Heil dem Sieger!

Der Chor.

Tönt, Saiten, ſtimm' ich ein mit dir, o Alter, Heil dem Sieger!

Dikäopolis.

Ich goß noch puren Wein dazu und ſog's auf einen Zug aus!

Chor.

Tönt, Saiten, denn dem braven Mann! Hier! nimm den Schlauch zum Lohne!

Dikäopolis.

So folgt mir Alle nach und ſingt: Tönt, Saiten, Heil dem Sieger!

Chor.

Wir folgen dir mit frohem Muth,
Tönt, Saiten, Heil dem Sieger! dir
Lobſingend und dem Schlauche! [1]

[1] Das Kannenfeſt, von dem die Rede iſt, wurde am zwölften Tage des Monats Antheſterion während der Lenäen oder des ſtädtiſchen Bacchusfeſtes gefeiert, welches mit den Dionyſien oder Bacchanalien der Landleute nicht vermengt werden muß, wiewohl Ariſtophanes ſeinen Dikäopolis die Dionyſien (die er des Krieges wegen etliche Mal nicht hatte feiern können) jetzt, da er einen Separatfrieden mit den Feinden geſchloſſen hat, durch einen komiſchen Einfall auf die Zeit der Lenäen verſetzen läßt, an welchen das Stück geſpielt wurde. Dieß gibt ihm alſo die Gelegenheit, auch von dem Kannenfeſte Gebrauch zu machen, um ſein Stück mit dem contraſtirenden Gemälde des ſchwer verwundet aus einem Treffen zurückkommenden Feldherrn Lamachos und des von Wein und Wolluſt trunknen Dikäopolis, der als Sieger vom Kannenfeſte zurückkam, zu ſchließen. Das Weſentliche dieſes Feſtes beſtand in einem großen Schmauſe in geſchloſſenen Geſellſchaften, zu welchem zwar Jeder, der zur Geſellſchaft gehörte, ſein Eſſen und eine große Kanne Weins (eine χοα, ein Maß für flüſſige Dinge von neun Pfunden am Gewicht) mitbrachte, aber zum Andenken einer alten Begebenheit aus der Heldenzeit ſeine Gerichte apart verzehren und ſeine Kanne allein austrinken mußte. Wer nun mit der ſeinigen

zuerſt fertig war, wurde zum Sieger ausgerufen und im Triumph nach Hauſe begleitet. Die Begebenheit, die zu Einſetzung dieſes ſonderbaren feſtlichen Schmauſes Anlaß gegeben, ſoll dieſe geweſen ſeyn. Als Oreſtes nach Ermordung ſeiner Mutter ſich nach Athen zu dem König Pandion, ſeinem Verwandten, flüchtete, traf ſich's, daß eben damals die Lenäen gefeiert wurden, und der König eben ein großes Feſtmahl gab. Nun wollte der König ſich auf der einen Seite nicht der Inhumanität ſchuldig machen, dem Oreſtes das Gaſtrecht zu verſagen; auf der andern ging es ſchlechterdings nicht an, einen Menſchen, der ſeine Hände mit einem Muttermorde befleckt hatte und noch nicht feierlich purificirt und entſündiget war, unter die andern Gäſte, die durch ihn verunreinigt worden wären, zu ſetzen. Pandion half ſich alſo aus dieſer Schwierigkeit dadurch, daß er jedem Gaſte ſeine Portion Eſſen und Trinken auf einem beſondern Tiſche aufſetzen ließ, wodurch denn alle ſonſt ſtattfindende Gemeinſchaft unter den Gäſten aufgehoben wurde, ohne daß Oreſtes, dem es wie allen Andern ging, ſich beleidigt finden konnte.

Wielands fernere Ueberſetzungen und Erläuterungen des Ariſtophanes.

Seit dem Jahre 1796 gab Wieland das attiſche Muſeum heraus und in deſſen zweitem Bande

Die Ritter oder die Demagogen und die Wolken,

in dem ſeit 1805 nachfolgenden Neuen Attiſchen Muſeum enthielten der erſte und zweite Band auch

Die Vögel des Ariſtophanes.

Alle jene Ueberſetzungen ſind mit Einleitungen und erläuternden Bemerkungen, die zum Theil kleine Abhandlungen ſind, begleitet: nur den verheißenen, erläuternden Verſuch über den Geiſt und Zweck der Vögel iſt er ſchuldig geblieben. Dagegen findet ſich im dritten Bande des älteren Attiſchen Muſeums noch eine Abhandlung über ein Thema, worüber klar zu ſehen Wielanden eine Art von Herzensangelegenheit war:

Verſuch über die Frage: ob und wiefern Ariſtophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den Wolken perſönlich mißhandelt zu haben, gerechtfertigt oder entſchuldigt werden könne?

Dieſes Problem iſt von jeher ſo verſchieden gelöst worden, als verſchiedene größere Verehrer bald des Sokrates, bald des Ariſtophanes waren, oder gleich große von Beiden.

Wieland, nachdem er die Meinungen der vermittelnden Parteien, 1) daß ein anderer Sokrates als des Sophroniskos Sohn gemeint gewesen (nach Panätios), und 2) daß Sokrates hier blos als Repräsentant und Wortführer der Sophisten erscheine, als unstatthaft erwiesen, führt die Untersuchung auf folgende zwei Fragen zurück;

I. Was für eine Art von Volksbelustigung war die alte Komödie der Griechen überhaupt? Welche Freiheit, oder vielmehr, welche willkürliche Ungebundenheit im Scherzen, Spotten, Persifliren und Verleumden gestattet sie den komischen Dichtern? Was war die nähere Ursache und Absicht, warum die Polizei in Athen eine geraume Zeit lang so viel Nachsicht mit der zügellosen Frechheit dieser Witzlinge trug? Hatte die öffentliche Mißhandlung eines atheniſchen Bürgers auf dem Schauplatz einen merklichen Einfluß auf sein Schicksal? Und was für Folgen hatten die Wolken insonderheit für den Mann, dem so übel darin mitgespielt wurde?

II. Was für eine Vorstellung haben wir uns von der Person und dem Charakter des Aristophanes zu machen? Was war der allgemeine, was der besondere Zweck seiner Stücke überhaupt? und wozu nöthigte ihn das Bestreben, beide zugleich zu erreichen, da keinem von beiden ohne Nachtheil des andern volle Genüge geleistet werden konnte? Was scheint der wahre Grund des immerwährenden Krieges, den er als komischer Dichter mit den verdorbenen Sitten und dem demokratischen Abderitism seiner werthen Mitbürger führt, gewesen zu seyn, und wie läßt sich seine, meistens ziemlich gesunde Art, über menschliche und bürgerliche Verhältnisse zu denken, mit der grenzenlosen Leichtfertigkeit und Asotie (Zotenhaftigkeit)

vereinigen, die alle ſeine Stücke mehr oder weniger beſudelt und vermuthlich eine Haupturſache war, warum Sokrates ſeine jungen Freunde abhielt, das komiſche Theater zu beſuchen? Hatte er wohl jemals einen innern Trieb oder eine äußere nähere Gelegenheit, ſich von Sokrates eine richtigere Vorſtellung zu machen, als die des großen Haufens der Athener? Und, wenn er auch zuweilen in den Fall kam, dieſen außerordentlichen Mann in der Nähe zu ſehen, woran lag es, daß er ihn wahrſcheinlich immer in einer ſchiefen Richtung und durch ein verfälſchendes Medium ſah?

Durch Beantwortung dieſer Fragen bahnte er ſich den Weg, die zu beantworten, worauf es hier zunächſt ankam: Was war es denn eigentlich, was Ariſtophanes mit ſeinen Wolken beabſichtigte? und wie kam Sokrates dazu, ſo unwürdig von ihm behandelt zu werden?

Die Ausführung von Allem dieſem muß, wem daran liegt, man an Ort und Stelle leſen; hier ſoll blos das herausgehoben werden, was des Ariſtophanes Charakter betrifft. Ueber dieſen urtheilt Wieland nichts weniger als günſtig. „Daß, ſagt er, Ariſtophanes in allen ſeinen Stücken viele feine Sittenlehren vorbringt, daß er ſich überall als einen erklärten Feind und unverſöhnlichen Gegner ſolcher Männer, die er dem Gemeinweſen für ſchädlich hält, darſtellt, daß er den Athenern derbe Wahrheiten ins Geſicht ſagt und ſich bei jeder Gelegenheit für die alte Sitte und die alte Muſik erklärt, wollen wir ihm nicht niedriger noch höher anrechnen, als billig iſt. Alles das iſt löblich; aber es iſt (wenigſtens in dem größern Theil ſeiner Stücke) bloſe Nebenſache und gleichſam nur ein gutes Unterfutter, womit er das loſe Tarentinidion ſeiner hetäriſchen Muſe ein wenig anſehnlicher

und haltbarer macht. Von ſeinen Kritiken, Scherzen und Spöttereien über die unweiſe Regierung der Republik, über die Mißbräuche und Schelmereien, die bei den Finanzen, der Polizei, der Juſtiz und andern Zweigen der Staatsverwaltung im Schwange gingen, kurz, über die vielen und jedem Verſtändigen in die Augen leuchtenden Gebrechen des Staats auf ſeine patriotiſchen und ſittlichen Tugenden zu ſchließen, wäre eben ſo viel, als wenn man z. B. die Herausgeber der meiſten politiſchen Journale in Paris oder die Erfinder und Verfertiger der ſatiriſchen Carricaturen in London aus dem nämlichen Grunde für gar treffliche Patrioten halten wollte." Sonach blieb denn an Ariſtophanes nichts übrig als — neben dem poetiſchen Genie, welchem Wieland volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt — ein Spaßmacher, der „keine ſonderliche Erziehung erhalten," — „zu ſeinen Geſellſchaften ſchwerlich zugelaſſen worden," — „um Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft wenig bekümmert" — und von der Art geweſen ſey, „daß er als Menſch von Seiten des Herzens, der Sinnesart und des ſittlichen Charakters wenig oder gar keine Anſprüche an die Achtung edler und guter Menſchen zu machen hatte." Ohne Gelegenheit alſo, den Sokrates perſönlich kennen zu lernen, und, wenn er ihn kennen gelernt hätte, ohne die Fähigkeit, deſſen Werth zu erkennen und zu ſchätzen, habe Ariſtophanes nur das in ihm geſehen, was auch der Pöbel in ihm ſah. Sokrates verachtete ihn und ſeine Kunſt, und Ariſtophanes gab ihm wieder, was er empfangen hatte. „Obgleich es aber dem komiſchen Schalke ganz angenehm ſeyn mochte, ſein Müthchen bei dieſer Gelegenheit an einem Manne, von dem er ſich perſönlich und auf der empfindlichſten Seite beleidigt hielt, kühlen zu können, war doch ſein Hauptzweck keineswegs, dem Sokrates weh,

geſchweige Schaden zu thun, ſondern er wollte blos ſeinen Zuſchauern in möglichſt hohem Grade gefallen, ſie recht oft und laut zu lachen machen und über ſeine Mitbewerber den Sieg davon tragen. In der Ausführung geht man bei Arbeiten dieſer Art gewöhnlich immer weiter, als man gedacht hatte: ein poſſirlicher Einfall weckt den andern; ein ſatiriſcher Kopf braucht, um die boshafteſten Einfälle zu haben, kein böſes Herz; und einem Menſchen, wie Ariſtophanes vermuthlich war, iſt genug, daß er die Meinung von Jemand hat, er verdiene eine Züchtigung, ob es mit mehr oder weniger, gelindern oder ſchärfern Hieben, die er ihm adminiſtrirt, ſo genau nicht zu nehmen." Das Endreſultat, auf welches Wieland kommt, iſt: „Kurz, Ariſtophanes ſah den Sokrates aus einem ſchiefen Geſichtspunkt, in einem falſchen Licht und dabei noch mit gelbſüchtigen Augen. Daß er ihm großes Unrecht that, iſt etwas längſt Ausgemachtes und liegt am Tage; daß er ihm nicht Unrecht thun wollte, noch Unrecht gethan zu haben glaubte, ſcheint mir nicht weniger wahr und iſt wohl das Statthafteſte, was zu ſeiner Entſchuldigung geltend gemacht werden kann."

Man ſieht, daß Wieland, je weiter hin, deſto milder urtheilte und am Ende von ſeinem anfangs ſo harten Tadel ſtillſchweigend Manches zurücknahm. Der Herausgeber übernahm einſt gegen dieſen ſtrengen Tadel die Rechtfertigung des Ariſtophanes und ſuchte dieſe herzuleiten theils aus der Natur der poetiſchen Gattung, zu welcher des Ariſtophanes Komödien gehören, theils aus der Darlegung manches Anſtoßes, den doch Sokrates auch müſſe gegeben haben. War Wieland im Tadel, ſo war der Herausgeber vielleicht im Lobe zu weit gegangen, indem er an dem bewunderten Dichter gar keinen Makel wollte haften laſſen.

Wieland, dem der Aufſatz mitgetheilt wurde, bemerkte dieß, hinzufügend, man erkenne hierin des Verfaſſers enthuſiaſtiſche Jugend mit ihrem Mangel an Weltkenntniß, fand doch aber auch ſeinen Tadel — da er deſſen Aeußerungen ſo nah an einander gerückt ſah — von der Art, daß er, wie er ſich ausdrückte, einen Denkzettel damit verdient habe. Beinah hätte er ſeinen Tadel abgeleugnet, da er ja im Betreff des Anſtößigen von Seiten des Sokrates dasſelbe behauptet habe. Ungeachtet nun in dem Aufſatz, von welchem die Rede iſt, ſich dieß nicht, höchſtens nur eine flüchtige Hindeutung darauf fand, blieb Wieland doch bei ſeiner Behauptung und — hatte Recht; denn einige Zeit darauf wies ihm der Herausgeber dieſes wirklich nach.

Da nun Wieland ſelbſt ſich nicht ſogleich deſſen, was er hierüber geſchrieben, erinnerte, und es dem Herausgeber damals ebenfalls entgangen war; ſo ſteht zu vermuthen, daß auch Andere ſich in demſelben Falle befinden dürften. Darum ſtehe denn hier die Bemerkung, daß man mit dem in dieſem Aufſatze Geſagten die darauf Bezug habenden Stellen in den Briefen Ariſtipps und der Lais vergleichen müſſe, und zwar in Beziehung auf das Anſtößige an Sokrates namentlich den achten Brief im zweiten Buche. (Bd. 22.)

G.

7.

Ariſtoteles

(Auszug aus einem Brief an einen Freund.)

Sie haben Recht, man ſoll von großen Männern auch dann, wenn man von ihren Fehlern ſpricht, mit Ehrerbietung reden, wenn es auch nur des Beiſpiels wegen wäre; zumal in unſern Tagen, da jedes der Schule entlaufne Bübchen ſich anmaßt, über die zu urtheilen, denen es in Zeiten, wo Schamhaftigkeit noch eine Eigenſchaft der Jugend war, nicht ins Geſicht zu ſehen gewagt hätte. Freilich ſollte der Name eines Ariſtoteles eben ſo wie der Name eines Galilei, Kepler, Descartes, Newton, Leibnitz, nie ohne ein ſichtbares Zeichen, daß man von der Herrlichkeit dieſer ſo hoch über der gemeinen Menſchheit daher ſchwebenden Geiſter durchdrungen ſey, ausgeſprochen werden. Aber gleichwohl, lieber Freund, hat auch dieſe moraliſche Pflicht, wie alle andere, ihre Grenzlinie. Am Ende ſind wir doch immer — Menſchen, die von — Menſchen reden; und eben darum, weil das Anſehen großer Männer ſo viel Impoſantes hat, gibt es Fälle, wo es geziemlich ſeyn mag, ihre Mängel und Breſten in ſtärkern Ausdrücken zu rügen, als man thun würde, wenn ſie nur gemeine Menſchen wären. Einer von dieſen

Fällen — und der, wo man ſich am ſchwerſten enthalten kann, ein wenig aus dem gewöhnlichen Reſpect zu treten — iſt wohl dieſer: wenn der große Mann einen Andern, wohl gar einen Beſſern, als er iſt, geringſchätzig von der Seite anſieht — oder: wenn er von ganzen Claſſen, die er recht zu kennen ſich nie die Mühe gegeben, und überhaupt von Gegenſtänden, die ihm nur obenhin bekannt ſind, in einem zu poſitiven und entſcheidenden Ton — unrichtig urtheilt. Wenn Ihnen dieſe allgemeinen Sätze nicht hinreichend ſcheinen ſollten, meine (Ihrer Empfindung nach) an dem göttlichen Ariſtoteles und an dem großen Le Brun begangenen Sünden [1] zu entſchuldigen — ſo hören Sie wenigſtens, was ich noch im Beſondern zu meiner Rechtfertigung zu ſagen habe. Den Le Brun betreffend, ſo geſteh' ich Ihnen reumüthig, daß ich in dem Augenblick, da ich in einem etwas ſpöttiſchen Tone, wie nicht zu läugnen iſt, von ihm ſprach, nicht an die Galerie von Luxemburg, ſondern nur an ſeine große ſpaniſche Perücke und ſeinen chamarirten Rock mit den Treſſen auf allen Näthen dachte, im Gegenſatz mit dem armen Teufel Le Sueur, der in einem ſchmutzigen halbzerriſſenen Camiſol, wie ein bloſer βαναυσος [2] da ſitzen und im Taglohn Nebenzimmerchen bemalen mußte und doch wenigſtens ein eben ſo großes Genie war, als der große Le Brun. Hätte, dacht' ich, Le Brun nur die Hälfte von Apelles Großherzigkeit gehabt, unmöglich hätt' er den Geiſt und die Fähigkeiten dieſes Mannes mißkennen oder zugeben können, daß er von Andern mißkannt würde. Dieſer Gedanke, ich geſteh' es,

[1] S. vorn unter den Anekdoten aus der Kunſtgeſchichte

[2] Banauſos nannte man den, der mit Handarbeit ſeinen Unterhalt erwarb, im Gegenſatz beſonders von dem, welcher mit freier Kunſt ſich beſchäftigte, alſo von dem eigentlichen Künſtler.

gab mir ein wenig Laune gegen den großen Le Brun. Nehmen Sie nun noch dazu, daß das Geſchichtchen, das ich da erzählte, und wobei Sie nicht zu vergeſſen belieben werden, daß ich's nicht erfunden habe, an ſich ſelbſt ſo ſpöttiſch iſt, daß man es unmöglich in einem andern als komiſchen Ton erzählen kann — und ſagen Sie nun, ob ich mich wirklich an den Diis Manibus des großen Mannes ſo ſehr verſündiget habe, daß ich ihnen ein Verſöhnopfer ſchuldig ſeyn ſollte? Was aber den göttlichen Ariſtoteles betrifft — ſo wiſſen Sie ſelbſt oder wiſſen es vielleicht auch nicht, daß eine Zeit war, wo ich lange und viel in ſeinen Werken ſtudirt und durch das heilige Dunkel, womit ſie bedeckt ſind, bis zu ſeinem Lichte durchzudringen mich bemüht habe, und daß ſeit dieſer Zeit ſchwerlich Jemand lebt, der aus dem, was er davon verſtanden, eine größere Meinung von dem, was ihm dunkel geblieben, gefaßt haben mag, als meine Wenigkeit. Deſſenungeachtet und mit allem Reſpect wiederhole ich und beurkunde öffentlich mit dieſem Briefe: daß ich noch immer der Meinung ſey, die Art, wie der große Mann in dem achten Buch ſeiner Politik von der Malerei und den Malern geſprochen, ſey ſeiner keineswegs würdig; ja, daß ich mir ſogar die Ausdrücke, die ich damals gebrauchte, um eben dieß zu ſagen, ſo hart ſie Ihnen auch aufgefallen ſind, zu rechtfertigen getraue, inſofern Sie bedenken, daß man darum noch kein Pedant iſt, wenn man gleich ein oder zwei Mal in ſeinem Leben oder auch wohl noch öfter wie ein Pedant von einer Sache ſpricht. — Damals, als ich mir dem widrigen Eindruck gemäß, den die Stelle, wovon die Rede iſt, im Leſen auf mich machte, dieſe Ausdrücke entfallen ließ, war die Frage von etwas Anderm: und ich brach alſo plötzlich wieder ab. Nun aber, mein Fr., da Sie mich des

Verbrechens beſchuldigen — gegen das große Geſetz des Pythagoras unehrerbietig von einem Heroen geſprochen zu haben, liegt mir ob, Ihnen meine Gründe zu ſagen. Hören Sie alſo an und ſprechen Sie dann mein Endurtheil. Setzen Sie den Fall, ein Philoſoph aus den Zeiten Leo's hätte in einem moraliſchen Werke die Materie von dem ſittlichen Werth und Einfluß einiger ſchönen Künſte, beſonders in Rückſicht auf die Jugend und deren Erziehung, berührt und hätte da, nachdem er ziemlich viel, wiewohl in ſehr allgemeinen Formeln, über die Muſik geſchwatzt, endlich auch beiläufig der Malerei erwähnt und ungefähr auf folgenden Schlag davon geſprochen: „Der Malerei kann allenfalls einige Fähigkeit, ſittliche Dinge nachzuahmen, zugeſtanden werden. Denn das Aeußerliche des ſittlichen Menſchen, Stellungen, Geberden, Mienen, ſind von ihrer Competenz. Es iſt aber was ſehr Weniges, was ſie damit ausrichten kann, und im Grunde läßt ſich nicht ſagen, daß man durch Formen und Farben Sitten nachahmen könne; ſondern es ſind höchſtens nur Zeichen, und zwar zweideutige Zeichen, da das, was ſie darſtellen, an ſich blos körperliche Affectionen ſind. Indeſſen, ſofern gleichwohl im Anſchauen dieſer Dinge ein Unterſchied iſt, ziemt ſich's, daß man jungen Leuten nicht die Werke eines Galandrin,[1] ſondern eines Maſolino,[2] und wenn

[1] Ein mittelmäßiger Maler aus dem 15. Jahrhundert.

[2] Maſolino oder Maſſolino da Panicale, erſt Goldſchmied, dann Maler. „Borghini ſpricht von dieſem Künſtler mit großem Lobe; und es iſt wahr, man erkennt in ſeinen Gemälden, wie wichtig es im Betreff der richtigen Wirkung der Schatten und Lichter für den Maler iſt, wenn er ſich auf die Plaſtik verſteht. Doch iſt nicht zu leugnen, daß ſeine Manier viel Plumpes an ſich hat: ſeine Figuren ſind meiſtens kurz und ſtecken auf eine unbehülfliche Art in den Kleidern." Fiorillo I. 270. Man ſieht leicht, warum Wieland dieſen dem Polygnotus und Galandrin dem Panſon entgegengeſtellt hat

es ſonſt noch unter den Malern oder Bildhauern einen oder andern gibt, der moraliſch iſt, anzuſchauen gebe."

Nun, bitte ich Sie, wenn ein Philoſoph, der einige Jahre im Hauſe Leo's gelebt hätte, ein Zeitgenoſſe von Michel Angelo, Rafael, Correggio, Tizian — ein Mann alſo, deſſen Leben in die Zeit der größten Meiſter und der höchſten Blüthe der Kunſt gefallen wäre, in dieſem Tone von Malerei und Malern geſprochen hätte, was würden Sie von ihm denken? Und wenn der Mann dann gleichwohl der größte Gelehrte und der tiefſte Denker ſeiner Zeit geweſen wäre, was würden Sie ſagen? Nun leſen Sie die Stelle, wovon die Rede iſt, im Original, und Sie werden finden, daß, wenn anders aus der unſäglichen Dunkelheit desſelben ein Sinn herauszukriegen iſt, dieſe Stelle in der Hauptſache gerade eben das ſage, was ich meinen erdichteten Philoſophen aus Leo's Zeiten ſagen ließ. Die Zeit Alexanders des Großen, in welcher Ariſtoteles lebte, war bekanntermaßen die goldne Zeit nicht der ſchönen Künſte überhaupt — denn Phidias, Polykletus, Alkamenes und Myron waren nicht mehr — aber der Malerei bei den Griechen. Apelles, Protogenes, Ariſtides, Nikomachus, Askepiodorus, lauter Meiſter vom erſten Range, brachten binnen 25 bis 30 Jahren dieſe Kunſt zu der höchſten Vollkommenheit, die ſie bei den Alten erreicht hat und zu erreichen fähig war. Keiner von den Vorbenannten, dem nicht der Name eines ethiſchen Malers ſo gut und beſſer angeſtanden hätte, als dem Polygnotus. Und, vom Apelles im Beſondern nichts zu ſagen, wer könnte dieſe Qualification mehr verdienen als Ariſtides, von welchem Plinius ſagt: „er ſey unter Allen der Erſte geweſen, der, die Seele zu malen und die ſittlichen Empfindungen und Gemüthsregungen, welche die Griechen ἠθη

nennen, auszudrücken, zu ſeinem Hauptzweck gemacht!“ [1] Wie lächerlich alſo, ſo von der Sache zu ſprechen, als ob Pauſon, der ein armſeliger Carricaturſchmierer, und Polygnot, deſſen größtes Verdienſt iſt, daß er der Erſte oder wenigſtens unter den Erſten war, welche die Malerei aus der Kindheit gezogen — als ob dieſe Beiden die Einzigen wären, deren Namen einem beifielen, wenn von Malerei die Rede wäre! Meine Meinung iſt gar nicht, dem Polygnotus irgend eines ſeiner Verdienſte abſprechen zu wollen. Aber es bleibt doch gewiß, daß er den Ruhm, deſſen er bei ſeinem Leben genoß, zur Hälfte der damaligen Unvollkommenheit der Kunſt — und dem Werthe, den noch zu Quintilians Zeiten die Liebhaber auf ſeine Stücke ſetzten, mehr ihrem Alterthum und ihrer Seltenheit als ihrer Vollkommenheit zu danken hatte. Denn an ſich ſelbſt waren es doch, wie dieſer vortreffliche Kunſtrichter davon urtheilt, noch beinahe rohe Werke, die ſo zu ſagen nur errathen ließen, was die Kunſt nun bald werden würde. [2]

Und, geſetzt auch, Ariſtoteles hätte ſeine politiſchen Discurſe geſchrieben, eh' Apelles, Ariſtides und die Andern, die ich oben nannte, berühmt genug geworden, daß ihr Name und Werth bis zu einem Manne wie er hätte durchdringen können, wie konnten ihm Euphranor, Parrhaſius, der Heroen-Maler, Timanthes, in deſſen Werken man immer mehr zu denken als zu ſehen fand, Pamphilus, der Stifter einer berühmten Malerſchule und Lehrmeiſter des Apelles u. A.

[1] Aristides Thebanus omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit, quod Graeci vocant ἦθη. Das omnium primus ſoll doch wohl nur ſo viel ſagen, daß er der erſte geweſen, der ſein Hauptwerk darein geſetzt; ſonſt ſagte es unſtreitig zu viel. M.

[2] Propo rudia ac velut futurae mox artis principia (Quint. Inst. 12, 10.

unbekannt geblieben seyn, welche gewiß alle seinen Polygnotus weit hinter sich gelassen, und alle, theils kurz vor seiner eignen Zeit, theils vor seiner Jugend blühten?

Was läßt sich also Anderes denken, als daß Aristoteles — Doch nein! — Lassen Sie uns dessenungeachtet nichts zum Nachtheil des großen Mannes denken! Es ist, zu allem Glück, noch ein Ausweg übrig. Diesen Augenblick erinnert mich ein guter Dämon an einen Umstand, der mir ganz aus dem Sinne gekommen war, und den man beim Lesen des Stagiriten, besonders einiger seiner Werke, worunter auch die Politica sind, nie vergessen darf. Sie wissen ja, mein Fr., die Geschichte der Aristotelischen Handschriften, wovon der größte Theil, denn er machte nur Weniges bei seinem Leben bekannt, über 130 Jahre in einem alten dumpfigen Keller den Motten, Würmern und Mäusen preisgegeben, lag, bis endlich ein gewisser Halbgelehrter, Namens Apellikon — ein großer Verehrer des Aristotelischen Namens, aber zum Unglück ein — Schöps, den so lange verborgnen Schatz von ungefähr entdeckte, die von Moder, Ungeziefern und Ratten übel zugerichteten, kaum leserlichen, an unzähligen Orten erloschenen oder durchgefressenen Handschriften ans Tageslicht hervorzog, mit unendlicher Müh' abschrieb, die Lücken ausfüllte und stopfte, so gut und womit er konnte, oder sie auch unausgefüllt ließ und die Sache Gott und des Lesers gutem Genius anheim stellte u. s. w. — und wie es also solchergestalt nicht fehlen konnte, daß, ungeachtet der späteren Bemühungen des Sophisten Tyrannion, die Werke des Aristoteles größern Theils in einem so mangelhaften, verstümmelten und vermoderten Zustande auf uns kommen mußten, daß es die höchste Ungerechtigkeit wäre, den großen Mann wegen irgend einer Stelle, die seiner unwürdig ist, zur Rechenschaft

ziehen zu wollen. Wenn irgendwo, ſo iſt dieß hier der Fall. Offenbar haben die Mäuſe, Motten und Kellerwürmer alle Schuld; mir iſt, ich ſehe recht eigentlich die Verwüſtung, die dieſe gebornen Feinde der Wiſſenſchaften in dem ganzen Kapitel angerichtet, und die häßlichen Lücken in den Begriffen und Schlüſſen, die unmöglich anders als durch ihre Zähne verurſacht werden konnten. In dieſer Ueberzeugung alſo, mein Fr., nehme ich die unziemlichen Ausdrücke reuevoll zurück, die Ihnen ſo hart aufs Herz gefallen waren, und unterwerfe mich jeder nicht allzuſtrengen Buße, die Sie mir deßwegen aufzulegen für gut finden mögen. Ehre ſey dem göttlichen Ariſtoteles! Und übel mög' es den Motten, Mäuſen und Kellerwürmern bekommen ſeyn, die ſich nicht geſcheut, den Sinn eines Mannes, der die Welt zu erleuchten gekommen war, ſo oft in platten und unheilbaren Unſinn zu verkehren!

Dieſer Brief Wielands bezieht ſich auf den Aufſatz mit der Ueberſchrift: Die Griechen hatten auch ihre Teniers und Oſtaden. Das Weitere über Wielands Urtheil ſehe man daſelbſt nach.

8.

Athen.

Kurze Darſtellung der innerlichen Verfaſſung und äußerlichen Lage von Athen in dem Zeitraum, worin Ariſtophanes ſeine Komödien auf die Schaubühne brachte.

Um den Ariſtophanes völlig zu verſtehen und das Vergnügen, das der größte Theil ſeiner Mitbürger und Zeitgenoſſen in ſeinen Stücken fanden, mit ihnen zu theilen, müßten wir mehr als zweitauſend Jahre, die uns von ihm trennen, überſpringen, uns gänzlich in ihre Lage, Verfaſſung, Polizei, Sitten und Lebensweiſe, in ihren Charakter, in das, was ſie am meiſten intereſſirte, in ihre Wünſche und Entwürfe, Beſorgniſſe und Hoffnungen, kurz in ihre ganze Art zu ſeyn ſo lebhaft hineindenken können, als ſie ſelbſt ſich unmittelbar in Allem dieſem fühlten; wir müßten, ſo zu ſagen, mit ihren Augen ſehen, mit ihren Ohren hören und überdieß von allen in dieſe Stücke verflochtenen oder darin erwähnten Perſonen und Sachen, bis auf die kleinſten Geſchichtchen des Tages, ſo genau unterrichtet ſeyn, wie ſie.

Hiebei findet freilich nur ein gewiſſer Grad von Annäherung, mehr oder weniger, Statt; aber eine in die möglichſte Kürze zuſammengezogene Darſtellung der Verfaſſung

und Lage der Republik Athen iſt auf jeden Fall nöthig, um den Zweck, die Stücke des berühmteſten Dichters der alten Komödie verſtändlicher und brauchbarer zu machen, wenigſtens in einigem Grade zu erreichen.

1.

Innerliche Verfaſſung der Stadt Athen vor Solon.

Die Geſchichte von Athen verliert ſich, wie jede andere, wenn ſie zu weit in den Nebel der Vorwelt zurückdringen will, in den Mythen ihrer Götter- und Heroenzeit. Attika zählte von Kekrops, den die Tradition zum erſten Stifter des nachmaligen Athens macht, bis zu Theſeus, ihrem zweiten und eigentlichen Stifter, neun und von dieſem bis zu Kodros (der ſich freiwillig aufopferte, um ſeinen Mitbürgern in ihrem erſten Kriege mit den doriſchen Lacedämoniern den Sieg zu verſchaffen) ſieben Könige oder erbliche Staatsvorſteher, in deren Perſon die oberprieſterliche Würde mit dem oberrichterlichen Amt und der Gewalt des oberſten Feldherrn vereiniget war.

Die damalige Verfaſſung Athens, ſo wie aller andern gleichzeitigen griechiſchen Völkerſchaften, war aus der monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen zuſammengeſetzt oder vielmehr durch einen aller urſprünglichen politiſchen Geſellſchaft natürlichen Bildungstrieb auf dieſe Weiſe organiſirt. Da in dieſen Zeiten noch an keine geſchriebene Geſetze zu denken war, auf welche die Einrichtung der bürgerlichen Ordnung gegründet geweſen wäre; ſo mußte in dieſer gemiſchten Verfaſſung das Uebergewicht jedesmal auf der Seite der Monarchie ſeyn, ſo oft (was damals noch ziemlich häufig

begegnete) Tapferkeit, Klugheit, Beredſamkeit und Popularität ſich in der Perſon des Königs vereinigten und ihm alſo, natürlicher Weiſe, das Vertrauen und die Liebe des Volks erwarben, welches ſich immer gern führen läßt, ſolange es gut geführt wird. In dieſer Verfaſſung vermochte zwar der König nichts ohne den guten Willen des Volks; hatte er dieſen aber einmal durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften gewonnen, ſo regierte er gewiſſermaßen unumſchränkt.

Die Würde der Könige war erblich, aber die perſönlichen Vorzüge waren es nicht. Kein Wunder alſo, daß Völker, die ihrer Freiheit und ihrem Antheil an der geſetzgebenden Gewalt nie entſagt hatten, ſich von der Herrſchaft des dunkeln Gefühls, wodurch ſie an der Familie ihrer Regenten hingen, ziemlich leicht losriſſen, ſobald dieſe letztern nicht auch an perſönlichen Vorzügen und Tugenden die Erſten unter ihrem Volke waren. Vermuthlich waren die Athener der königlichen Regierung ſchon lange überdrüſſig, als ſie nach dem Tode des Kodros die heroiſche Tugend dieſes edelmüthigen Fürſten zum Vorwand nahmen, den Beſchluß zu faſſen: daß kein Sterblicher verdienen könne, der Nachfolger eines ſolchen Königs zu ſeyn, und daß künftig kein Anderer als Zeus König von Attika ſeyn ſollte.

Indeſſen erfolgte — — zur Ehre des geſunden Verſtandes der Athener — der Uebergang von ihrer urſprünglichen Verfaſſung zur Demokratie nicht anders als durch mehrere Stufen, und ſo, daß die mit jeder Staatsveränderung gewöhnlich verbundenen Erſchütterungen, wo nicht gänzlich vermieden wurden, wenigſtens nicht ſo zerſtörend waren, als ein plötzlicher Uebergang von einem Aeußerſten zum andern, vermöge der Natur der Dinge und der Menſchen, ſeyn muß. Athen wurde nach Abſchaffung der königlichen Würde durch

Archonten regiert, deren Amt während eines langen sehr dunkeln Zeitraums lebenslänglich und erblich war, aber um die Zeit der siebenten Olympiade auf zehn Jahre eingeschränkt wurde. Doch auch bei dieser Einrichtung blieb es nicht viel über 70 Jahre; denn im dritten Jahre der 24. Olympiade wurde das zehnjährige Archontat abgeschafft, und das Ansehen und die Gewalt desselben unter neun Archonten vertheilt, welche alle Jahre wieder eben so viel andern Platz machen mußten. Aber diese Archonten wurden ausschließlich aus dem Adel erwählt, d. i. aus der ansehnlichen Zahl mächtiger aristokratischen Familien, die zum Theil ihre Stammbäume bis zu den Königen der Heldenzeit hinaufführten und nach und nach Mittel gefunden hatten, den schönsten und ergiebigsten Theil von Attika zu ihrem Erbeigenthum zu machen. Der größere Theil des Volkes wurde bei allen diesen Staatsveränderungen für nichts gerechnet und gewann auch nichts dabei. Alle politische, militairische und religiöse Autorität war nach dem Zeugniß des Aristoteles in den Händen dieser edeln Ritter, denen ihre Gewohnheit, (nach Art des alten thessalischen Adels) nur zu Pferde zu streiten, eine immer siegreiche Obermacht über das schlecht bewaffnete und noch schlechter angeführte Volk gab.[1] Die Regierung zu Athen war also in diesen Zeiten eine wahre Aristokratie; und der Adel bediente sich der doppelten Gewalt, die ihm seine Reichthümer und die obrigkeitlichen Würden, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, gaben, mit so wenig Mäßigung, daß das Volk nach und nach in einen noch tiefern Grad von Armuth, Sklaverei und Elend herabgedrückt wurde, als selbst derjenige war, der in Frankreich die schrecklichste aller Revolutionen hervorgebracht hat.

[1] Gillies History of Greece, Vol. I.

In einem ſolchen Zuſtande konnte es wohl nicht anders ſeyn, als daß ſie ſich den Zuſtand ihrer Vorfahren unter den alten Königen in Vergleichung mit dem ihrigen als glücklich und beneidenswerth vorſtellen mußten.

In dem Maße, wie ihr Haß gegen die unterdrückende Regierung einer übermüthigen, ſich Alles erlaubenden Ariſtokratie zunahm, wurde das Verlangen, die alte Demokratie, von welcher die Tradition den Theſeus ſelbſt zum Stifter machte, wieder hergeſtellt zu ſehen, um ſo lebhafter und ungeduldiger, da die mit Blut geſchriebenen Geſetze des Drakon und die Oligarchie, durch welche er die ariſtokratiſche Verfaſſung zugleich befeſtigen und in Schranken halten wollte, das allgemeine Mißvergnügen und die Mißhelligkeit zwiſchen dem Adel und dem Volke mehr vergrößert als gedämpft hatten. Indeſſen würde es doch dem letztern beinahe unmöglich geweſen ſeyn, ſeine Feſſeln abzuſchütteln, wenn die unter den Ariſtokraten ſelbſt immer zunehmende Uneinigkeit und die gewaltſamen Ausbrüche, zu welchen es endlich zwiſchen den Parteien des Kylon und des Megakles gekommen war, dem ſehr lebhaft daran Theil nehmenden Volke nicht Gelegenheit verſchafft hätten, aus ſeiner langen Unthätigkeit zu erwachen und durch die Bemühungen der Parteiführer, es auf ihre Seite zu ziehen, ſeine eigene Stärke fühlen zu lernen.

2.

Die Demokratie Solons.

Um dieſe Zeit lebte zu Athen ein Mann, der ſich durch ſeine Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit bei allen Parteien in großes Anſehen geſetzt und, wiewohl er, als Abkömmling aus einem ehemals königlichen Hauſe, von

aristokratischer Geburt war, das Zutrauen des Volks in einem so hohen Grad erworben hatte, daß bei jedem wichtigen Ereigniß, wo die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auf dem Spiele lag, alle Augen auf ihn gerichtet waren. Dieser Mann, der durch Weisheit und Tugend (zwei Eigenschaften, deren Werth gewöhnlich nur anerkannt wird, wenn sie das letzte Mittel sind, das einen zu Grunde gehenden Staat retten kann) dazu bestimmt schien, eine große und heilsame Revolution in Athen zu bewirken — war Solon. Er hatte sich bereits dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er die Händel zwischen den Kyloniern [1] und Megakleiern, welche der ganzen Stadt verderblich werden konnten, durch sein Ansehen auf einige Zeit wenigstens beigelegt und den Megakles nebst allen Andern, die an der Ermordung der Kylonier unmittelbaren Antheil genommen, dahin gebracht hatte, sich dem Urtheilsspruch eines Gerichts von dreihundert Männern aus den Vornehmsten in Athen zu unterwerfen und demselben zufolge sich aus Attika verbannen zu lassen. Da aber die hiedurch bewirkte Ruhe von keiner Dauer war, und die immer zunehmenden Beschwerden des von den reichen und Alles vermögenden Aristokraten unterdrückten Volkes bald darauf einen neuen Aufstand im ganzen Attika verursacht

[1] Kylon, einer der mächtigsten Edeln von Athen, hatte sich mit Hülfe einer starken Partei der Alleinherrschaft (wie er beschuldigt wurde) oder vielleicht auch nur des Uebergewichts über die Partei des Megakles bemächtigen wollen und war nebst vielen seiner Verwandten und Anhängern an den Altären, zu welchen sie ihre Zuflucht genommen hatten, von den Megakleiern ermordet worden. Diese Freveltat, welche, solange sie unbestraft blieb, nach dem Glauben der Athener unaufhaltbares Verderben über sie Alle bringen mußte, hatte die Stadt in große Unruhe versetzt und endlich den Aufruhr veranlaßt von welchem hier die Rede ist.

hätten; wurde Solon im dritten Jahre der 46. Olympiade[1] zum Archon und zugleich, mit Einstimmung aller Parteien, zum Gesetzgeber erwählt und bevollmächtigt, die Republik nach seinem Gutbefinden einzurichten.

Die Geschichte hat vielleicht kein anderes Beispiel eines solchen Vertrauens eines ganzen Volkes in die Weisheit und Rechtschaffenheit eines einzelnen Privatmanns aufzuweisen. Solon zeigte sich desselben durch eine Gesetzgebung würdig, die von jeher ein Gegenstand der Bewunderung aller Verständigen gewesen und bis auf diesen Tag die Grundlage der bürgerlichen Gesetze des ganzen Europa geblieben ist.

Ein großer Theil der Gesetze Solons dauerte so lange als die Republik, welche von dieser Zeit an sich nur alsdann, wenn sie in ihrer vollen Kraft wirkten, und nur in so fern, als ihnen Folge geleistet wurde, wohl befand. Aber von der Staatsverfassung, die er den Athenern gab, kann man mit gutem Grunde sagen, daß sie nie zu wirklicher Consistenz gekommen, sondern durch entgegenwirkende Ursachen, die er weder voraussah, noch, wofern er sie vorausgesehen, zu verhindern im Stande war, in ihren wesentlichsten Theilen dergestalt verändert worden, daß das, was man von seinen Gesetzen beibehielt, den großen Zweck, auf welchen das Ganze angelegt war, unmöglich bewirken konnte.

Solon kannte die Athener und gab ihnen also gerade diejenige Verfassung, die, ohne an sich selbst die beste aller möglichen zu seyn, gerade diejenige war, welche sich am besten für ihren Charakter, ihre Lage, ihre Bedürfnisse und ihren ganzen damaligen Zustand schickte. Er wollte sich in der neuen Ordnung der Dinge so wenig als möglich von den

[1] Ungefähr 150 Jahre vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges.

Grundmaximen der Gerechtigkeit entfernen und dachte also nicht daran, das Volk zur Rache gegen seine bisherigen Unterdrücker zu reizen und die Aristokraten gänzlich zu berauben und zu vernichten. Er sah sehr gut, daß es auf der einen Seite weder billig noch möglich sey, dem Volke seine unläugbaren Rechte länger vorenthalten zu wollen; daß es aber auf der andern thöricht und gefährlich seyn würde, die Regierung einer Republik, deren Wohlstand so sehr von Klugheit und Mäßigung abhing, einem rohen und dabei so leichtsinnigen, raschen und wankelmüthigen Volke, wie die Athener waren, auf Gerathewohl zu überlassen. Alle diese Betrachtungen und Rücksichten also bewogen ihn, seinen Mitbürgern diese gemischte Verfassung zu geben, die bei dem Isokrates und Andern etwas uneigentlich die Demokratie des Solon heißt; eine Verfassung, worin der Antheil, den das Volk an der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt verlangte und zu verlangen berechtigt war, durch das Ansehen und den Einfluß eines Senats und eines obersten Gerichtshofes, von welchem alle Plebejer ausgeschlossen waren, eingeschränkt wurde. Er glaubte für das Volk genug gethan zu haben, indem er dasselbe von dem Joche einer tyrannischen Aristokratie befreite und es gegen alle ungebührliche Bedrückungen durch die höchste Gewalt, die er den allgemeinen Volksversammlungen wieder zueignete, sicher stellte; aber er glaubte nicht weniger, daß eine bessere Erziehung und die stärkere persönliche Theilnehmung an der Erhaltung und dem Wohlstande des Staats, die mit dem Besitz eines beträchtlichen Landeigenthums nothwendig verbunden ist, dem Adel mehr Tauglichkeit zu den wichtigern Staatsbedienungen gebe, als man bei den rohen Ziegenhirten von Diakrien oder bei dem Handwerksmann zu Athen und bei den Schiffszimmerleuten,

Schmieden, Matrosen und Fischern im Piräus und an der Seeküste von Attika voraussetzen könne. Dieses Postulat leidet freilich seine Ausnahmen; und es scheint hart, daß ein Mann, der dem Vaterlande durch Rechtschaffenheit und vorzügliche Naturgaben gute Dienste zu leisten fähig wäre, blos deßwegen von den wichtigern Staatsbedienungen ausgeschlossen seyn soll, weil ihm sein Vater weniger als zweihundert attische Medimnen[1] jährliches Einkommen hinterlassen hat. Indessen lehrte die Erfahrung, daß Solon die Sache richtig gefaßt und wohl daran gethan hatte, um dieser anscheinenden Unbilligkeit willen eine politische Maxime nicht aufzugeben, die sich auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge und auf eine Art von Ungleichheit gründet, die von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft unzertrennlich ist.

In Solons Demokratie sollte die höchste Gewalt des gesetzmäßig versammelten Volks (der Ekklesia) durch zwei

[1] Medimnen — Getreidemaß, Scheffel. Nach der Anzahl derselben, die sie von ihren Grundstücken zogen, waren die athenischen Bürger in vier Classen eingetheilt. Zur ersten gehörte, wer 500, zur zweiten, wer 500, zur dritten, wer 200 Medimnen jährliche Einkünfte hatte, zur vierten, wer weniger hatte. Die zweite Classe machten die Ritter aus, die ein Pferd stellen mußten; die der dritten Classe hießen Zeugitä, deren je zwei ein Pferd stellten; die der vierten Classe hießen Theten, Handarbeiter, wozu die ärmere und ärmste Volksclasse gehörte. War diese Classe gleich von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen, so war doch Keinem die Aussicht darauf verschlossen; denn, was einer jetzt nicht besaß, das konnte er künftig besitzen, was er jetzt nicht war, doch in Zukunft werden. So ward auch dieser Umstand ein Sporn zu erhöhter Thätigkeit, denn der Fleiß konnte geben, was das Geburtrecht ewig versagt haben würde. Endlich aber, und dieß ist das Wichtigste: war gleich diese vierte Classe von der Regierung ausgeschlossen, so waren ihr doch ihre Rechte nicht verkürzt. Regieren können nicht Alle, sein Recht behaupten aber soll ein Jeder, und, daß dieses nicht verletzt würde, dafür hatte Solon gesorgt. G.

mächtige Gegengewichte, den Senat der Vierhundert (Bulé) und den Areopagos, auf eine Art im Zaume gehalten werden, welche, wofern es bei seiner Einrichtung geblieben wäre, wahrscheinlich die Republik Jahrhunderte lang im nöthigen Gleichgewicht erhalten und vor allen Uebeln der Demagogie, Anarchie und Tyrannei bewahrt haben würde. Denn der Senat hatte (außer andern ansehnlichen Vorzügen) allein das Recht, die große Volksgemeine zusammen zu berufen; ihm kam es zu, die Materien, die vor selbige gebracht werden sollten, vorher zu untersuchen und vorzubereiten; er hatte es in seiner Gewalt, dem Gang der Geschäfte, jenachdem er es nöthig oder zuträglich fand[1], eine langsamere oder schnellere Bewegung zu geben; er konnte Manches verhindern und, was er nicht gänzlich verhindern konnte, wenigstens aufhalten; überdieß hatte er noch das wichtige Vorrecht, Verordnungen machen zu dürfen, welche, ohne die Sanction des Volkes als höchsten Gesetzgebers erhalten zu haben, ein ganzes Jahr lang die völlige Kraft eines Gesetzes hatten. Der Areopagos, in welchem nur die alle Jahre wieder abgehenden Archonten Sitz und Stimme hatten, war nicht nur das oberste Criminalgericht, sondern ihm war auch die Oberaufsicht über Gesetze, Religion und Sitten, ja, in Fällen, wo das Heil des Staats Gefahr lief, sogar eine Art von diktatorischer Gewalt anvertraut. Ueberdieß verbreitete noch der gemeine Volksglaube, „es hätten in uralten Zeiten Götter selbst (Poseidon und Ares) sich dem Rechtsspruch dieses ehrwürdigen Gerichtshofes unterworfen," eine gewisse Heiligkeit über denselben, deren Erhaltung in einem populären Staat nichts weniger als gleichgültig war.

[1] Insofern sie nämlich, nach abgelegter Rechenschaft von ihrer Amtsverwaltung dieser Ehre nicht vom Volk unwürdig erklärt wurden.

Dieſe beiden höchſten Collegien konnten, wie geſagt, nach Solons Anordnung nur mit Perſonen aus den drei erſten Claſſen beſetzt werden und machten in dieſer Rückſicht den ariſtokratiſchen Theil ſeiner Konſtitution aus. Die vierte Claſſe, die (im Durchſchnitt genommen) aus Menſchen ohne Erziehung und Vermögen beſtand, war überhaupt von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeſchloſſen und hatte ſich dieß auch anfangs ganz gerne gefallen laſſen. Sie ſahen wohl ein, daß ſie dadurch nur einer Laſt, deren ſie nicht gewachſen waren, überhoben wurden, und daß Staatsbedienungen, die nicht nur mit keiner Beſoldung, ſondern zum Theil noch mit beträchtlichen Ausgaben verbunden waren, ſich auf keine Weiſe für Handwerksleute und Taglöhner ſchickten, die alle ihre Zeit und Kräfte auf Erwerbung des Nothdürftigen für ſich und die Ihrigen zu verwenden hatten. Begüterte Bürger rechneten ſich's zur Pflicht, ihre Muße dem Vaterlande zu widmen und Aemter auf ſich zu nehmen, die im eigentlichſten Verſtande bloße Ehrenſtellen waren; dem gemeinen Mann hingegen, der für die Beſuchung der ſogenannten Ekkleſia damals noch nicht bezahlt wurde, war es nützlich, nur bei wichtigern Gelegenheiten von ſeinen eigenen Geſchäften abgerufen zu werden. Er konnte die Vollziehung der Geſetze, die Polizei, die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staats und alles Andere, was der öffentliche Dienſt erforderte, um ſo ruhiger in den Händen ſeiner reichern Mitbürger laſſen, da dieſe ihm alle Jahre Rechenſchaft von ihrem Haushalten ablegen mußten, und überhaupt die ganze Soloniſche Demokratie ſo organiſirt war, daß das Volk, ſofern und ſolang es ſeine Rechte nicht ſelbſt aufgab, von dem Ehrgeiz ſeiner Edeln wenig zu beſorgen hatte.

Solon scheint bei seiner ganzen Einrichtung auf die Fortdauer der Umstände, worin die Republik sich damals befand, und überhaupt mehr auf das gerechnet zu haben, wozu sie durch die physische Beschaffenheit ihres Bodens, ihre Lage am Meer und ihre natürlichen Verhältnisse gegen die übrigen griechischen Freistaaten bestimmt zu seyn schien, als auf das, was sie unter Voraussetzungen und Bedingungen, wovon er sich wenig träumen ließ, zufälliger Weise in der Folge werden könnte. Seine Absicht ging darauf, Athen in eine Verfassung zu setzen, worin es vielmehr sich selbst in einem glücklichen Mittelstand zu erhalten im Stande wäre, als nach Eroberungen und hohen Dingen zu trachten versucht würde; mehr darauf, daß es seine Unabhängigkeit und den ansehnlichen Rang, den es immer unter den griechischen Städten eingenommen hatte, behaupten könnte, als daß es sich des Primats und einer Hegemonie gelüsten lasse, die im Grunde nur ein milder Name für eine verhaßte Oberherrschaft war, zu welcher kein einzelner Staat in Hellas berechtigt seyn konnte, und welche in der Folge, als Sparta, Athen und Thebä sich wechselsweise derselben anmaßten, jedem einzelnen und endlich allen verderblich wurde.

Da der Boden von Attika größtentheils wenig fruchtbar war und selbst bei der höchsten Cultur nicht hinreichte, ein zahlreiches Volk zu nähren, so richtete Solon sein hauptsächlichstes Augenmerk darauf, daß er seine Mitbürger dahin zu bringen suchte, sich nicht bloß auf die Benutzung ihres Landeigenthums einzuschränken, sondern auch von ihrer so bequemen Lage zum Seehandel und von ihren vorzüglichen Fähigkeiten zu allen Arten von Künsten und Handarbeiten die möglichsten Vortheile zu ziehen. Athen, durch den kleinen Umfang seines Gebiets und seinen dürren, steinigen und

salzigen Boden zu ewiger Armuth verdammt, konnte nur durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß, durch Manufacturen, Schifffahrt und ausgebreiteten Handel reich, blühend und mächtig werden. Aber eben dieß, was er sich als eine der wohlthätigsten Früchte seiner Gesetzgebung versprach, würde unfehlbar das Volk in dem Maße, wie es auf diesem Wege mit Ueberfluß, Reichthum und Luxus bekannt worden wäre, angereizt haben, die Schranken, die er ihm gesetzt hatte, zu überspringen und, mit bürgerlicher Gleichheit nicht zufrieden, auch diese politische Gleichheit aller Volksclassen zu fordern, welche er der Republik aus guten Gründen nicht für zuträglich hielt. In dieser Rücksicht kann man also sagen, daß der glückliche Ausgang des berühmten medischen (oder persischen) Krieges die auf ihn erfolgten großen Veränderungen in der innern Verfassung von Athen nur beschleunigt habe, weil sie höchst wahrscheinlich auch unter dem Einfluß eines ununterbrochenen Friedens zwar langsamer, aber eben so gewiß erfolgt seyn würden. Eine ewig unwandelbare Staatsverfassung ist ein Hirngespinnst. Solon that ohne Zweifel das Beste, was er unter den gegebenen Bedingungen konnte; aber es war nicht schwer, voraus zu sehen, daß eine Demokratie, worin der Adel so viel Uebergewicht hatte, sich bald genug entweder in Alleinherrschaft eines Einzigen oder in eine völlige Volksregierung oder Laokratie umwandeln würde. Das Erste erfolgte noch bei Solons Lebzeiten, indem Pisistratos, eines von den Häuptern der drei Faktionen, welche die Republik noch immer im Schwanken erhielten, der in seiner Person alle Eigenschaften und Talente, wodurch man das Vertrauen des Volkes gewinnen und sich zum Meister der Herzen machen kann, vereinigte, in der Popularität Mittel gefunden hatte, sich der Akropolis von Athen und mit ihr der

eigenmächtigen Alleinherrſchaft (Tyrannie) zu bemächtigen, die er nach einer nicht ununterbrochenen, aber überhaupt ſehr klugen, gemäßigten und glücklichen Regierung von 32 Jahren ſeinen Söhnen Hipparchos und Hippias ſo ruhig als ein väterliches Erbgut hinterließ. Jeder rechtmäßige Fürſt, der ſo regierte, wie Piſiſtratos und Hipparchos, würde von ſeinem Volk angebetet werden; aber die Athener — wiewohl ſie ſich von dieſer Zeit an faſt immer von irgend einem einzelnen Demagogen bald längere bald kürzere Zeit regieren ließen, wollten von Niemand eigenmächtig und wider ihren Willen regiert ſeyn. Die ſogenannte Tyrannie der Piſiſtratiden, die dem Adel noch verhaßter war als dem gemeinen Volke, endigte ſich alſo damit, daß Hipparchos von Harmodios und Ariſtogeiton ermordet, und Hippias einige Jahre darauf von Kliſthenes, dem Sohn Alkmäons, aus einem der mächtigſten unter den edeln Geſchlechtern, mit Hülfe der Spartaner aus Attika vertrieben, die Tyrannie abgeſchafft, und die vorige Demokratie wieder hergeſtellt wurde.

Bei dieſer abermaligen Revolution blieb zwar das Weſentlichſte der Soloniſchen Demokratie noch unberührt; jedoch erlitt ſie unter der Staatsverwaltung des Demagogen Kliſthenes einige Abänderungen, deren natürliche Folgen die Grundfeſte derſelben untergruben und in Verbindung mit andern zufälligen Urſachen nach und nach eine neue Ordnung der Dinge herbeiführten. Die tyranniſche Regierung des durch die Ermordung ſeines Bruders erbitterten Hippias und die Unruhen, die auf die Verjagung des Tyrannen und ſeiner Anhänger folgten, und vornehmlich (wie es ſcheint) die Abſicht des Kliſthenes, ſich gegen ſeinen Antagoniſten Iſagoras und die mißvergnügten Ariſtokraten eine mächtige Partei zu machen, hatte ihn bewogen, eine ſehr ungleichartige Menge von Fremden

und andern, des atheniſchen Bürgerrechts nach Solons Geſetzen unfähigen Menſchen zu demſelben zuzulaſſen. Die Bevölkerung von Athen nahm dadurch in Kurzem ſo ſehr zu, daß die vier Zünfte, in welche Solon die Bürger eingetheilt hatte, mit ſechs neuen vermehrt werden mußten; und aus eben derſelben Urſache wurde auch der Senat von vierhundert Männern auf fünfhundert geſetzt, indem jede der zehn Zünfte das Recht erhielt, jährlich 50 Bürger aus ihrem Mittel durchs Loos in den Senat zu erwählen und der Reihe nach vermittelſt dieſer ihrer Repräſentanten 35 Tage lang das Präſidium in demſelben zu führen. Auch der Oſtrakismos, der dem verſammelten Volke das Recht gab, jeden Bürger, wie groß auch ſein Anſehen und ſeine Verdienſte ſeyn möchten, ohne Angabe oder Erweis eines Verbrechens auf zehen Jahre aus Attika zu verweiſen, war eine Erfindung dieſes Demagogen, der, um das Volk mit ſeinem guten Willen zu beherrſchen, kein Bedenken trug, das Intereſſe der ariſtokratiſchen Claſſe, in welcher er geboren war, und das Beſte der Republik ſelbſt aufzuopfern und einem Pöbel das Uebergewicht im Staate zu verſchaffen, der zwar vielleicht an Genialität, Witz, Lebhaftigkeit des Geiſtes und ſelbſt an feinem Gefühl, Mäßigung und Edelmüthigkeit nie ſeines Gleichen hatte, aber doch in Allem, was das Weſen des Pöbels ausmacht, ſo gut Pöbel war als jeder andere.

Nachdem das gemeine Volk zu Athen, welches um dieſe Zeit vielleicht zur Hälfte aus ehemaligen Ausländern, Baſtarden von fremden Müttern und freigelaſſenen Sklaven beſtand, einmal ſo viel erhalten hatte; ſo war nichts natürlicher, als daß es ſeine Wünſche und Forderungen immer weiter ausdehnte und auch die noch immer beſtehende Soloniſche Claſſification und das Geſetz, welches die Theten, d. i.

die Bürger von der unterſten Claſſe, von den höhern Magiſtraturen ausſchloß, immer ungeduldiger ertrug. Indeſſen blieb es deſſenungeachtet noch über dreißig Jahre bei der bisherigen Obſervanz. Als aber die Gefahren des mediſchen Krieges, der die Republik an den Rand des Untergangs gebracht hatte, glücklich überſtanden waren, und die Siege bei Marathon, Artemiſium, Salamis, Platäa und Mykale den Muth und Stolz der unterſten, aber zahlreichſten Bürgerclaſſe, durch deren Tapferkeit ſie gewonnen worden waren, noch mehr erhöht hatten; [1] ſo war es nicht länger möglich, die immer lauter werdenden Forderungen des Volks anders als durch Nachgiebigkeit zum Schweigen zu bringen. Der Adel lief bei einer längern Widerſetzlichkeit Gefahr, gänzlich unterdrückt zu werden; und Ariſtides ſelbſt, deſſen Anhänglichkeit an die Soloniſche Verfaſſung der Republik bekannt war, veranlaßte das neue Geſetz, wodurch auf immer feſtgeſetzt wurde, daß keine Claſſe von Bürgern von der Staatsverwaltung ausgeſchloſſen ſeyn, und die Archonten aus allen Athenern erwählt werden ſollten.

Von dem Tage, da die Athener dieſes Geſetz zur Grundlage ihrer Conſtitution machten, datirt nun dieſe gänzliche unbeſchränkte Volksregierung, welche Herodot (der ſie entſtehen ſah) und einige Neuere mit ihm als die Quelle aller der glänzenden Vorzüge, wodurch ſich Athen über alle Städte der ältern und neuern Welt erhoben hat, betrachten; dieſe Demokratie, welche allerdings in ihren erſten Jahren durch den Drang der Zeitumſtände und den Wetteifer eines Themiſtokles, Ariſtides, Kimon und Perikles eine ungewöhnliche Energie äußerte und durch den glücklichen Zufall, daß ſich

[1] Gillies History of Greece, Vol. II. p. 153 der Baſler Ausgabe.

um eben dieſe Zeit ſo viele Männer von Genie, Talenten und Verdienſten aller Art in Athen beiſammen fanden, die ſchönſte Epoche der Muſenkünſte, der bildenden Kunſt, der Beredſamkeit und der Philoſophie in dem engen Cirkel ihrer eigentlichen Dauer einſchloß, aber wofern man ihr auch zum Verdienſt anrechnen wollte, dieſe goldne Zeit der Humaniſirung, Aufklärung und Verſchönerung des bürgerlichen und geſellſchaftlichen Lebens begünſtiget zu haben, dennoch unſtreitig, indem ſie die von Solon mit großer architektoniſcher Kunſt aufgeführte Staatsverfaſſung aus ihren Angeln hob, den Verluſt der Freiheit und den tiefen Fall der Republik von einer momentanen Höhe, worauf ſie ſich nicht erhalten konnte, beſchleunigte.

Wiewohl man mit Grunde ſagen kann, daß die Macht und der Wohlſtand oder die Schwäche und der Verfall der Staaten nicht ſowohl von der Form ihrer Regierung als von der Beſchaffenheit der Menſchen, welche regieren, und derer, welche regiert werden, abhange; ſo iſt doch die Demokratie eben darum die ſchlechteſte aller Regierungsarten, weil ſie, um zweckmäßig beſtehen zu können, ſowohl bei denen, welche regieren, als welche regiert werden ſollen, einen ſo hohen Grad von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe und immerwährender Selbſtverleugnung, kurz, von Weisheit und Tugend vorausſetzt, als man (Augenblicke von Enthuſiasmus in außerordentlichen Fällen abgerechnet) von den Menſchen, wie ſie ſind, und wahrſcheinlich immer ſeyn werden, nicht erwarten kann. Nicht nur der höchſte Grad von politiſcher, ſondern ſelbſt von moraliſcher Tugend müßte das belebende Princip einer Demokratie ſeyn, wenn ſie, ich will nicht ſagen in Geſtalt eines blühenden und mächtigen Staats, ſondern nur in einem Zuſtande von Unabhängigkeit

und Lebensgenuß ſich lange ſollte erhalten können. Eine Staatsverfaſſung, deren Dauer von einer moraliſch unmöglichen Vorausſetzung abhängt, iſt ganz gewiß die ſchlechteſte unter allen; und wenn J. J. Rouſſeau jemals eine Wahrheit geſagt hat, ſo war es, da er behauptete, „daß eine Demokratie lauter Götter zu Bürgern haben müßte.“

Die Demokratie, wie jeder andere Staat, beſteht aus Menſchen, welche regieren, und welche regiert werden ſollen; aber das Eigene in ihr iſt, daß die Regierenden zugleich die Regierten, die Regierten hingegen der Souverain ſelbſt ſind. Der Regent eines vielköpfigen, übelgezogenen, leichtſinnigen, raſchen, ſeinen Launen, Einfällen und Leidenſchaften mit Hitze ſich überlaſſenden Souverains wird unfehlbar nur ſehr kurze Zeit oder ſehr ſchlecht regieren; und ein Souverain, der ſeinen Regenten alle Augenblicke oſtrakiſiren oder zum Schierlingsbecher verurtheilen kann, wird gewiß ein ſchlechter Unterthan ſeyn. Natürlicher Weiſe verführt, betrügt, beſticht und verderbt alſo in einem ſolchen Staate der Regierer immer den Regierten, und der Regierte den Regierer wechſelsweiſe. Das Volk, das ſich ſeiner Souverainetät bewußt iſt, will immer geſchmeichelt und gehätſchelt[1] ſeyn; wer ihm am beſten nach dem Munde zu reden weiß, ihm immer was Angenehmes vorlügt, ſich zum gefälligſten und brauchbarſten Werkzeug ſeiner Leidenſchaften macht, den unbeſchränkteſten Eifer für ſein Beſtes heuchelt, ſeine Phantaſie am lebhafteſten zu unterhalten, ſeine Lieblingsneigungen am geſchickteſten zu erregen, zu lenken und, wo nicht wirklich zu befriedigen,

[1] Herr Adelung ſagt: dieſes Wort, welches liebkoſend ſtreicheln bedeute, ſey nur im Oberdeutſchen üblich. Wir wollen es alſo, wenn es der Majorität beliebt, auch im Hochdeutſchen üblich machen; denn warum ſollen wir unſre reiche Sprache muthwilliger Weiſe arm machen und mit zwei Worten ſagen, was wir mit einem beſſer ſagen können.

wenigſtens mit ſüßen Hoffnungen zu berauſchen weiß, der iſt ſein Mann, ſein Günſtling, ſein Abgott; dem ſchenkt es ſein ganzes Vertrauen, von dem läßt es ſich Alles gefallen, der kann ihm Alles weiß machen und es an der Naſe führen, wohin er will; kurz, der iſt (ſo lang es dauert) ſein wahrer Herr und Meiſter und regiert, wenn er das Genie und die Talente eines Perikles hat, unumſchränkter und ruhiger von der Rednerkanzel herab als irgend ein morgenländiſcher Deſpot auf dem Throne ſeiner Väter. Wie könnte man nun erwarten, daß in einer Demokratie, wo das Volk als der höchſte Gewalthaber ſo beſchaffen iſt, die rechtſchaffenſten und edelgeſinnteſten Bürger — d. i. Männer, die zwiſchen dem, was dem Volke wahrhaft nützlich iſt, und dem, was ſeinen Neigungen ſchmeichelt, einen großen Unterſchied machen und das gemeine Beſte ihrem Privatvortheil vorziehen, ſich lange in der Gunſt dieſes Volks ſollten erhalten können? Wie ſollte es zugehen, daß ein Ariſtides nicht früher oder ſpäter einem Themiſtokles, ein Kimon einem Perikles, ein Nikias einem Alcibiades Platz machen müßte? Was iſt begreiflicher, als daß ein Mann wie Sokrates, wiewohl unleugbar der Weiſeſte und Tugendhafteſte ſeiner Zeit und alſo gerade der Mann, der am beſten zum Vorſteher einer von ihrem Princip wirklich beſeelten Demokratie taugt, gar nicht in derſelben aufkommen kann? Und was kann man hingegen gewiſſer erwarten, als daß endlich — zumal wenn das Volk noch immer eine Art von Erbadel in ſeiner Mitte hat, dem es keine große Anmuthung zur populären Regierung zutrauen kann — die Staatsverwaltung und die wichtigſten Magiſtraturen mit Vorbeigehung der Würdigſten in die Hände ſchlechter Menſchen ohne Erziehung, ohne Kopf, ohne Kenntniſſe und ohne Moralität gerathen müſſen, die ihre Gunſt bei dem Volk

bloß jenen zweideutigen Talenten und niedrigen Kunstgriffen zu danken haben, wodurch es oft den verächtlichsten Wichten gelingt, sich bei einem vielköpfigen Souverain, so gut als bei denen, die nur einen (und oft ziemlich leeren) Kopf haben, wichtig zu machen?

Dieß war es denn auch, was in der neuen Demokratie zu Athen erfolgte, nachdem der mediſche Krieg auf eine für die Griechen überhaupt und für Athen insbeſondere ſo glorreiche Art geendigt, und die noch immer anſehnliche und überwiegende ariſtokratiſche Partei theils durch die Verbannung des Themiſtokles und die Oſtrakiſirung Kimons, theils durch die glänzenden Vorzüge und Talente des berühmten Demagogen Perikles vollends in die Luft geſprengt worden war.

Dieſer letzte, wiewohl ſeiner Geburt und Erziehung ſowohl als ſeines Reichthums wegen unter den Edeln Athens der erſten einer, hatte gar bald eingeſehen, daß er ſich, um Alles in der Republik zu vermögen, an die Spitze der demokratiſchen Partei ſtellen und die höchſte Gewalt des Volks um ſo eifriger geltend machen müſſe, da er ſicher war, daß er ſie dadurch in ſeine eigene Hände ſpielte. Denn die Republik, welche vor Kurzem durch die Klugheit und das einnehmende Betragen ihrer Generale, Ariſtides und Kimon, die Spartaner von der Hegemonie[1] der verbündeten griechiſchen Republiken auf dem feſten Lande und den Inſeln verdrängt hatte und überdieß durch ihre große Seemacht, ihren blühenden Handel und täglich wachſenden Reichthum ſich zu

[1] So nannten die Griechen den Primat unter den griechiſchen Freiſtaaten, der ungefähr mit eben derſelben Autorität über ſie verbunden war, welche Agamemnon in der Iliaß über die mit ihm vereinigten Fürſten oder Heerführer der freien griechiſchen Völkerſchaften ausübt

gleicher Zeit zu den größten Hoffnungen berechtigt und der ungeduldigsten Eifersucht der Peloponnesier und Böotier ausgesetzt sah — die Republik, sage ich, bedurfte unter diesen Umständen eines Mannes von großem Geist, der mit einem festen Charakter alle Geschicklichkeit, Kenntnisse und Klugheit eines vollkommnen Staatsmannes in sich vereinigte; und wo hätte das athenische Volk, das dieses Bedürfniß fühlte, nachdem es sich von Perikles zu Verbannung des so sehr um den Staat verdienten Kimon hatte verleiten lassen, einen Anderen gefunden, der diesem neuen Pisistratos den Vorzug in allen diesen Eigenschaften hätte streitig machen können? Aber, um sich in dem Posten eines Alles vermögenden obersten Ministers und Feldherrn der Republik lebenslänglich zu erhalten, war es noch nicht genug, sich dem Volke nothwendig gemacht zu haben; er mußte sich demselben auch angenehm machen und sich um seine Mitbürger eine Art von Verdiensten erwerben, deren Nutzen, so viel möglich, jeder Einzelne unmittelbar fühlte und genösse. Daher alle die neuen Einrichtungen zu Gunsten des gemeinen Mannes, wodurch Athen von dem, was ehmals Sitte und Herkommens war, sich immer weiter entfernte. Das alte echt republikanische Gesetz, vermöge dessen jeder Bürger dem Vaterlande in Krieg und Frieden unentgeldlich diente, wurde durch ein neues abgeschafft, das den veränderten Zeiten angemessener schien. Nicht nur die in die Dienste der Republik genommenen fremden Truppen, sondern auch die Bürger von Athen erhielten einen ordentlichen Sold, es wäre denn, daß sie demselben freiwillig entsagten; daher die Ritter in dem Aristophanischen Stücke dieses Namens sich's zum Verdienst anrechnen, daß sie ohne Sold gegen die Peloponnesier gedient hätten, und dafür, halb im Scherz und halb im Ernst, keine andere Belohnung verlangen, als

daß man es ihnen nicht gleich für einen Mangel an Popularität ausdeuten möchte, wenn sie nach wieder hergestelltem Frieden immer ordentlich gewaschen und gekämmt im Publicum erscheinen würden. Perikles ging noch weiter. Er verschaffte auch den Richtern in den verschiedenen größern und kleinern Tribunalen eine Art von Tagelohn, der anfangs nur in einem Obolos für jedes Urtheil bestand, hernach auf zwei und endlich von dem Demagogen Kleon auf drei Obolen erhöht wurde; eine Einrichtung, welche natürlicher Weise den doppelten Nachtheil zur Folge hatte, daß das Richteramt nach und nach sein Ansehen verlor, und daß die Athener von einem Dämon der Proceßsucht und Chicane besessen wurden, der das häusliche Glück der Familien störte und nicht wenig beitrug, den ehemals so edeln und liebenswürdigen Charakter dieses Volks zu verderben. Nachdem einmal den Richtern, deren Anzahl, seit Einführung der neuen Demokratie, sich bis auf 6000 vermehrt hatte, eine Entschädigung für ihren Zeitverlust zuerkannt worden war, fand man billig, diese Entschädigung auch auf die großen Volksversammlungen auszudehnen, welchen aus verschiedenen Ursachen außer den Magistratspersonen und Volksrednern oft nur das gemeinste Volk, um einen Obolos zu gewinnen, beiwohnte; denn für die Bürger, die ihre Zeit nützlicher oder angenehmer anwenden konnten, war der Obolos, der nach unserm Gelde etwa 10 Pfennige betragen mochte,[1] keine mächtige Lockspeise einer oft sehr tumultuarischen Versammlung, in welcher der eigentliche Pöbel, als die große Majorität, doch immer den Ausschlag gab, oder vielmehr nach dem Sinne des Demagogen votirte, der am meisten bei ihm galt oder

[1] Gleichwohl war ein Obolos gerade so viel, als ein frugaler Mann damals zu seiner Subsistenz täglich brauchte.

am lauteſten und unverſchämteſten ſchrie oder auf etwas antrug, das den Launen und Lieblingsträumen des Volks am meiſten ſchmeichelte.

Der Senat, das eine der beiden Bollwerke, welche Solon aufgeführt hatte, um die Demokratie gehörig einzuſchränken, war dadurch, daß nunmehr jeder Bürger, wie wenig er auch durch Erziehung, Einſichten und Verdienſte dazu qualificirt ſeyn mochte, in denſelben erwählt werden konnte, ſeines ehemaligen Anſehens beraubt und ſo weit unter das, was er ſeyn ſollte, geſunken, daß es kein Wunder iſt, wenn er ſein ehemaliges Anſehen nach und nach verlor und ſich endlich zu einem bloßen Werkzeuge der Demagogen, von welchen das Volk ſich regieren ließ, herabgewürdigt fand. Perikles, der außer dem ſouverainen Volk, deſſen Gewalt die ſeinige war, von Niemand controlirt ſeyn wollte, hatte alſo nur noch die Autorität des Areopagos zu fürchten: und auch dieſe wußte er durch die Bemühungen des Volksredners Ephialtes (der ihm gänzlich ergeben war, und deſſen er ſich zu allen, dem Adel und den Reichen verhaßten Maßnehmungen mit gutem Erfolg zu bedienen pflegte) dergeſtalt zu entkräften, daß dieſes ehemals ſo ehrwürdige Tribunal mit allen den übrigen nicht nur in die gleiche Linie geſtellt, ſondern auch der ihm zukommenden Oberaufſicht über die Religion und die Geſetze und die obrigkeitlichen Perſonen beraubt wurde; als welche er dem populären Gerichtshofe, Heliäa und dem Collegium der Nomophylakes (νομοφυλακες, Geſetzwächter) übertragen ließ, die vom Volk aus ſeinem Mittel erwählt wurden und nach Willkür wieder entlaſſen werden konnten.

Von dieſer Zeit an, da unter der Staatsverwaltung des Perikles alle Ueberbleibſel der Ariſtokratie vernichtet, und alle

Gewalten des Staats dem Volk gänzlich überlaſſen waren, ließen ſich die Athener bis zu dem unglücklichen Ausgang ihrer ſiciliſchen Expedition (in der 92ſten Olympiade) von verſchiedenen Demagogen regieren, welche, da ſie weder die Talente, noch die Mäßigung, noch das Glück des Perikles hatten, binnen den fünf und zwanzig Jahren, die vom Tode des letztern bis zum Ende des peloponneſiſchen Krieges verfloſſen, Mittel und Wege fanden, die Republik von dem Gipfel der Macht und des Glücks, auf welchen dieſer große Mann ſie erhoben hatte, ſo tief herunter zu ſtürzen, daß ſie ſich nie wieder völlig erholen konnte und endlich nach einer Menge abwechſelnder Kataſtrophen ihre Unabhängigkeit gänzlich verlor und eine Macht unter den andern Mächten zu ſeyn aufhörte.

Unter dieſen Demagogen ſpielte keiner eine größere Rolle als Kleon, ein Mann von geringer Herkunft, aber von der Natur mit den Gaben, womit man in einem populären Staat bedeutend werden kann, reichlich ausgerüſtet, der durch den Lederhandel einiges Vermögen erworben und um die Zeit, da der Krieg mit den Peloponneſern ausbrach, ſich des Vortheils, den ihm die Umſtände, die Unzufriedenheit des Volks und das geſunkne Anſehen des Perikles über den letztern gab, mit ſo viel Schlauheit und Geſchwindigkeit zu bedienen wußte, daß er in kurzer Zeit ein wichtiger Mann in der Republik wurde und, indem er ſowohl durch die gewöhnlichen demagogiſchen Künſte, als durch den Eifer, womit er ſich für das gemeine Weſen zu verwenden ſchien, die Gunſt des Volkes eroberte, dieſe zum Mittel zu machen wußte, ſeine herrſchenden Leidenſchaften, Ehrſucht und Geiz, einige Jahre lang auf Koſten ſeiner Mitbürger zu befriedigen.

Dieſer Kleon iſt unter Allen, auf welche Ariſtophanes ſeine Pfeile verſchießt, derjenige, den er am hartnäckigſten verfolgt, und deſſen er ſelbſt in dem Zeitpunkt, da dieſer Demagog ſich allen ſeinen Mitbürgern furchtbar gemacht hatte, ſo wenig ſchonte, daß er ihn unmittelbar nach einer glücklich ausgeführten Expedition zum Gegenſtand eines eigenen gegen ihn geſchriebenen Stückes machte, worin die Satire über das Volk ſelbſt und über ſeinen Günſtling auf einen Grad der Freiheit und Bitterkeit getrieben iſt, der allen Glauben überſteigt und uns einen ſonderbaren Begriff von dem Charakter eines ſouverainen Volkes gibt, welches leichtſinnig genug war, öffentlich über ſich ſelbſt zu lachen, und großherzig genug, daß ein ſo zügelloſes politiſches Poſſenſpiel weder dem Dichter noch dem mißhandelten Demagogen Nachtheil brachte.

9.

Athenische Nußkrämerinnen.

(Ueber eine Anekdote, den Theophrast betreffend.)

In einem Aufsatze, worin gelegenheitlich unsern Schönen der nicht allzuhöfliche Vorwurf gemacht wurde, daß sie es nicht für Schande hielten, keine Zeile ihrer eigenen Muttersprache richtig zu buchstabiren und mit Verstand zusammensetzen zu können, stand unmittelbar darauf folgende Stelle: „In Athen war es wohl übertrieben, wenn jede Nußkrämerin und Näscherin des Markts convulsivische Bewegungen machte, sobald ein Wort des attischen Dialekts von einem Fremden unrichtig gedehnt oder falsch ausgesprochen wurde. Allein u. s. w."

Aus dieser Art sich auszudrücken schließe ich (und vermuthlich muß jeder Leser so schließen), daß der Ungenannte sich hier auf eine Thatsache berufe. Denn, wenn es nicht seine historische Richtigkeit damit hätte, daß jede Nußkrämerin und Näscherin des Markts in Athen convulsivische Bewegungen gemacht hätte, sobald ein Fremder ein Wort des attischen Dialekts mit einem falschen Accent in ihrer Gegenwart ausgesprochen, mit welchem Grunde hätte der Ungenannte sagen können, daß dieß übertrieben gewesen sey?

In der That, geſetzt auch, daß man der Schärfe nach eine ſo ungemein zarte und reizbare Organiſation der atheniſchen Nußkrämerinnen nicht eben übertrieben nennen könnte, ſo wird doch ein Jeder gerne geſtehen, daß es eine ſehr außerordentliche und wunderbare Eigenſchaft der beſagten Nußkrämerinnen geweſen wäre. Convulſiviſche Bewegungen machen, wenn ein Fremder einen falſchen Accent auf ein Wort legt oder einen Vocal zu hell oder zu dunkel, zu kurz oder zu lang ausſpricht u. dgl., iſt kaum weniger außer dem ordentlichen Lauf der Natur, als ſein Waſſer nicht halten können, wenn man den Dudelſack blaſen hört, oder vor einer Kreuzſpinne in Ohnmacht fallen.

Es iſt ſehr möglich, daß mir in einer ziemlich langen Bekanntſchaft mit den Alten der Autor und die Stelle entwiſcht ſeyn kann, womit der Ungenannte vermuthlich die hiſtoriſche Wahrheit eines ſo ſeltſamen Phänomens zu erweiſen im Stande iſt. Indeſſen wäre doch keine Unmöglichkeit, daß ihm ſein Gedächtniß — und noch eine andere bekannte Urſache, weßwegen faſt alle Erzählungen in jedem Munde, durch den ſie gehen, einen Zuſatz erhalten — wider Wiſſen und Willen einen kleinen Streich geſpielt hätte, und daß er, wenn er ſeinen Beweis vor Gericht ſtellen müßte, am Ende doch wohl kein gültigeres Zeugniß anzuführen hätte, als die Stellen in Cicero's Buche de claris Oratoribus (c. 46.), wo dieſer aus Gelegenheit des zwar ſehr empfindbaren, aber doch unerklärbaren Dinges, das er die Farbe der Urbanität nennt, die Bemerkung macht: daß dieß quiddam urbanius, welches die eigentlichen Römer von römiſchſprechenden Ausbürgern unterſcheide, nicht nur an den Rednern, ſondern überhaupt im gemeinen Leben merklich ſey. Cicero erläutert dieſes durch ein Beiſpiel, das uns jetzt nicht mehr ſo

verſtändlich iſt als dem Brutus, mit dem er ſprach, und fügt dann hinzu: ut ego jam non mirer illud Theophrasto accidisse, quod dicitur: cum percunctaretur ex anicula quadam quanti aliquid venderet, et respondisset illa atque addidisset, hospes, non pote minoris: tulisse illum moleste, se non effugere hospitis speciem, cum aetatem ageret Athenis, optimeque loqueretur. — Die Anekdote läuft darauf hinaus: Theophraſt habe einſt eine alte Höckerfrau zu Athen (denn ſo etwas ſcheint wohl die Anicula geweſen zu ſeyn) gefragt, wie theuer ſie ihre Waare gebe; die Frau, die ihn nicht gekannt und ihn, ſeinem Accent nach, für einen Fremden gehalten, habe ihn in ihrer Antwort nach damaliger Gewohnheit Fremdling geheißen, und Theophraſt (der wirklich ein Eroſier, aus der Inſel Lesbos war) habe ſich nicht wenig darüber geärgert, daß er ſein ganzes Leben zu Athen zugebracht haben, für einen der beredteſten Männer ſeiner Zeit gehalten werden und es doch in der Eleganz der attiſchen Mundart nicht weiter gebracht haben ſollte, als nur den Mund aufzuthun, um von einer alten Höckerfrau für einen Ausbürger erkannt zu werden.

Herr Rollin, dem durch eine ganz natürliche Aſſociation bei dieſer Anekdote ſeine Pariſiſchen Poissardes einfallen möchten, hat nicht Unrecht, wenn er mit einer Art von Erſtaunen ausruft: Quel goût il y avoit à Athènes jusque dans le plus petit peuple! Das Geſchichtchen iſt artig genug; und doch ſcheint auch Cicero es nicht ganz richtig erzählt zu haben. Denn aus dem Quintilian, der deſſen auch Erwähnung thut (L. VIII. c. 1.) iſt zu erſehen, daß der Grund, warum die alte Höckin entdeckte, daß Theophraſt kein geborner Athener ſey, nicht ſowohl in der außerordentlichen Zartheit ihres Ohrs, als in Theophraſts Affectation,

recht rein attiſch zu ſprechen, lag. Denn, da ſie (vermuthlich von ihm ſelbſt) gefragt wurde, woran ſie denn merken könne, daß er fremd ſey? antwortete ſie: an nichts Anderm, als daß er gar zu attiſch ſpreche, quod nimium attice loqueretur. Gerade das Beſtreben, den attiſchen Accent, der ihm nicht natürlich war, zu treffen, verrieth ihn.

Doch, wieder auf unſern Unbekannten zu kommen, wird es wohl erlaubt ſeyn zu fragen: wie aus der Anicula quadam eine Nußkrämerin oder Näſcherin des Marktes geworden ſey? Es konnte ja eben ſo wohl eine Trödlerin, ein Kräuterweib, eine Fiſch- oder Käſekrämerin geweſen ſeyn? — und warum jede Nußkrämerin? Woher die convulſiviſchen Bewegungen, welche die armen Nußkrämerinnen über den falſchen Accent des Fremden gemacht haben ſollen? Und auf welchem Grunde beruht alſo der Vorwurf einer übertriebnen Verzärtelung der Nußkrämerinnen „zu Athen in Rückſicht auf den attiſchen Dialekt? Es iſt am Ende nur eine Kleinigkeit — ganz gewiß; aber es wäre doch zu wünſchen, daß dieſe flüchtige und unzuverläſſige Art, Gebrauch von Anekdoten oder hiſtoriſchen Zügen aus alten Schriftſtellern zu machen, nicht (wie wir aus manchen Beiſpielen zeigen könnten) auch bei uns immer ſtärker einriſſe. An franzöſiſchen Schriftſtellern von einem gewiſſen Schlage, ſelbſt an einigen der beſten, iſt man ſie zwar ſchon lange gewohnt. — Aber ich ſehe nicht, was wir dabei gewinnen werden, wenn wir es ihnen in dieſer witzig ſeyn ſollenden Art zu bavardiren gleich oder noch zuvor thun lernten.

10.

Auguſtus.

Charakteriſtik desſelben

ſ. in Horazens Briefen, überſetzt von Wieland, Band 2. S. 7. fgg.

Anmerkungen.

Die Bunkliade.

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen, Meinungen u. ſ. w. (von Friedrich Nicolai) 4 Bde. mit Kupf. Berlin 1778. — Dieſe Beurtheilung Wielands erſchien noch in demſelben Jahre; Nicolai aber gab dagegen heraus: Ein paar Worte, betreffend Joh. Bunkel und C. M. Wieland. Berlin 1779. Hiervon, ſo wie von Wielands Erklärung darüber, an einem andern Orte.

S. 25. Ein halb Dutzend Küſſe von ihren balſamiſchen Lippen — Es möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magiſterin dadurch hätte inſinuiren wollen, daß es ſich für ein ſo hübſches junges Mädchen nicht ſchicke, Kathederreden über die erſte Sprache zu halten und über die Cherubim und Elohim eine beſondere Meinung zu haben. Aber das iſt es nicht. Bunkel raubt ſein halb Dutzend Küſſe wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernſt. W.

S. 25. Zauberkraft ihrer majeſtätiſchen Augen — Bunkel iſt wohl der Erſte, auf den Majeſtät eine ſolche faunifche Wirkung thut. Aber dafür iſt auch nie ein Buchmacher geweſen, der ſich weniger ums Schickliche bekümmert hätte, als er. Daß sibi conveniontia fingoro iſt eine Regel, wovon er, ſeinem Locke zum Trotz, gar keinen Begriff zu haben ſcheint. W.

S. 39. Die regelmäßige Fortpflanzung u. ſ. w. — Herr Bunkel gewinnt nichts durch dieſes eingeſchobene „regelmäßige;“ denn ſein Beweis gilt eben ſo viel von der unregelmäßigen. Der Franciſcaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache. W.

S. 41. In eine einſame Zaubergegend — Die Erzählung von dieſer und andern ſeiner Wanderungen würde wegen der Beſchreibungen ſonderbarer Gegenden und Naturerſcheinungen, die er darin aus ſeinen Collectaneen zuſammen häuft, noch immer eine Art von Intereſſe geben,

wenn die Schreibart des Menſchen nur nicht ſo unausſtehlich platt, ungelenkig und hölzern wäre. W.

S. 58. Die junge Frau gab ihm — zu erkennen — Wir können's unſern jungen Autoren nicht genug empfehlen: um ſchreiben zu lernen, brauchen ſie nichts als Bunkels Vortrag und Styl zu ſtudiren. Reologiſch iſt er gewiß nicht, das wird ihm Niemand nachſagen. W.

Verſuch über das deutſche Singſpiel.*

I.

S. 73. Burney — Doctor der Muſik, machte von 1770 an ſeine muſikaliſche Reiſe, um Materialien zu einer allgemeinen Geſchichte der Muſik zu ſammeln.

S. 74. Wie leicht — — wenn ſie nur wollten — Wenn ſie nur wollten — da liegt eben die Schwierigkeit! Wer ſoll ihnen den Willen machen, wenn ſie nicht wollen? Vielleicht würden ſie dieſen Willen bald bekommen, wenn ſie von der Wichtigkeit der Muſik nur halb ſo richtige Begriffe hätten als Plato oder die griechiſchen Geſetzgeber. Das Unglück iſt, daß die Meiſten, die mitregieren oder regieren helfen, Muſik, Poeſie, Schauſpiel und ſchöne Künſte überhaupt nur als zeitvertreibende Künſte, deren Zweck blos Augen- und Ohrenkitzel ſey, betrachten und (entweder aus Vorurtheilen einer pedantiſchen Erziehung oder Mangel an Fähigkeit, ein wenig tiefer in den Zuſammenhang der menſchlichen Dinge hinein zu ſchauen) nicht einſehen, was für allvermögende, unerſchöpfliche Kräfte zur Vervollkommnung der Menſchheit in dieſen Künſten liegen. An Büchern, woraus dieß zu lernen wäre, fehlt es zwar nicht; aber wer unter ihnen liebt ſie? Wer unter ihnen intereſſirt ſich ſtark und anhaltend genug für das Schöne und Gute, um über ſolche Gegenſtände zu meditiren und ſich dadurch zu überzeugen, daß, ſolange die Menſchen — Menſchen ſeyn werden, die Mitwirkung der Muſenkünſte zu Beförderung der Humanität unentbehrlich bleiben wird? Man ſieht, wie die alte, kaum hier und da in engere Grenzen getriebene Barbarei den Kamm wieder emporhebt, und bekümmert ſich nichts darum. Man ſieht einzelne Privatmänner oder

* Wer ſich dafür intereſſirt, der wird mit Vergnügen das vergleichen, was Herder im Jahre 1802 in der Adraſtea Bd. 2. S. 260 f., Laharpe 1801 im Cours de Littérature Bd. 12. S. 187 f. und Schlegel 1809 in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur Bd. 2. S. 274 hierüber geſagt haben

Privatgesellschaften meistens unaufgemuntert alle ihre Kräfte anstrengen, der tausendköpfigen Hyder entgegen zu arbeiten, und bekümmert sich nichts darum. Man läßt sich die Folgen einer solchen Gleichgültigkeit vorzählen, vorbeweisen, vorsingen und vorsagen, und bekümmert sich nichts darum. — Das Jahr 2440 wird Alles gut machen. — So sey es denn! Heil dem, der diese wundervolle Wiederkunft des goldnen Alters — diese große Wirkung ohne Ursache — erleben wird! Wir Andern mögen uns unterdessen, wie Endymion, an Träumen laben! W.

[Ist es jetzt vielleicht noch zu früh, dem Einfluß der Singe-Akademien, deren erste meines Wissens Zelter in Berlin gestiftet hat, nachzufragen?]

II.

S. 78. Algarotti — Graf, geb. zu Venedig 1712, gest. zu Pisa 1764. Seine Abhandlung, deren hier gedacht wird, ist von Raspe übersetzt: Versuche über die Architectur, Malerei und musikalische Opera. Kassel 1769.

S. 80. Und zugleich weniger Aufwand erfordert — Der größere oder kleinere Aufwand hängt weniger von der Natur des Singspiels und der Wahl des Stoffes, als von dem Willen und den Kräften des Unternehmers ab. Das allerjämmerlichste Stück kann durch Pracht der Kleider und Decorationen kostbar gemacht werden. Auch benimmt das Singspiel, das ich vorschlage, Niemanden hierin seine Freiheit. Meine Meinung ist blos, daß Poesie, Musik und Action in demselben das Meiste thun sollen, um den Zweck (den ich nicht in die Bezauberung der Sinne, sondern in mächtige Rührung des Herzens setze) zu erhalten. Kleider und Decoration sollen nur die Täuschung befördern helfen, ohne welche jener Zweck nicht gehörig erreicht werden könnte; und dieß können sie (wenigstens in vielen Fällen), ohne sehr kostbar zu seyn: Glucks Iphigenie darf nur vortrefflich singen und uns durch ihre Gestalt, Miene und Action die Iphigenie des Dichters darstellen, so wird sie uns in einem simpeln altgriechischen Kleide von weißer Seide eben so stark und ohne Zweifel noch weit stärker rühren, als wenn sie in einer reichgestickten Robe daher geschwommen hätte W.

III.

S. 84. Gaudimél, l. Goudimél — der 1572 bei der Bluthochzeit ermordet wurde, war ein berühmter Componist, Tonkünstler und Schriftsteller über Musik. Nach seinen Melodien werden noch jetzt die ins Französische übersetzten Psalmen gesungen.

S. 87. Gabriele de Vergi — war des Ritters Fayel Gemahlin

und würde geliebt von Chatelain de Couci, einem Ritter, der auch in der Reihe der Troubadours (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) ſteht. Das Ende dieſer Liebe war, daß Fayel ſeiner Gemahlin das Herz des Geliebten auftiſchte und ihr nachher entdeckte, was ſie geſpeiſt. Du Belloy hat dieſen Stoff zum Sujet einer Tragödie genommen, über welche Laharpe (Bd. 2. S. 303 ff.) ſehr richtig urtheilt.

IV.

S. 99. Doctor Peter Rezio — Leibarzt der aus dem Don Quixote bekannten Statthalter der Inſel Barataria.

S. 100. Miſerere des Allegri — — dieſelbe Wirkung — Gegen dieſes Beiſpiel wird mit Recht eingewendet werden, daß dieſes Wunder nicht ſowohl von den Noten des Allegri, als von der beſondern Art des Vortrags und dem entzückenden Zuſammenklang einer ſo großen Menge zu dieſem gemeinſchaftlichen Vortrag abgerichteter und geübter ſchöner Stimmen gewirkt werde. Anm. d. Herausgebers. W.

S. 101. Beſozzi — Zwei Brüder dieſes Namens lebten bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts zu Turin, der eine Virtuos auf der Hoboe, der andre auf dem Baſſon. Es iſt ſchwer, ſagt Burney, ihre Art des Vortrags zu beſchreiben. So viel Ausdruck! So viel Zärtlichkeit! So eine vollkommene Vereinigung und Uebereinſtimmung, daß viele Stellen herzinnige Seufzer zu ſeyn ſcheinen. Sie ſuchen keine glänzende Ausführung, alle Noten ſind voll Nachdruck. — Auch ihr Neffe zeichnete ſich als Virtuos aus.

Die Perſpective in den Werken der griechiſchen Maler.

S. 109. Der Abbé Sallier — S. deſſen Discours sur la Perspective in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptions T. XI.

S. 110. Die ſogenannte aldobrandiniſche Hochzeit — S. die Abhandlung des Grafen Caylus über die Perſpectiv der Alten im 39ſten Bande der Mémoires de l'Acad. des Belles-Lettres. [Caylus, Abhandlung zur Geſch. u. zur Kunſt, Bd. 2. S. 195.] Die im Herculanum gefundenen Gemälde konnten dem Herrn Sallier nicht bekannt ſeyn und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben, denn die meiſten verſtoßen gröblich gegen die Perſpectiv.

S. 110. Die Stelle bei Cicero befindet ſich im zweiten Buch de

oratore zu Ende des ſieben und achtzigſten Capitels. Man überſehe dabei nicht die Bemerkung von Schütz in Ciceronis oper. rhetor. (Ausgabe bei Göſchen) Vol. II. P. II. p. 278.

Ueber den Gegenſtand ſelbſt ſehe man übrigens Böttigers Archäologie der Malerei. Bd. 1. S. 310 ff. und deſſen Aldobrandiniſche Hochzeit S. 48 ff.

Ueber die Ideale der griechiſchen Künſtler.

Zu dieſer Abhandlung wurde Wieland insbeſondere veranlaßt durch einen Aufſatz Lavaters über dieſen Gegenſtand in deſſen phyſiognomiſchen Fragmenten, Bd. 3. S. 40 ff. Da ſich bei Wieland ſehr Vieles hierauf bezieht, und ſeine ganze Abhandlung dadurch auf einen eigenen Ton geſtimmt worden iſt, ſo wird es denen, welche dieſe Abhandlung intereſſirt, lieb ſeyn, daß der Herausgeber den Aufſatz Lavaters vom Jahr 1777 aus deſſen nicht überall leicht zu erhaltendem Werke hier mittheilt.

Lavater über Ideale der Alten, ſchöne Natur, Nachahmung.

Daß die Kunſt Höheres, Reineres, Edleres noch nicht erfunden und ausgebreitet hat, als die alten griechiſchen Bildſäulen aus der beſten Zeit — kann fürs Erſte als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben! — Nun entſteht die Frage: Woher dieſe hohe, wie man ſagt, überirdiſche Schönheit? Die Antwort iſt zweifach: Entweder — „die Künſtler hatten höhere Ideale! ſie imaginirten ſich vollkommnere Menſchen! ihre Kunſtwerke waren blos neue Geſchöpfe ihrer edlern Dichterkraft — oder: ſie hatten eine vollkommnere Natur um ſich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination ſo hoch zu ſtimmen — und ſolche Bilder darzuſtellen.“ —

Die Einen alſo ſehen dieſe Werke als neue Schöpfungen, die Andern blos als dichteriſche Nachahmungen ſchönerer Natur an.

Ich bin von der letztern Meinung, und ich bin gewiß, wie ich's von einer Sache in der Welt ſeyn kann, daß ich Recht habe. Die Sache iſt wichtig und verdiente von einem Gelehrten — welches ich nicht bin — demonſtrirt zu werden. Ich glaube, ſie iſt der Demonſtration ſo fähig, als es etwas ſeyn kann.

Nur so viel geb' ich der Ueberlegung aller Denkenden anheim: — Ganz erschaffen kann der Mensch überall nichts. Es ist ewiges, eigenthümliches, unmittheilbares Vorrecht des Wesens aller Wesen, „dem, das da nicht ist, zu rufen, als ob es sey!" Nachahmen ist des Menschen ewiges Thun und Lassen, sein Leben und Weben, seine Natur und seine Kunst. Vom Anfange seines Menschenlebens an bis an sein Ende ist Alles, Alles Nachahmung..

Das Kind des Franzosen lernt Französisch, des Deutschen Deutsch. Jeder Schüler eines Malers ahmt glücklicher oder unglücklicher die Manier oder den Styl seines Meisters nach.

Es ließe sich durch die vollkommenste Induction unwiderſprechlich darthun, daß jeder Maler seinen oder seine Meister — die um ihn lebende Natur seines Zeitalters und sich selbst copirt hat. So jeder Bildhauer; so jeder Schriftsteller; so jeder Patriot. Die eigene Manier eines Genies in der Kunst, Wissenschaft und Tugend ist blos die durch seine besondere Lage modificirte Nachahmung seines Helden.

Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen — darf sie ohne Unverschämtheit — darf sie im Ernste in Zweifel gezogen werden? — Ich glaub' es nicht! Man nenne sich nur die Namen Rafael, Rubens, Rembrand, Vandyk — Ossian, Homer, Milton, Klopstock — man lasse sich ihre Werke nur durch den Kopf laufen — die herrlichsten Originale — und dennoch nur Copisten — ihrer Meister, der Natur und ihrer selbst. Sie sahen nur individuell die Natur durch das Medium der Werke ihrer Meister und Vorbilder — das machte sie zu Originalen und Genies. Der ungenialische Nachahmer — ahmt nur den Meister oder die Natur nach, ohne Theilnehmung, ohne Tinctur seiner Verschwisterung mit der nachgeahmten Sache; er zeichnet eigentlich nur durch. Nicht so, wer Original ist, das Genie. Er ahmt zwar auch nach — aber er zeichnet nicht durch — er setzt seine Nachahmungen nicht wie ein Flickwerk zusammen. Er schmilzt sie durch einen Zusatz seiner theilnehmenden Individualität zu einem homogenen Ganzen — und dieß homogene Ganze ist so neu, so von allen andern Zusammenflickungen seines Zeitalters verschieden, daß man's neues Geschöpf, Ideal, Erfindung heißt. Nur so, wie der Chymist Schöpfer der Metalle ist — nur so der Maler der Gemälde, der Bildhauer seiner Bilder.

Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunst sind also immer ganz zuverlässiges Siegel und Pfand — schönerer Urbilder, schönerer Natur — und eines Auges, das gebildet war, von diesen Schönheiten afficirt und hingerissen zu werden. Was Aug' ohne Licht ist, was Weib ohne Mann — ist Genie ohne afficirende Sinnlichkeit außer sich. Es wird von seinem

Zeitalter eben ſo ſehr geſtimmt, als es hinwieder ſein Zeitalter weckt und ſtimmt. Es gibt nur umgeſchmolzen, zuſammengeſchmolzen ſeinem Zeitalter zurück, was es an einfachen Ingredienzien erhielt. — Welcher ſeichte Kopf — oder welcher Philoſoph von Profeſſion und Prätenſion — wird uns denn bereden: „die griechiſchen Künſtler haben nicht nach der Natur gearbeitet, nicht aus der wirklichen Körperwelt, die ſie umgab, ihre Sinne unmittelbar afficirte, geſchöpft — ſondern ihre Werke ſeyen ihre eigenen Geſchöpfe? ganz Geſchöpfe ihrer glücklichern Einbildungskraft? ſie haben gleichſam Erſcheinungen aus höhern Welten zu ihren Muſtern genommen?“... Gut; wenn ſie ſo übermenſchlich, ſo göttlich aus ſich ſelber, ohne Beihülfe wirklicher Weſen außer ſich erſchaffen konnten — oder wenn ſie gar Göttererſcheinungen gewürdigt wurden... ich denke, ſo werden wenigſtens ſie, dieſe Glücklichen, dieſe außerordentlichen Menſchen von nicht ganz gemeiner, niedriger Bildung geweſen ſeyn?... Denn, ſicherlich — von Hogarths Carricaturen keine — konnte den Apoll erſchaffen!... O! was ich mich ſchämen muß, das zu ſagen!... Im Ernſte! woher dieſe Erſcheinungen aus der idealiſchen Welt? aus dem Geiſterreiche „unkörperlicher Schönheiten?“... Gerade daher, woher alle Träume aller Träumenden! — alle Werke aller Wachenden! — Aus der Welt, die ſie umgab! aus den Meiſtern, die ihnen vorgingen! aus ihrer individuellen Organiſation, die durch die beiden vorhergehenden Dinge ſo und ſo afficirt wurde! — Warum kamen ihnen dieſe Erſcheinungen? und warum kommen ſie uns nicht? — Ganz einfältig deßwegen, weil ſie ſchönere Menſchen vor ſich hatten, wir hingegen bloß die Bildſäulen dieſer edlern Geſchöpfe! — Schönere Menſchen um und an ſich, wo ſie ſtanden und gingen; nicht bloß eine artige Beiſchläferin, wie bald ein jeder Künſtler hat, oder eine Tochter, wie Carlo Maratti, der doch ſchon mit dem ſteten Anſchauen ihrer Schönheit, welche noch die Vaterliebe reinigte und erhöhete, ſeine himmliſchen Marienbilder ſchuf. — Schönere Menſchen! und — ſchöner, woher?... Nicht nur ſag' ich: „Frage den, der ſie ſchuf!“ ſondern — „Sieh' auf Clima! glückliche und abhärtende Zeiten! Lebensart!“ —

Jeder, der die Schwelle der Philoſophie betritt, weiß, und, wenn er's nicht wüßte, wär's drum nicht weniger wahr — „Nichts kömmt in die Imagination, als vermittelſt der Sinne.“ — Gemeinplatz — aber ewig wahrer Gemeinplatz! Jedes Ideal, ſo hoch es über unſere Kunſt, Imagination, Gefühl erhaben ſeyn mag, iſt doch nichts als Zuſammenſchmelzung von geſehenen Wirklichkeiten. Immer und ewig richtet ſich die Kunſt allein nach der Natur — und nach dem, was ſie geſehen und

gehöret hat. Sie iſt nichts als übel- und wohllautender Wiederhall der in uns zu einer Empfindung zuſammentreffenden ſinnlichen Wahrnehmungen deſſen, was außer uns iſt.

Es iſt ſo fern, daß die Kunſt ohne und außer der Natur idealiſiren könne — daß ich keck behaupte — ſie kann's nicht einmal bei und vor der Natur!" — Furchtbares Paradox! Maler, Bildhauer und Dichter — werdet ihr nicht über mich herfallen? — Dennoch iſt's durchaus nicht Begierde, etwas Sonderbares zu ſagen — wie uns Alle, die nichts Sonderbares zu ſagen wiſſen und alles Vorgeſprochene nur nachſprechen, Vorgeſchriebene ehrerbietig und ſklaviſch nachſchreiben, unaufhörlich nach aller Jahrhunderte Schulmode vorwerfen, ſondern es iſt lebendige Ueberzeugung bei mir; nicht nur Ueberzeugung, ſondern Wahrheit! — Es iſt bloße Convention, daß wir irgend ein noch ſo idealiſches Gemälde — übernatürlich ſchön nennen. Ewig unnatürlich iſt und bleibt alle Kunſt. Das, was wir Ideale nennen an den Alten — mag uns Ideal ſcheinen. Ihnen — war's vermuthlich unbefriedigendes Naturnachhinken der Kunſt! —

Ich ſchließe von Allem dem, was ich um mich ſehe — auf das, was jene um ſich geſehen haben müſſen — von der Natur meiner Zeit auf die Natur meiner Vorzeit. Beſſer oder ſchlechter; das thut hier nichts! Natur des Menſchen bleibt, wie die Hauptform des Menſchen, immer ein und ebendieſelbe — und was ſeh ich dann um mich herum? daß kein einziger Maler, kein Bildhauer, kein Dichter — die Natur erreicht, geſchweige verſchönert. Schöner, als der und dieſer und jener — ſchöner, als man's gewohnt iſt — zu ſehen, zu hören, zu leſen — das iſt möglich; — drum ſpricht man ſo viel von Ideal! — aber nicht ſchöner und nicht ſo ſchön als die Natur — die vorhandene ſchöne Natur nämlich — O, daher, meine Lieben, kömmt der ſchreckliche Fehlſprung; — man ſchloß: „weil ſich ſchlechte Natur verſchönern läßt; alſo auch die ſchöne!" — O, da oder dort eine Warze weglaſſen, einen ſtarken Zug ziehen, einen ſcharfen Einſchnitt abſtumpfen, eine weit vorhängende Naſe abkürzen — das könnt ihr Maler und Bildhauer, ich weiß es — und wollte Gott, ihr thätet's nur nicht ſo oft ohne Sinn und Zweck, nach bloßen Moderegeln, die mir ſchon ſo manches Geſicht, das mir trotz aller eurer factiſchen Kunſtregeln mit ſeinen keckern Zügen, ſchärfern Einſchnitten und all dem Unweſen, dem ihr ſo menſchenfreundlich, wie ihr's meint, zu ſteuern ſucht — viel anziehender und höher ſprechend war, als euer feinpolirtes Nachbild mit alle ſeiner Idealſchminke — — Doch, geſetzt, ihr thut's mit Weisheit und Geiſt — thut's im Geiſte der Phyſiognomie, die vor euch ſitzt, welches viel ſagen will, tiefes, anhaltendes Menſchenſtudium vorausſetzt — was

habt ihr dann bewieſen? „Daß ihr die ſchöne Natur verſchönern könnt?“ — O, das laßt ihr wohl bleiben, liebe Herren! — Ja wohl! Ihr! die ſchöne Natur verſchönern! — Nicht einmal die lebloſe ſchöne Natur — geſchweige die lebendige, athmende! nicht einen hellgeſchliffenen Harniſch — geſchweige ein blitzendes Auge — nicht eine blond hinwallende Haarlocke — geſchweige ein ganzes majeſtätiſches oder erhabenes Haupt. Es ſcheint, o, ſo Manches über die Natur, wenn man die Natur nicht in demſelben Lichte vor ſich hat. Darum ſand ſo Mancher Rigauds Kleider übernatürlich prächtig — und Rembrands Panzer übernatürlich ſchön — und beide dieſe Meiſter konnten weder ihre noch ſeine Kleider und Panzer ertragen, ſo lange ſie die Natur nebenbei hatten.

Warum ſind ſo viele Geſichter, die ſich ſchlechterdings von keinem Grabſtichel, keinem Bleiſtift, keinem Pinſel erreichen laſſen? — (aus Uebertreffen iſt gar nicht zu gedenken!) — und was für Geſichter ſind das? die häßlichen? oder die ſchönen? die geiſtloſen oder die geiſtreichen? Ein ſchöneres Geſicht kann man vielleicht machen, als — das ſchöne Geſicht, das man gerade vor ſich hat — darum glaubt man und ſagt man: „man könne die ſchöne Natur verſchönern!“ — Nein! liebe Künſtler — das ſchöne Geſicht, das du vor dir haſt, kannſt du nicht verſchönern und verſchönerſt's nicht — ſondern das ſchönere, das du allenfalls unterſchiebſt, iſt ſchlechte Copie einer andern ſchönern Natur oder einer guten Copie nach einer ſchönern lebenden Natur, als die iſt, welche du vor dir haſt. Dieſe ſchwebt dir noch im Kopfe und Sinne — und tingirt dein gegenwärtiges Werk. Alles alſo, was Original ſcheint, iſt im Grunde doch nur wieder Copie — colorirt mit mir ſelbſt, das iſt: mit gehabten Senſationen, die ich mir eigen gemacht, daß ich ſie zu erneuern keiner äußern Gegenſtände weiter bedarf. So müſſen alſo die Werke der Alten ebenfalls nur Copien, und ganz gewiß ſehr unvollkommene Copien der Natur oder anderer Meiſterwerke ſeyn, die dann ebenfalls wieder gute, aber nicht vollkommene Naturcopien waren.

Sie hatten ſchönere Natur vor ſich, als wir, das iſt von vornen hinab und von hinten herauf zu erweiſen. Und ſie erreichten ſo wenig ihre ſchönere Natur, als wenig die größten Künſtler unter uns die weniger ſchöne Natur erreichen, die ſie vor ſich haben.

Nicht einmal, ſagt' ich, die ruhende ſchöne Natur kann erreicht werden... Man hänge dem geſchickteſten Zeichner eine bloße Silhouette von einer erhabenen Schönheit vor — und was kann einfacher ſeyn, als eine äußerſte Umrißlinie eines Halbgeſichtes?... Er wird es zehn Mal verſuchen und unter zehen Malen kaum einmal dieſe Linie erreichen und

gewiß nicht ohne Abweichung einer Haarsbreite erreichen — und Abweichung einer Haarsbreite iſt ſchon wieder wichtig für Schönheit — Eben dieſe Haarbreiten, dieß wenig Mehr — ſind das Unerreichbare der Kunſt... Wenn nun nicht die einfachſte Schönlinie zu erreichen iſt — wie wird's eine ganze Fläche ſeyn können? eine ſchattirte Fläche? eine ſich rundende Figur? eine gefärbte, warme, lebendige, athmende Schönheit?

Wie Viele haben ſich ſchon am Apoll und der Venus und dem Torſo von Hercules verſucht! Wer hat ſie übertroffen? wer erreicht? und es ſind doch unbewegliche Statuen — welch ein Unterſchied gegen lebendige Geſichter, die in keinem Moment ruhen und in ſteter äußerlicher und innerlicher Bewegung ſind; — o, wer fühlt nicht, daß nicht dran zu gedenken iſt — daß die Griechen ihre hochgeprieſenen Ideale — (ja! Ideale für uns — Larven entſtobener Vorwelt — und beſſerer Menſchen) daß ſie, ſag' ich, ihre Ideale — erſchaffen? Nicht nur Copien waren's, ſondern Carricaturen der ſchönern ſie umgebenden Natur — wenigſtens Zug für Zug einzeln betrachtet und mit dem Originale verglichen, woher es entlehnt ward.

Alle Umriſſe der Kunſt, und wenn eine Engelshand ſie zeichnete, ſind ihrer unveränderlichen Natur nach immer höchſt ruhend und feſt; da hingegen alle lebende und athmende Natur in unaufhörlicher ſanfter Fluxion und Wallung iſt: immer alſo, und wenn man die Natur noch ſo genau zu erreichen geglaubt hat — man hat ſie nicht erreicht und nicht erreichen können. Die Zeichnung iſt ſtehender Punkt, nicht einmal Moment, und in der Natur iſt kein ſtehender Punkt — Bewegung, ewige Bewegung Alles. Alſo iſt die beſte Copie ihrer Natur nach eine Reihe von Momenten, die in der Natur nie ſo exiſtirten. Mithin immer Unwahrheit, Unnatur — höchſtens Approximation! — Noch einmal: nicht ein genauer Schattenriß von einem lebenden Menſchengeſichte iſt phyſiſch möglich, und man will — Ideale ſchaffen! Wie überflüſſig offenbar wird durch dieß Alles, daß alles Idealiſiren im Grunde nichts Anderes iſt, als Wiedervergegenwärtigung gewiſſer Senſationen von Schönheiten, die uns afficiren, Nachahmung dieſer Schönheiten, Zuſammenſchmelzung derſelben in eine und wenigſtens homogen ſcheinende Form.

Alſo waren die Griechen ſchönere Menſchen — beſſere Menſchen! und das jetzige Menſchengeſchlecht iſt ſehr geſunken!

„Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir ſind gläubige Chriſten!" — Ich möchte den ſchalen Kopf ſehen, der etwas Platteres ſagen könnte. Nicht dem, der die Einwendung ſchalkhaft und gewiß nicht im Ernſte macht, ſondern dem einfältigen, geraden, wahrheitliebenden Menſchenſinn antworte ich. Und — was?

Das Chriſtenthum wirkt, wie ſein Meiſter Chriſtus! Es gibt keine Augen dem, der keine hat, ſondern es erleuchtet die Augen des Blinden. Es ſchafft keine Ohren, aber es macht taube Ohren hörend. Es iſt Geiſt und Leben und Kraft für jegliches Gefäß, jeden Körper nach ſeiner Organiſation und Empfänglichkeit. Es verſchönert Alles nur nach ſeiner innern, individuellen Verſchönbarkeit. Alſo können die blinden Heiden, ihrer Anlage nach, in Anſehung ihrer Organiſation und Bildung, nach dem unerforſchlichen freien Willen ihres Schöpfers, weit ſchönere Geſtalten geweſen ſeyn, als wir — obgleich manche ihrer würdigſten Fähigkeiten, deren Entwickelung nur dem Chriſtenthume vorbehalten iſt, in ihnen nicht entwickelt wurden.

Und dann, guter Gott, iſt viel von unſerm Glauben und Chriſtenthum, das uns verſchönern ſoll .. zu preiſen! Ja! wenn Schminke verſchönert! Aus inwendigem Leben, innigſt erregter, ſanfter, treffender Wirkungskraft — daher quillt Veredlung, Salbung der Menſchengeſtalt .. Und wie viel anders war die in euch würdigen alten Heiden — die ihrem Lichte ſo viel redlicher folgten — als wir, — ja! Hocherleuchtete! Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, .. dem unſern! ..

Geſunken, geſunken iſt das Menſchengeſchlecht ... Heſe der Zeit ſind wir! ein abſcheuliches Geſchlecht im Ganzen .. kaum angehaucht mit der Tugendſchminke! .. Religion, Wort, Chriſtenthum, Spott ... und, daß wir's nicht fühlen, daß wir geſunken ſind, uns nicht ſchämen unſrer ſo erniedrigten Geſtalten und verzerrten ſteifichten Bildungen — iſt wohl der Verſunkenheit größter Beweis ...

Kurz und gut. Die hohe Schönheit der Kunſtwerke der Alten iſt ewiges Monument ihrer ſchönern Natur, die ſie nicht übertroffen, nicht einmal erreicht hatten. Kurz und gut ... Der Künſtler ſchafft nur ſo, wie jeder Menſch eine Sprache ſchafft. — Jeder Maler, Künſtler richtet und bildet ſich ganz augenſcheinlich nach der ihn umgebenden lebendigen Natur und den Meiſterſtücken, die er vor ſich hat. Wie leicht läßt ſich daher jedes Malers Styl und Manier erklären? Phyſiognomie ſeines Zeitalters und ſeiner ſelbſt. Mag er idealiſiren oder carricaturiren. Er verſchönert und verſchlechtert ſein Zeitalter. Man könnte aus ſeinen Idealen und Carricaturen den Mittelſchlag von dem Charakter ſeines Zeitalters und ſeiner ſelbſt abziehen .. Durch das, was ihn umgibt, wird er erweckt, gerührt, genährt und gebildet. Er kann allenfalls die ſchöne Kunſt, aber nicht die ſchöne Natur ſeines Zeitalters übertreffen.

Die ganze Sache, die ich jetzt nur obenhin berührt, verdiente gewiß vollſtändige und tiefe Entwickelungen. Sie greift unausſprechlich tief ins

Herz der Menſchheit ein. Poeſie, Beredſamkeit, Baukunſt, alle bildende Künſte, was ſag' ich, Moral und Religion würde durch Beleuchtung der Materie von Ideal und Copie, Schöpfung und Nachahmung unendlich gewinnen. Man nenne etwas in der menſchlichen Natur — das nicht Ideal, Nachahmung oder Carricatur iſt.

2.

S. 120. Heroen und Götter in menſchlicher Geſtalt — Gewiß war die Idee der Gottheit nothwendig, um in der bildenden Kunſt das Ideal der Menſchheit zur Erſcheinung zu bringen, was aber manche Aeſthetiker von Darſtellung des Göttlichen in der Kunſt verlangen, das ſcheint ihnen ſelbſt wenig klar zu ſeyn, wofern ſie nicht etwa abſichtlich die Klarheit vermeiden. Vielleicht iſt's alſo nicht überflüſſig, hier zu bemerken, daß aus demſelben Grunde, aus welchem die Gottheiten der helleniſchen Religion der idealiſchen Darſtellung ſo vorzüglich günſtig waren, die chriſtliche Vorſtellung vom höchſten Weſen keine würdige Darſtellung deſſelben, in einem Bildwerke zuläßt. Die helleniſche Theologie ruht durchaus auf der Baſis der ſichtbaren, die chriſtliche ganz auf der Baſis einer unſichtbaren Welt; die helleniſche, als polytheiſtiſche, ſtellt das Ideal der menſchlichen Natur in verſchiedenen Formen dar, die chriſtliche, als monotheiſtiſche, vereinigt alle Vollkommenheiten in einem einzigen Ideal; die Ideale der helleniſchen Theologie enthalten pſychiſche Charakteriſtik im Phyſiſchen, das Ideal der chriſtlichen iſt ein Ideal moraliſcher Geſinnung, welche, als etwas lediglich Inneres, niemals zur Anſchauung gebracht werden kann; die helleniſche Theologie enthält nichts als ganz natürliche und menſchliche Sagen, die chriſtliche dagegen myſtiſche geheimnißvolle Dogmen. Dieſe Unterſchiede erwäge man wohl, ehe man entſcheidet, und dann wird des Göttlichkeit-Geſchwätzes in der Aeſthetik und des Nebelns und Schwebelns in der Kunſt weniger werden, das Chriſtenthum aber, welches verlangt, Gott als einen Geiſt im Geiſte und in der Wahrheit zu verehren, an ſeiner Lauterkeit nicht verlieren. Gar viel religiöſes Kunſtgeſchwätz iſt aus dem Geiſte der Wahrheit — nicht entſprungen, und es wird hohe Zeit, dem Lügengeiſte männlich entgegenzutreten.

3.

S. 125. Die Vortrefflichkeit der großen Männer — Und auch bei dieſen muß man nicht vergeſſen, daß wir ſie, wie verklärte Geiſter und höhere Weſen, in einer Art von Glorie ſehen und in der Nähe, zumal

wenn wir in allerlei bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden hätten, ganz anders gesehen haben würden. W.

4.

S. 125. Augenschmerzen genannt — Plutarch. in Alexandro. W.

S. 125. Cotta in Cicero's Dialogen — Lib. I. cap. 20 W.

S. 126. Nymphodorus versichert — Deipnosoph. Libr. XIII. p. 609. E. W.

S. 126. Lebten sie von Ambrosia und Nektar — Schweinefleisch, gesalzene Fische, Schalfische und allerlei Arten von Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen. W.

S. 127. Ausschweifungen — von der schändlichsten Gattung — Wer daran zweifelt, kann sich von Aristophanes belehren lassen. W.

5.

S. 130. Gegen Demetrius Poliorketes u. A. — Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius und vergesse nicht, daß Plutarch einer von den Alten ist, die am meisten Gutes von den Athenern gesagt haben. W.

7.

S. 135. Wettstreite um den Preis der Schönheit — Nach dem Athenäus war unweit einer von dem arkadischen König Kypselus vor Alters am Alpheus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hain der eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dieß Institut habe zu seiner Zeit noch gedauert, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis stritten, Chrysophoroi. Aus einer Stelle des Pausanias (in Arcadicis) schließe ich, daß dieser von Athenäus nicht benannte Ort Basilis geheißen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hain der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß also nichts sehr Berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des letztern, was die Existenz dieses Instituts betrifft, zu beweisen. W.

S. 133. Tänzerinnen — — nackend tanzten — Athen. L. XIII. c. 9. W.

S. 135. Seit dem Institut des weisen Solon — S. eben denselben l. c. c 8 W.

S. 134. Aristophanes von Byzanz — S. Jacobs Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts in dem attischen Museum, Bd. 2. St. 3. S. 134.

S. 136. Losere Begriffe vom Anständigen — Ich finde beim Plinius eine Anekdote, die eine starke Ausnahme hiervon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwei Statuen der Venus gemacht, die eine nackend, (und dieß war eben die nachmals so berühmte Venus Knidia), die andere bekleidet. Er ließ denen von Kos, die eine Venus bei ihm bestellt hatten, die Wahl unter beiden, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerlei war, severum id ac pudicum arbitrantes. Allein dieß ist vielleicht nur eine Vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, daß sie die bekleidete blos wählten, weil sie ihnen schöner vorkam. Eine bekleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewande nichts verlieren, sondern wie dadurch hervorleuchten, ist vielleicht ein größeres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmals so berühmten Seidenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdrucke des Plinius) die Bequemlichkeit verschafften, nackend gekleidet zu seyn, damals schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gern mit der nackten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabei, daß, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr groß waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten, sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs Aeusserste ankommen lassen. W.

8.

S. 135. Phryne war vorzüglich u. s. w. — Dieß ist, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beinahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß Herr Georg Ogle, Esq., diese Stelle so wie folget, hätte verfälschen können? — „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emotion nackend zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr von Obrigkeits wegen verboten, sich eines öffentlichen Bades zu bedienen." S. dessen Collection of Gems, p 76. O des weisen Mannes, der sich keine andere Ursache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeidirection verboten worden war! W.

S. 137. Pausanias erzählt — Boeotiis cap. 27. W.

10.

S. 140. Götterbilder — — zu dem Urbilde u. s. w. — Wie sich Lucian in seinem Charidemus ausdrückt. W.

S. 140. Stellt die Majestät dieses Werks den Gott dar — Daß es nicht nur auf die Menge, sondern selbst auf die erhabensten Menschen diesen Effect gemacht, sehen wir aus dem Beispiele des großen Römers Paulus Aemilius, von dem uns Livius sagt: Olympiae et alia spectanda visa, et Jovem, velut praesentem intuens animo motus est. Lib. XLV. c 20. W.

— S. 141. Daß Cicero nicht zu viel gesagt habe — Neo vero ille artifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2. W.

S. 141. In seiner Seele — eine herrliche Idee von Schönheit — Das Nämliche sagt auch Plotinus, Ennead. V. 1. 8. W.

12.

S. 143. Wie Zeuxis seine Helena — Von ihm wird erzählt, daß er, als er den Agrigentinern eine Helena malen sollte, sieben der schönsten Mädchen zu Modellen ausgewählt habe. Diese Erzählung hat nur dann innere Wahrscheinlichkeit, wenn man annimmt, daß der Künstler die Idee zu seiner Helena im Geiste hatte, bei der Ausführung vorwalten ließ, und die Modelle ihm nur überhaupt zur Leitung dienten. Hätte er einzelne schöne Theile copirt und daraus ein Ganzes zusammengesetzt, so hätte er aus lauter schönen Theilen doch nur eine Mißgestalt geschaffen. So atomistisch verfährt aber kein Künstler.

S. 145. Torentite und Toreutike — V. Salmas. in Solin. p. 235 C. W.

[Vergleiche Heyne's antiquarische Aufsätze Bd. 2. S. 127. Winkelmanns Werke Bd. 5. S. 97. mit der Anmerkung 471. S. 595.]

S. 144. Amazone des Phidias vorgezogen — Plin. H. N. 8. 19.

S. 144. Empfindlichere Andeutung der Theile, wie Winkelmann meint — Geschichte der Kunst S. 652 der Wiener Ausg. — Sämmtliche Werke, neue Dresdn. Ausg. Bd. 6. S. 48. mit der Anmerkung 270, wo jedoch auf diese Bemerkung Wielands keine Rücksicht genommen ist. Man vergleiche daher Böttigers Andeutungen S. 115 ff. — In der Hauptsache hat denn aber Wieland doch Recht.

S. 144. Kanon oder Doryphorus — Vergl. die Anmerkungen der Herausgeber von Winkelmanns Werken Bd. 6, 2. Anmerkung 275. 275.

13.

S. 147. Liebesgott — sein vollkommenstes Werk — Pausanias erzählt davon folgende Anekdote: „Praxiteles hatte der schönen Phryne, die er liebte, versprochen, ihr sein bestes Werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Phryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen Geschmack nicht traute und gern gewiß gewesen wäre, welches unter seinen Werken in seinen eigenen Augen das beste sey, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daß er einsmals, da sein Herr den Abend bei ihr zubrachte, in größter Bestürzung angelaufen kam, die Nachricht zu bringen, es sey Feuer in seinem Hause ausgekommen und die meisten seiner Werke seyen schon von den Flammen theils verzehrt, theils sehr beschädiget. O! ich bin verloren, schrie Praxiteles, wenn mein Satyr und mein Amor verdorben sind. Nun hatte Phryne, was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sey das schönste seiner Werke." — Athenäus erzählt die Sache kürzer und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt bloß: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Cupido und seinem Amor die Wahl gelassen, und Phryne habe (wie billig) den Liebesgott gewählt und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war, und woselbst Amor einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob ich so glücklich gewesen bin, in dieser das Wahre auszuspüren. W.

S. 147. Der Dichter Simonides — Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Namens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben. W.

S. 147. Grotius — übersetzt hat —

Quam bene Praxiteles finxit quem sensit Amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei pretium, Phrynae dedit; inde sagittis
Nil opus est: videar si modo, sat ferio.

W.

Aus dem eigenen Herzen entlehnte Praxiteles Amors
Urbild und stellte den dar, den er im Innersten trug.
Er verlieh mich der Phryne zum Lohn für mich;
nicht mehr entflamm' ich
Herzen durch Bogen und Pfeil; siehe mich an, und du liebst.

Fr. Jacobs.

S. 148. Alcibiades in seinem Knabenalter — Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitze werfender Amor zu sehen war — sagt Plutarch im Leben

dieſes liebenswürdigen Taugenichts. Dieß gab ohne Zweifel einem ſpätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Geſtalt des Alcibiades als Knabe. Der Meiſter war unbekannt; man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles ſeyn müßte. Plin. XXXVI. S. IV. n. 9. W.

S. 149. Knidiſche Venus, keine — Phryne — Praxiteles hatte der letztern mehr als eine gemacht; außer der, die Pauſanias zu Thespien ſah, befand ſich eine zu Rom, an welcher die Kenner ſowohl den Charakter ihrer Profeſſion, als die Liebe, womit der Künſtler gearbeitet, zu bemerken glaubten. Plin. XXXIV. W.

[Vergl. Jacobs im Attiſchen Muſeum Bd. 3. S. 51. Anm. 79.]

S. 150. Knidiſche Venus — das ſchönſte — auf dem Erdenkreiſe — Dieſem widerſpricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas ſagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Callaicus ſtand, „Praxiteliam illam antecedens et quomcunque alium locum nobilitatum.“ — Plinius iſt von dergleichen Widerſprüchen nicht immer frei. Wenn er Recht hätte, ihr dieſen Vorzug zu geben, und der Grund, warum ſie nicht mehr Aufſehens machte, darin lag, daß (wie er ſagt) zu Rom die Größe der Werke, die da zu ſehen waren, ſie auslöſchte: warum machte ſie nicht mehr Aufſehen unter den Griechen, ehe ſie nach Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war ſie in einem höhern Styl gearbeitet oder (nach unſrer Claſſification) ein Ideal von der erſten Claſſe — und eben darum, weil ſie weniger ſinnlichen Reiz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geſchickt, ihr beim großen Haufen den Vorzug ſtreitig zu machen? W.

S. 150. Beweis, — der ſich nur auf Lateiniſch erzählen läßt — Ferunt amore captum quemdam, cum deliciasset nocte simulacro cohaesisse, ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin. XXXVI. p. 785. Es iſt ſehr erlaubt, an Wundern dieſer Art zu zweifeln, wenn ſie uns auch ſchon von Küſtern und Küſterinnen erzählt werden. Indeſſen beſtätigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen Abſicht, das Heidenthum dadurch ſchamroth zu machen) die Wahrheit dieſer Begebenheit durch das Zeugniß eines gewiſſen Poſidippos, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geſchrieben. Ob ſie dadurch glaubwürdiger werde, iſt eine andere Frage — genug, daß die Begebenheit an ſich ſelbſt nichts Unmögliches iſt. W.

S. 151. Wiewohl Lucian — vorzieht — In hazgin. c. 6. W.

16.

S. 154. Sein Lehrmeiſter — der Doryphorus — Cicero de Clar. Orator 86. W.

S. 154. Den Eupompus fragte Lyſipp — Es finden ſich bei

dieſer Anekdote chronologiſche Schwierigkeiten; auf die meines Wiſſens noch Niemand Acht gehabt hat. Wenigſtens muß Eupomp, als er dem Lyſipp dieſe Antwort gegeben, ein ſehr alter Mann geweſen ſeyn. W.

[Man vergleiche hiemit, was in Anmerkung 584 zum ſechsten Bande von Winkelmanns Werken über Lyſippus geurtheilt wird.]

17.

S. 157. Was in Bildung — allen Göttern gemein war — Dieß allgemeine und beſondere Götterideal, welches ich, ungeachtet es ſich auf ſehr richtige und feine objektive Begriffe gründete, darum, weil es für die Künſtler, vermöge einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft, Geſetz war, conventionell nenne, hat Winkelmann bekannter Maßen in der Geſchichte der Kunſt eben ſo ausführlich als gelehrt und ſcharfſinnig abgehandelt. W.

24.

S. 166. Phidias fand Mittel — aus dem Gefängniſſe zu entwiſchen — Dieß ſagt ein ungenannter Scholiaſt des Ariſtophanes. Plutarch ſagt, er ſey im Gefängniß geſtorben. Das iſt aber, aus verſchiedenen Gründen, nicht glaublich. W.

S. 168. Skaliger — dieſe Anekdote lächerlich findet — Sie gründet ſich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Macrobius — aber, wenn ſie auch ſchlechtere Gewährsmänner hätte, ſo iſt, däucht mich, der innere Character indelebilis der Wahrheit in ihr, der diejenigen, welche Augen zu ſehen haben, ſtärker überzeugt als alles Anſehen fremder Zeugen. W.

25.

S. 169. Die koloſſaliſche Größe — — trug unfehlbar nicht wenig bei u. ſ. w. — Der Herausgeber erinnert ſich eines Tadels dieſer Stelle, wobei bemerkt wurde, daß Erhabne könne keine Wirkung von der Größe der Maſſe ſeyn, und den olympiſchen Zeus würde man nicht weniger erhaben finden, wenn er auch nach ſehr verkleinertem Maßſtab dargeſtellt wäre. Hiegegen bemerke ich zuerſt, daß Wieland hier keineswegs das Koloſſale und das Erhabne für gleichbedeutend gegeben hat; in dem aber, was er ſagt, hat er zuverläſſig Recht. Zwar würden wir das Erhabne des Zeus auch dann noch anerkennen, wenn er auf einer Gemme dargeſtellt wäre; aber das Erhabne in einem Charakter anerkennen und von allen Wirkungen des Gefühls, des Erhabnen durchdrungen ſeyn, das ſind doch wohl zwei ſehr verſchiedene Dinge? Ein Zeus von der Höhe einer Elle in den Tempel

geſtellt würde zuverläſſig den Eindruck nicht gemacht haben, wie der, der wenn er aufſtände, den ganzen Tempel zertrümmern würde. Daß dieſer jedoch den äſthetiſchen Charakter des Erhabnen auch an ſich tragen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

S. 169. Die trockne Beſchreibung, die uns Pauſanias — Die flache Art, wie der äußerſt unpoetiſche Pauſanias von allen Herrlichkeiten des olympiſchen Tempels ſpricht, iſt darum kein Beweis, daß er nicht davon gerührt worden ſey. Im Gegentheil, ich ſtelle mir ihn vor, wie er mit weit offnen Augen, ſeine Schreibtafel in der Hand, da ſtand und gaffte und vor lauter Erſtaunen nicht wußte, wo er anfangen ſollte, und ſeinem Leibe endlich keinen Rath fand, als Alles, Stück für Stück, in der nämlichen Verwirrung, die in ſeiner Seele herrſchte, aufzuſchreiben. Was ihn am meiſten am ganzen Werke gerührt zu haben ſcheint, war die Koſtbarkeit der Materialien, die Verſchwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelſteinen, der ſchimmernde Thron u. ſ. w. W.

26.

S. 170. Die Nemeſis des Agoraktitos — Die Geſchichte dieſer Nemeſis hat etwas Merkwürdiges. Die Athener wollten ein Bild der Venus haben, um es in den ſogenannten Gärten in einem Tempel der Venus Urania aufzuſtellen. Zwei Schüler des Phidias, Alkamenes und Agoraktitos, wovon der letzte ſein Liebling war, arbeiteten in die Wette um dieſen Preis: die Venus des Agoraktitos verdiente ihn; aber die Athener, die einem Ausländer dieſe Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agoraktitos empfand dieſe Ungerechtigkeit ſo hoch, daß er ſogar nicht mehr leiden konnte, daß ſein Werk eine Venus heißen ſollte. Er nannte ſie alſo Nemeſis und verkaufte ſie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie nach Athen gebracht werden ſollte. Varro, der gewiß Kenner war, hielt dieſe Nemeſis für das vollkommenſte Werk der griechiſchen Kunſt. — Der Umſtand, daß Phidias die letzte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, iſt entweder ein Verſehen des Plinius oder ſeiner Copiſten; es iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit. Wenn Phidias Einem von Beiden half, ſo war's gewiß dem, der ihm am liebſten war. W.

S. 170. Soſandra des Kalamis — Zwei Stellen Lucians geben uns von dieſer Soſandra eine große Meinung. Die eine (im dritten der Dialog. Meretric.), wo die eiferſüchtige Philinna ſich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der, in ihrer Gegenwart und um ſie zu ärgern, die Thais wegen der Zierlichkeit ihres Tanzes und ihres geſchickten

Fußes und ihrer schönen Knöchel und wegen tausend andrer Schönheiten ganz ausschweifend erhoben hatte. — „Nicht anders (sagt sie), als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre und nicht von dieser Thais, von der wir ja Beide wissen, was an ihr ist, da wir mit ihr baden.“ —

Die andere Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen, was an jeder das Schönste war, das Bild seiner Panthea oder der vollkommnen Schönheit zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Scham, das leise verborgene Lächeln und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 452, nach der Wiener Ausgabe.) W.

00099807

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020